

WEGE IN DIE WOHNUNGSLOSIGKEIT

Eine qualitative Untersuchung

Larissa von Paulgerg-Muschiol

WEGE IN DIE WOHNUNGSLOSIGKEIT

Eine qualitative Untersuchung

vorgelegt von

Larissa von Paulgerg-Muschiol

als Dissertation zur Erlangung des Grades
einer Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)
am Fachbereich 1
der Universität Siegen

Wörthsee

2009

Wissenschaftlicher Betreuer: Prof. Dr. Wolfgang Ludwig-Mayerhofer

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Zentrale Aspekte des Untersuchungsgegenstandes	7
2.1	Begriffsdefinition und Begriffsdiskussion	7
2.2	Das Problem in Zahlen und das Versorgungskonzept für Wohnungslose in München	10
2.2.1	Schätzung/Fortschreibung der Gesamtzahl in der BRD	10
2.2.2	Die aktuelle Situation in München	16
2.2.3	Institutionen der Wohlfahrtspflege	29
2.3	Der Forschungsstand zur Entstehung von Wohnungslosigkeit	31
2.3.1	Grundlagenstudie/Günter Albrecht et al. (1990)	33
2.3.2	Vagabunden in der Großstadt/Girtler, R. (1980)	36
2.3.3	Lebensbedingungen und Alltag der Stadstreicher in der Bundesrepublik/Weber, R. (1984)	37
2.3.4	...ohne festen Wohnsitz... Ursachen und Geschichte der Nichtigkeit und die Möglichkeit der Hilfe/John, W. (1988)	38
2.3.5	Ohne Arbeit keine Wohnung, ohne Wohnung keine Arbeit/Ruhstrat, E.-U. et.al (1991a)	39
2.3.6	Wohnungslosigkeit und Subjektentwicklung. Lebenslagen und Perspektiven Wohnungsloser in Berlin/Schneider, S. (1997)	41
3	Ursachen der Wohnungslosigkeit – verschiedene Erklärungsversuche	43
3.1	Exkurs: Individualisierende Ansätze	43
3.1.1	Psychiatrisch-neurologischer Erklärungsansatz	44
3.1.2	Die Wandertriebtheorie	44
3.1.3	Das Psychopathie-Konzept bei (Aderhold 1970) und Garcia (1982)	45
3.1.4	Der Neurologische Ansatz von Veith und Schwindt (1983)	46
3.1.5	Die Wickertstudie (1976)	47
3.1.6	Psychische Erkrankung bei obdachlosen Männern und Frauen in München/Prof. Dr. M. Fichter et al. (2000)	48
3.1.7	Der Problemfamilienansatz	49
3.1.8	Zusammenfassung	50
3.2	Strukturelle Erklärungsansätze	52
3.2.1	Das sozialökonomische Modell	52
3.2.2	Der Armutsansatz	54

3.2.3	Der Unterversorgungsansatz	55
3.2.4	Der Etikettierungs-/Stigmatisierungsansatz	57
3.2.5	Zusammenfassung	59
4	Verwendete Theoretische Ansätze	61
4.1	Das Konzept der Lebenslage	61
4.2	Der Karrierebegriff	64
4.3	Die Coping-Analyse des sozialen Handelns	71
4.4	Diskussion des kontingenten Karrieremodells und des sozialen Copings	78
4.5	Die Bedeutung Sozialer Netzwerke	79
4.6	Anspruch und Ziele meiner Untersuchung	81
5	Der Forschungsansatz: Grounded Theory	84
5.1	Offenheit	85
5.2	Kontinuität von alltagsweltlichem und wissenschaftlichen Denken	86
5.3	Theoretical Sampling	87
5.4	Die Untersuchungsgruppe	88
5.5	Datenerhebung	92
5.6	Datenauswertung	96
6	Das Leben vor der Wohnungslosigkeit	101
6.1	Beispiel A: (Erich B.)	103
6.2	Beispiel B: (Egon S.)	107
6.3	Beispiel C: (Lothar G.)	111
6.4	Beispiel D: (Horst S.)	115
6.5	Beispiel E: (Heinz T.)	121
7	Der Einstieg in die Wohnungslosigkeit	125
7.1	Strukturbedingtes Hineinschlittern/Scheitern an, mit und durch Strukturen	126
7.1.1	Nach Wohnungsverlust	127
7.1.2	Nach Arbeitsplatzverlust	130
7.1.3	Nach Strafvollzug	132
7.1.4	Kontextbedingungen von strukturbedingtem Hineinschlittern	135
7.1.5	Intervenierende Bedingungen von strukturbedingtem Hineinschlittern	137
7.1.6	Konsequenz von strukturbedingtem Hineinschlittern	138
7.1.7	Scheitern an, mit und durch Institutionen	140
7.2	Flucht	141
7.2.1	Flucht nach Scheidung oder Trennung	142

7.2.2	Flucht nach Konflikt mit Eltern/Familie	144
7.2.3	Flucht vor offenem Strafverfahren	145
7.2.4	Flucht vor bevorstehender Räumungsklage	146
7.2.5	Flucht aus Kinder- bzw. Jugendheim	146
7.2.6	Kontextbedingungen für Flucht	147
7.2.7	Intervenierende Bedingungen für Flucht	149
7.2.8	Konsequenz von Flucht	150
7.2.9	Verlust bzw. das Nichtvorhandensein von Netzwerken/Auflösung von traditionellen sozialen Netzwerken	152
8	Die Untersuchungsergebnisse im gesellschaftlichen Kontext	156
8.1	Familie	158
8.2	Stadt	162
8.3	Arbeit	166
9	Schlussbemerkung	169
	Literatur	172
	Anhang	188
	Verzeichnis der Tabellen und Abbildungen	197

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich nicht versäumen all denjenigen meinen Dank auszusprechen, die mich bei der Entstehung dieser Arbeit unterstützt haben. Ganz besonders möchte ich Marion dafür danken, dass sie nicht aufgehört hat mich immer wieder zu motivieren diese Arbeit zu vollenden. Danken möchte ich auch meiner Mama, die sich um orthographische und stilistische Korrektheit in der Arbeit bemüht hat und mir immer wieder, auch durch familiäre Unterstützung, ruhige Arbeitstage in völliger Abgeschlossenheit in den Bergen ermöglicht hat. Nicht zuletzt danke ich meinem Doktorvater Prof. Dr. Wolfgang Ludwig-Mayerhofer für die geduldige Ausdauer, sowie für die fachliche und persönliche Unterstützung. Widmen möchte ich die Arbeit meinem Mann Frank, sowie meinen Söhnen Yannik, Julius und Linus, die mich emotional bei der Erstellung dieser Arbeit immer unterstützt haben und sicherlich froh sind, dass es endlich geschafft ist.

1 Einleitung

Das Thema Wohnungslosigkeit fristet bis heute sowohl in gesellschaftlichen, wie auch im politischen und wissenschaftlichen Bewusstsein ein „Mauerblümchendasein“. Bis heute lässt sich immer wieder feststellen, dass gesellschaftliche Bilder von Wohnungslosigkeit den analytischen Zugang zu diesen erschweren: Vom ‚romantischen‘ Bild des Außenseiters, der sich allen gesellschaftlichen Konventionen widersetzt, über den ‚polizeilichen‘ Blick, für den Wohnungslose vor allem die ‚öffentliche Ordnung‘ stören oder zumindest ‚verunschönen‘ (und deshalb aus dem öffentlichen Blick entfernt werden müssen), bis zum ‚fürsorgerischen‘ Blick, aus dessen Perspektive Wohnungslose als desozialisierte Randständige durch Betreuung wieder in die Gesellschaft zurückgeführt werden müssen ist alles zu finden.

In der sozialwissenschaftlichen Beobachtung von Wohnungslosigkeit manifestieren sich diese Schwierigkeiten vor Allem in der Versuchung, gesellschaftlichen Stereotypen entgegenzutreten, wonach die Wohnungslosen ‚selbst schuld‘ an ihrer Lebensweise seien oder diese bewusst gewählt hätten, um sich gesellschaftlichen Anforderungen zu entziehen. Gegenüber einer solchen Ansicht gerät man dann leicht in eine Haltung, Wohnungslose nur als „Opfer“ von übermächtigen Strukturen zu sehen (vgl. Micheli 1996: 41 ff.).

Nachdem man früher vor allem individuelle Pathologien („Wandertrieb“, „Nicht-Sesshaftigkeit“) für Wohnungslosigkeit verantwortlich gemacht hat, ist das Pendel in der soziologischen Literatur in den letzten zwei Dekaden eher in Richtung ‚struktureller‘ Faktoren auf der gesellschaftlichen Makro-Ebene umgeschwungen. So werden vor allem Probleme am Wohnungsmarkt und in der öffentlichen Wohnraumversorgung für die Wohnungslosigkeit (ebenso wie die Obdachlosigkeit¹) verantwortlich gemacht. Bekanntlich ging vor allem in der zweiten Hälfte der 80er Jahre die Zahl der neu gebauten Wohnungen zurück. Gleichzeitig stiegen die Wohnungsmieten und die Zahl der Quadratmeter pro Person nahm im Durchschnitt eher zu. Insgesamt findet sich also vor allem in den Städten eine zunehmende soziale und räumliche Segregation zwischen einkommensstarken Gruppen, die sich auch entsprechenden Wohnraum leisten,

¹ Zur Problematik der Terminologie siehe Kap. 2.1.

und ärmeren Gruppen, die in eher schlechten Verhältnissen wohnen (Dangschat 1995). Die staatliche Wohnungsbauförderung lässt sich durch die Aussage charakterisieren: „Umverteilt wird vor allem nach oben. Wer Subventionen am wenigsten nötig hat, bekommt die höchsten“ (Stimpel 1990: 9; siehe auch Eichener & Heinze 1994).

Dennoch möchte ich hier nicht Marktmechanismen und sozialpolitische Defizite, sondern Individuen in den Vordergrund rücken, dies jedoch nicht in einer Perspektive des ‚Blaming the Victim‘.

Viele sozialwissenschaftliche Untersuchungen laufen Gefahr, dem gesellschaftlichen ‚Blaming the Victim‘ ein ‚Blaming the Society‘ entgegenzusetzen, was man nicht zuletzt bei qualitativen Untersuchungen findet, die oft mit dem Ziel antreten, die Wohnungslosen „differenzierter und vielleicht sogar sympathischer“ (Giesbrecht 1987: 144) zu sehen. Dabei handelt es sich gewiss um ein sehr anerkennenswertes Ziel, das aber auch das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse hemmen kann.

Ein Beispiel ist die Untersuchung von Timmer und Ko-Autoren (1994). In ihrem Eifer, die „wahren“ Ursachen der Wohnungslosigkeit herauszuarbeiten – den Niedergang des Arbeitsmarkts, insbesondere für weniger Qualifizierte, ebenso wie eine verfehlte Sozialpolitik – werden Probleme und Handlungsdefizite der Wohnungslosen geleugnet: „The homeless are not deficient and defective; they are resilient and resourceful“ (siehe Timmer et al. 1994). In ihren Fallstudien erscheinen Wohnungslose dann als kräftige, arbeitsfähige und -willige Männer, Frauen mit hervorragenden Qualifikationen, Kinder aus Familien, in denen es an nichts fehlt außer hinlänglicher Unterstützung durch den Staat. Sofern Schwierigkeiten auftreten – psychische Auffälligkeiten, Alkohol etc., – sind diese eine allzu verständliche Reaktion auf gesellschaftlich erzeugte Not.

Gleichzeitig schlägt diese Haltung paradoxerweise schnell um in eine Infantilisierung der Wohnungslosen. So ist etwa in der Zusammenfassung zu der Untersuchung von Giesbrecht zu lesen: „[Es] erstaunt doch, dass so viele der Befragten in ihrem Leben überhaupt keine längerfristige Partnerbeziehungen (sic) haben aufbauen können. Somit fehlte diesen Männern in den verschiedensten Lebenskrisen ein wichtiges Rückzugs- und Kompensationspotential“ (Giesb-

recht 1987: 140). Wenn man Beziehungen von Männern zu Frauen in dieser Art und Weise als Schutz vor den Unbilden des Lebens auffasst, so kommt gar nicht die Frage in den Blick, welchen Anteil die Wohnungslosen selbst am Fehlen der Partnerbeziehungen haben.

Beide Extreme einer starren Gegenüberstellung von Gesellschaft und Individuum sind falsch, sowohl wenn den Individuen sämtliche Verantwortung für ihre Situation selbst zugeschrieben wird, als auch wenn ihnen jeglicher Beitrag an der Herstellung ihrer eigenen Situation abgesprochen wird. Auch Wohnungslose sind weder frei ihre Präferenzen realisierende Individuen noch gänzlich passive Opfer von Umständen.

Worauf es mir im Folgenden ankommt, ist die Vermittlung von Individuen und gesellschaftlichen Institutionen.

In meiner Arbeit geht es vorrangig darum, die Genese von Wohnungslosigkeit zu untersuchen. Ich möchte verstehen warum wird jemand wohnungslos und führt ein Leben auf der Straße? Was muss passieren, dass ein Mann diese extremste Form der Armut lebt? In diesem Zusammenhang möchte ich die theoretische Grenze zwischen Gesellschaft und Individuum überwinden – die handelnden Individuen werden weder als reine Opfer staatlicher bzw. struktureller Gegebenheiten gesehen, noch haben sie alles durch frei bestimmtes Handeln selber in der Hand.

Dazu werde ich versuchen den Weg in die Wohnungslosigkeit in einen weiteren Rahmen zu stellen und aufzuzeigen, dass Wohnungslosigkeit nur zu verstehen ist vor dem Hintergrund der Ambivalenz gesellschaftlicher Institutionen. Diese werden in der sozialwissenschaftlichen Diskussion durchaus gesehen, jedoch bisher soziologisch inadäquat erfasst. Das will ich an zwei Beispielen kurz erläutern.

In der Fachliteratur über Wohnungslose ist (erstens) häufig davon die Rede, dass Wohnungslosigkeit u.a. durch den ‚Verlust der Familie‘ ausgelöst werden kann (Albrecht et al. 1990; Snow & Anderson 1993; Wagner 1993, 1997). Dieses Ergebnis kann auch ich, ohne zu viel vorweg zu nehmen, bestätigen; aber dabei stehen zu bleiben ist äußerst unbefriedigend, insoweit überhaupt nicht theoretisch klar wird, wie es zum ‚Verlust der Familie‘ kommt und warum die-

ser ‚Verlust‘ (der Begriff impliziert, dass es sich dabei um ein externes Ereignis handelt, das ohne Zutun des Betroffenen eintritt) überhaupt Wohnungslosigkeit auslöst. Aus den biographischen Interviews unserer Untersuchung möchte ich herausarbeiten, vor welchem Hintergrund sich der ‚Verlust‘ der Familie entwickelt. Weiter soll ergründet werden warum dieses als Ereignis interpretiert wird, welches die Lebenskonzepte und -orientierungen der Männer nachhaltig zerstört.

Es ist (zweitens) ebenfalls ein ‚Standard-Befund‘, dass wohnungslose Männer häufig in der Erwerbstätigkeitshierarchie weit unten stehen (vgl. neben den oben genannten etwa noch Blau 1992; Jencks 1994). Auch das wird aber als rein korrelative Beziehung im Sinne von „je geringer die Ausbildung, je niedriger die Stellung im Beruf, desto höher das Wohnungslosigkeitsrisiko“, interpretiert. Ich möchte jedoch zeigen, dass diese Position am untersten Rand der Erwerbshierarchie Wohnungslosigkeit nicht nur *fördert*, sondern dass dadurch Wohnungslosigkeit unter Umständen erst *entsteht*.

Zunächst ist aber darzulegen, auf welcher Datengrundlage ich dies tue.

Als Datengrundlage für die hier vorliegende Arbeit dient mir die zwischen 1997 und 1999 – im Rahmen eines von der DFG geförderten qualitativen Forschungsprojekts² zur Bedeutung von Kriminalisierung für die Karrieren von wohnungslosen Männern unter der Leitung von Prof. Dr. Wolfgang Ludwig-Mayerhofer – durchgeführte Studie.³

Schwerpunkt des Projekts ist der Zusammenhang zwischen Kriminalität und Kriminalisierung und den Karriereverläufen der Wohnungslosen.⁴ Die Ergebnisse beziehen sich auf die Analysen von (zum Teil wiederholten) Interviews

² „Wohnungslosigkeit und Strafvollzug – Untersuchungen zur Bedeutung von Kriminalisierung für die Karrieren von wohnungslosen Männern“ (DFG Lu 486/3-1 bzw. 3-3) unter der Projektleitung von Wolfgang Ludwig-Mayerhofer. Ihm gilt mein besonderer Dank für die Hilfe und Unterstützung bei der Entstehung dieser Arbeit.

³ An dieser Stelle sei kurz erklärt, dass wenn in der Arbeit im Folgenden von „wir“ oder „uns“ gesprochen wird, bezieht sich dies auf das hier als Grundlage der Arbeit dienende Projekt und somit auf Ergebnisse oder Vorgehensweisen die ich zusammen mit meinen Kollegen gemacht habe.

⁴ Weiterführend zu den Ergebnissen aus diesem Projekt siehe: Ludwig-Mayerhofer, W., Müller, M. & von Paulberg-Muschiol, L. (1999), Ludwig-Mayerhofer, W., Müller, M. & von Paulberg-Muschiol, L. (2000), Ludwig-Mayerhofer, W. (2000), von Paulberg-Muschiol, L. & Müller, M. (2000), Müller, M & von Paulberg-Muschiol, L. (2001).

mit über 30 wohnungslosen Männern aus München, die ich zusammen mit meiner Kollegin Marion Müller durchgeführt und ausgewertet habe.

Methodisch orientiert sich unsere Untersuchung an den Stilvorgaben der Grounded Theory nach Anselm Strauss (siehe z. B. Strauss & Corbin 1996, genaueres dazu siehe Kapitel 5).

Aufbau der Arbeit:

Bevor ich tiefer in die Materie einsteige, möchte ich mich kurz mit den Begrifflichkeiten Wohnungslose/Obdachlose, ihre Verwendung sowie auch ihre Unterscheidung (siehe Kapitel 2.1) auseinandersetzen. In einem weiteren Kapitel geht es dann um eine zahlenmäßige Annäherung an die Thematik. Wie groß ist die Gruppe der Betroffenen? Wie sieht die zahlenmäßige Situation in München aus? Zudem soll ein kurzer Einblick in diejenigen staatlichen privaten und kirchlichen Institutionen gegeben werden, die sich professionell mit der Problematik Wohnungslosigkeit beschäftigen (siehe Kapitel 2.2).

In Kapitel 2.3 werden zunächst bisherige relevante Untersuchungen zur Thematik *Entstehung von Wohnungslosigkeit* vorgestellt, kritisch beleuchtet und in ihren Kernproblemen kurz diskutiert. In Anschluss daran werden in Kapitel 3 verschiedene bisherige Erklärungsansätze dargestellt, die sich mit der Thematik *Ursachen von Wohnungslosigkeit* beschäftigen. Hierbei unterscheidet sich *individualisierende Ansätze* (Kapitel 3.1) von *strukturellen Erklärungsansätzen* (Kapitel 3.2).

In einem nächsten Schritt werden dann die in der vorliegenden Arbeit verwendeten theoretischen Ansätze erläutert und diskutiert (siehe Kapitel 4). Diese sind das *Konzept der Lebenslage* (Kapitel 4.1) der *Karrierebegriff* (Kapitel 4.2), das *Konzept der Coping-Analyse des sozialen Handelns* (Kapitel 4.3), eine kurze Diskussion des kontingenten Karrieremodells (Kapitel 4.4), sowie die Bedeutung der *sozialen Netzwerke* (Kapitel 4.5).

Im Anschluss daran wird in Kapitel 5 der Forschungsansatz der Grounded Theory ausführlich erläutert und die Vorgehensweise bei der Datenauswertung beschrieben.

Im Folgenden wird anhand von fünf ausgewählten Lebensverläufen das Leben von später wohnungslosen Männern beschrieben und in ihrer für die Analyse

relevanten Unterschiedlichkeit beleuchtet (Kapitel 6), um dann im anschließenden Kapitel 7 den eigentlichen Einstieg in die Wohnungslosigkeit zu analysieren.

Als Synthese der beiden vorangegangenen Auswertungskapitel versuche ich dann im abschließenden Kapitel die Ergebnisse im gesellschaftlichen Kontext zu sehen und die Zusammenhänge nochmals aus dieser Blickrichtung zu beleuchten (Kapitel 8).

2 Zentrale Aspekte des Untersuchungsgegenstandes

2.1 Begriffsdefinition und Begriffsdiskussion

Bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts herrschte weder in der einschlägigen Fachliteratur noch in der täglichen Praxis Einigkeit darüber, welche Bezeichnung für die von Wohnungslosigkeit betroffene Personengruppe die Richtige sei. Lange existierte keine eindeutige Definition für den Begriff obdachlos, nichtsesshaft bzw. wohnungslos. Das lag zum Einen daran, dass es mindestens zwei verschiedene Zugangsweisen zu dem Begriff gab und gibt, die wissenschaftliche und die administrative, und zum Anderen daran, dass die Abgrenzung zu anderen gebräuchlichen Begriffen wie Stadtstreicher, Tippelbruder, Penner, Berber usw. nicht immer ganz klar ist.

In der Sozialwissenschaft und in der Praxis der Wohnungslosenarbeit hat sich in den letzten Jahren überwiegend der Begriff wohnungslos durchgesetzt. Diese Arbeit beschäftigt sich also mit einer Personengruppe, die etwas missverständlich als Wohnungslose bezeichnet wird. Gemeint sind in der Tat Personen ohne Wohnung (vgl. Könen 1990: 15) – aber das ist noch ungenau, weil viele Menschen, die keine eigene Wohnung haben, zumindest kurz- und mittelfristig in Heimen, Pensionen und ähnlichen Unterkünften untergebracht werden. Als Wohnungslose bezeichnet man heute⁵ jene Personen, die früher mit dem (stigmatisierenden) Etikett ‚Nichtsesshafte‘ versehen wurden: Menschen, die jedenfalls zeitweise, zumindest tagsüber, im Wortsinn auf der Straße leben, und auch nachts nicht immer ein Dach über dem Kopf haben. Alltagssprachlich werden sie oft als Penner bezeichnet; sie selbst bezeichnen das Übernachten im Freien häufig als ‚Platte machen‘.

Die Kennzeichnung einer Person als nichtsesshaft steht allerdings der adäquaten Erkenntnis der sozialen Lage der Betroffenen im Wege. Denn die Einschätzung als nichtsesshaft setzt eine Unstetigkeit implizit voraus und rührt (wie ich später noch zeigen werde, von einer Einordnung in die Wandertriebtheorie her).

⁵ Jedenfalls in der einschlägigen Fachliteratur. Hin und wieder gibt es Publikationen, die die Begriffe anders verwenden, vgl. etwa Sautter & Schuler-Wallner 1995.

Die realitätsferne Unterscheidung der Hilfepraxis zwischen „Obdachlosen“ und „Nichtsesshaften“ führte in den letzten Jahren in Wissenschaft und Praxis zur Bildung des Begriffs „alleinstehender Wohnungsloser“. Dieser Begriff bezeichnet eine alleinstehende Person, die ohne ausreichende Unterkunft lebt und deren Lebenslage durch materielle Bedürftigkeit hinsichtlich der Sicherung ihres Lebensunterhaltes gekennzeichnet ist. Streng betrachtet sollte allerdings die Kennzeichnung, „alleinstehend“ zu sein, aufgegeben werden (vgl. Rohrman 1990), denn schließlich kommen alle Formen der Wohnungslosigkeit vor: alleinstehende Personen, Teilfamilien, Familien usw. Die Gruppe der „alleinstehenden Wohnungslosen“ wäre genau genommen die extremste Form: materielle Bedürftigkeit und Fehlen familiärer Bindungen.

Die Differenzierung der Hilfen nach wohnungslosen Familien einerseits und Alleinstehenden andererseits hat ihre Begründung im unterschiedlichen gesellschaftlichen Verhältnis zu Familien, insbesondere solchen mit Kindern. Sie auf der Straße stehen zu lassen, wäre für das soziale Gewissen untragbar. Alleinstehenden Wohnungslosen mutet dagegen das soziale Gewissen vergleichsweise mehr Härte zu. Vor allem männliche alleinstehende Personen werden im Vergleich zu anderen Wohnungslosen sehr viel schlechter unterstützt. Dies könnte wohl damit zusammen hängen, dass Männer gesellschaftlichen Grundanschauungen zufolge auf jeden Fall zumindest für sich selber aufkommen sollen.

Bis 1974 bewirkte diese gesellschaftliche Grundeinstellung, dass alleinstehende wohnungslose Männer zwar von öffentlicher Unterstützung ausgeschlossen, jedoch strafrechtlichen Bestimmungen unterstellt wurden. Auch heute noch gilt der Tatbestand, als alleinstehender Mann arm und wohnungslos zu sein, in gewisser Weise eher als Vergehen denn als Anlass zur Unterstützung.

Im täglichen Sprachgebrauch werden nach wie vor die Begriffe „Nichtsesshafte“, „Obdachlose“ und „Wohnungslose“ durcheinander geworfen bzw. häufig synonym verwendet. So meldete zum Beispiel die Münchner „AZ“ am 6.3.1995: „Die Zahl der Obdachlosen [gemeint Wohnungslose, A.d.A.] in Deutschland ist in den letzten zehn Jahren rasant gestiegen: 1985 lebten rund 10.000 auf der Straße, heute sind es schon 45.000. Männer, Frauen und Kinder

ohne eigene Wohnung, die in Heimen und Pensionen untergebracht sind, gibt es aber viel mehr: 876.450 waren 1994 registriert.“

Folgt man der Bundesarbeitsgemeinschaft – Wohnungslosenhilfe (BAG-Wohnungslosenhilfe, so ist wohnungslos, „wer nicht über einen mietvertraglich abgesicherten Wohnraum verfügt. Aktuell von Wohnungslosigkeit betroffen sind danach Personen,

- im ordnungsrechtlichen Sektor
 - die aufgrund ordnungsrechtlicher Maßnahmen ohne Mietvertrag, d. h. lediglich mit Nutzungsverträgen in Wohnraum eingewiesen oder in Notunterkünften untergebracht werden;
- im sozialhilferechtlichen Sektor
 - die ohne Mietvertrag untergebracht sind, wobei die Kosten durch den Sozialhilfeträger nach §§ 11, 12 oder 72 BSHG übernommen werden;
 - die sich in Heimen, Anstalten, Notübernachtungen, Asylern, Frauenhäusern aufhalten, weil keine Wohnung zur Verfügung steht;
 - die als Selbstzahler in Billigpensionen leben,
 - die bei Verwandten, Freunden und Bekannten vorübergehend unterkommen;
 - die ohne jegliche Unterkunft sind, ‚Platte machen‘,
- im Zuwanderersektor
 - Aussiedler, die noch keinen Mietwohnraum finden können und in Aussiedlerunterkünften untergebracht sind. Anerkannte Asylbewerber in Notunterkünften zählen im Sinne der Definition zwar zu den Wohnungslosen, können aber bei den Wohnungslosenzahlen aufgrund fehlender Daten nicht berücksichtigt werden.“

(Zitiert nach <http://www.bag-wohnungslosenhilfe.de/index2.html>)

Personen die keine eigene Wohnung haben, aber von der Gemeinde in speziellen Notunterkünften, Sozialwohnungen etc. untergebracht werden (in der Regel im Rahmen eines sog. Nutzungsvertrages), bezeichnet man dagegen als ‚obdachlos‘. Obwohl damit die Begriffe, wörtlich genommen, eher verwirrend sind – die ‚Obdach-losen‘ haben durchaus ein Obdach, jedoch keine (‚eigene‘, d. h. in einem privatrechtlichen Mietverhältnis angemietete) Wohnung, wäh-

rend die Wohnungslosen nicht nur keine Wohnung haben, sondern auch ohne Obdach sind. Diese Unterscheidung hat sich im Wesentlichen inzwischen durchgesetzt, was sich u. a. auch darin niederschlägt, dass sich die „Bundesarbeitsgemeinschaft für Nichtsesshaftenhilfe“ 1991 in „Bundesarbeitsgemeinschaft – Wohnungslosenhilfe“ umbenannt hat. Zudem wird auch im Bereich der Sozialarbeit der Begriff wohnungslos verwendet. Daher werde ich in dieser Arbeit der Begriffsdefinition im soeben beschriebenen Sinne folgen und von Wohnungslosen sprechen.

2.2 Das Problem in Zahlen und das Versorgungskonzept für Wohnungslose in München

2.2.1 Schätzung/Fortschreibung der Gesamtzahl ⁶in der BRD

Die Untersuchungsgruppe der Wohnungslosen an sich macht eine genaue Statistik über Anzahl, Dauer der Wohnungslosigkeit, Struktur der Wohnungslosen etc. unmöglich. Aus diesem Grunde wurden verschiedene Schätzverfahren entwickelt um die Gesamtzahl der Wohnungslosen zu ermitteln. Eine Studie der Gesellschaft für innovative Sozialforschung (GISS) legte im Jahre 1994 erstmalig auf das Bundesgebiet hochgerechnete Zahlen (gültig für das Jahr 1992) vor. Ausgehend von diesen Basiszahlen schreibt die BAG-Wohnungslosenhilfe auf der Basis eines eigenen Schätzmodells seit 1992 jährlich die Gesamtzahl der Wohnungslosen in der Bundesrepublik, inkl. der wohnungslosen Aussiedler fort. Kern des Schätzmodells ist die Beobachtung der Veränderungen des Wohnungs- und Arbeitsmarktes, der Zuwanderung, der Sozialhilfebedürftigkeit sowie regionaler und lokaler Wohnungslosenstatistiken. Ergebnis ist jeweils eine jährliche globale Änderungsrate, auf deren Basis die Vorjahreszahl fortgeschrieben wird.

Die folgende Tabelle zeigt die nach wohnungslosen Einpersonenhaushalten, Personen in Mehrpersonenhaushalten und wohnungslosen Aussiedlern geglie-

⁶ Aus: <http://www.bag-wohnungslosenhilfe.de/> Zugriff zuletzt: August 2007.

derten Jahreszahlen. Die Zahl der Wohnungslosen ohne wohnungslose Aussiedler ist gesondert ausgewiesen, da die Zuwanderung ein gesondertes Problem darstellt. Wohnungspolitisch ist allerdings die Gesamtzahl aller Wohnungslosen relevant, da sie den Bedarf an Wohnungen bestimmt und Einfluss auf die Zugangschancen zum Wohnungsmarkt hat.

Ist schon die Nennung der Zahl der Wohnungslosen mit großen Problemen verbunden, so erkennt man, dass insbesondere die Quantifizierung der allein stehenden Wohnungslosen, die ohne jede Unterkunft auf der Straße leben ungleich schwieriger ist. Daher werden die Werte für die BRD von der BAG Wohnungslosenhilfe auch nur als circa Zahlen angegeben.

	1995	1996	1997	1998	1999	2000	2001	2002	2003	2004
Wohnungslose in Mehrpersonenhaushalten	390	380	370	330	260	220	200	180	167	148
Wohnungslose Einpersonenhaushalte	190	210	220	200	180	170	150	150	143	144
davon ohne jede Unterkunft auf der Straße	–	ca. 35	ca. 35	ca. 35	ca. 26	ca. 24	–	ca. 20	ca. 20	ca. 20
Wohnungslose in Ein- und Mehrpersonenhaushalten (ohne Aussiedler)	580	590	590	530	440	390	350	330	310	292
Wohnungslose Aussiedler	340	340	270	150	110	110	90	80	65	53
Wohnungslose insgesamt	920	930	860	680	550	500	440	410	375	345
Bandbreite +/- 10 %	830 bis 1.000	840 bis 1.000	770 bis 950	610 bis 750	500 bis 610	450 bis 550	390 bis 480	370 bis 450	336 bis 412	310 bis 380

Table 1: Schätzung der Zahl der Wohnungslosen (in Tausend) Quelle: BAG Wohnungslosenhilfe e.V., Februar 2006

Aufgrund der fehlenden gesetzlichen Wohnungsnotfallstatistik fehlen demographische Grunddaten wie Haushaltsgröße, Alter und Geschlecht, die Voraussetzung einer strengen statistischen Repräsentativität sind. Daher sind alle Untersuchungen auf Stichprobenbasis mit einem prinzipiellen Fehler behaftet und müssen Schätzungen auf der Grundlage der vorhandenen Untersuchungen über Wohnungslose mit einer Bandbreite von ca. +/- 10 % arbeiten. Dies betrifft sowohl den Umfang als auch die soziale Zusammensetzung der Wohnungslo-

sen. Alle Zahlen beziehen sich nicht auf einen Stichtag, sondern umfassen die verschiedenen wohnungslosen Personen im Laufe eines Jahres.⁷

Für die neuen Bundesländer können nur die Gesamtzahlen (ohne Haushaltsstruktur) der Wohnungslosen ohne Aussiedler ausgewiesen werden: Ihre Zahl ist nach Schätzung der BAG-Wohnungslosenhilfe von ca. 23.000 (1992), 34.000 (1994), 43.000 (1995), 53.000 (1996) bis auf ca. 66.000 (1997) gestiegen. Nach einem leichten Absinken auf 63.000 (1998) fielen sie deutlich auf ca. 50.000 (1999). Diese Zahlen sind mit relativ größeren Unsicherheiten als die Zahlen für die alten Bundesländer behaftet, da es für das Jahr 1992 keine empirisch gestützte Basiszahl gab, sondern eine angesichts der verfügbaren Informationen einigermaßen plausible Basiszahl zugrunde gelegt werden musste.

Für Westdeutschland schätzt die BAG 340.000 Wohnungslose (ohne Aussiedler) für 2000⁸ (1999: 390.000). Die Gesamtzahl der Wohnungslosen hat sich von 1998 auf 1999 um ca. 19 % reduziert.

Die Zahl der Wohnungslosen in Ein- und Mehrpersonenhaushalten ohne Aussiedler in Übergangsunterkünften verringerte sich von 530.000 im Jahr 1998 um ca. 17 % auf ca. 440.000 im Jahr 1999.

Der deutliche Rückgang in der Gesamtzahl ist zum Teil auf den starken Rückgang der Zahl wohnungsloser Aussiedler zurückzuführen. 1998 lebten ca. 150.000 Aussiedler in Übergangsunterkünften, 1999 nur noch ca. 110.000, dies ist ein Rückgang um ca. 27 %, während bis 1997 die Entwicklung in Ostdeutschland noch ansteigende Zahlen aufwies, so dass man von einer gespaltenen Entwicklung sprechen musste, fallen die Zahlen hier auch seit 1998.

Für Westdeutschland schätzt die BAG 390.000 Wohnungslose (ohne Aussiedler) für 1999 (1998: 460.000); für die ostdeutschen Bundesländer schätzt die BAG 50.000 Wohnungslose (ohne Aussiedler) (1998: ca. 63.000).

Die Zahl der Wohnungslosen hat sich im Jahr 2000 weiter verringert. Für das Jahr 2000 schätzt die BAG die Zahl der Wohnungslosen auf 500.000. Damit

⁷ 1999 wurde aufgrund eines verbesserten Schätzverfahrens eine rückwirkende Neuberechnung der Schätzungen 1994-98 vorgenommen. Daher kann es zu geringen Abweichungen von früher publizierten Schätzdaten kommen.

⁸ Ich gehe im Folgenden näher auf die Zahlen für 2000 und davor ein, da dies den Zeitraum darstellt in welchem ich meine Untersuchung durchgeführt habe und sie sozusagen den Bezugsrahmen dieser Untersuchung darstellen.

hat sich die Gesamtzahl der Wohnungslosen nach Einschätzung der BAG gegenüber dem Jahr 1999 um ca. 9 % reduziert.

Die Zahl der Wohnungslosen in Ein- und Mehrpersonenhaushalten ohne Aussiedler in Übergangunterkünften verringerte sich von 440.000 im Jahr 1999 um ca. 12 % auf ca. 390.000 im Jahr 2000. Die Zahl der wohnungslosen Einpersonenhaushalte sinkt von ca. 180.000 in 1999 auf ca. 170.000 in 2000.

Die Zahl der Aussiedler in Übergangunterkünften beträgt unverändert 110.000, d. h. der Rückgang der Wohnungslosenzahlen ist im Gegensatz zu den Vorjahren nicht auch auf den Abbau der Belegung in Übergangunterkünften zurückzuführen.

Die Rückläufigkeit der Gesamtzahlen wird auch durch die im Hilfesystem für alleinstehende Wohnungslose nach § 72 BSHG zu beobachtenden sinkenden Fallzahlen bestätigt.

Der anhaltende Rückgang der Wohnungslosenzahlen in den westdeutschen und den ostdeutschen Bundesländern ist ein Erfolg der Anstrengungen von Kommunen und freien Trägern der Wohnungslosenhilfe bei der Verhinderung von Wohnungsverlusten. So haben freie Träger in der Wohnungslosenhilfe in den letzten Jahren ihr ambulantes Beratungsangebot ausgebaut und damit auch die Vermittlung in Wohnraum erleichtert. Zahlreiche Kommunen konnten durch Mietschuldenübernahmen den Wohnungsverlust verhindern. Die positive Entwicklung in Westdeutschland ist darüber hinaus auf die hohe Rate fertig gestellter Wohnungen in den Jahren 1994-1999 zurückzuführen sowie in einzelnen Regionen auf die große Zahl relativ preisgünstiger Wohnungen, die durch den Abzug alliierter Truppen und ihrer Familien auf den Wohnungsmarkt gekommen sind. In Ostdeutschland wurde die positive Entwicklung vermutlich durch das große Angebot neu gebauter und renovierter Wohnungen möglich, deren Besitzverhältnisse nunmehr geklärt worden sind. Hinzu kommen wachsende regionale Leerstände, die durch starke Binnenwanderungen in den ostdeutschen Bundesländern oder die Abwanderung in den Westen verursacht werden.

Mit Blick auf die Zukunft kann dennoch nicht von einer Entwarnung bei der weiteren Entwicklung der Wohnungslosigkeit gesprochen werden, da in den

kommenden Jahren der verfügbare Sozialwohnungsbestand, auf den einkommensschwache Haushalte angewiesen sind, weiter rückläufig sein wird. Darüber hinaus ist die Zahl der von Wohnungsverlust bedrohten Haushalte von 1999 auf 2000 nach Angaben von Kommunen wie schon im Vorjahr angestiegen. Wichtigste Gründe für diese Entwicklung sind die Langzeitarbeitslosigkeit vieler Haushalte und die damit einhergehende steigende Sozialhilfebedürftigkeit. Allerdings wird durch die Abschwächung des Rückgangs deutlich, dass die positiven Wohnungsmarkteffekte, die auf die hohe Rate fertig gestellter Wohnungen in den Jahren 1994-1999 zurückzuführen waren, allmählich auslaufen. Auch die Zahl der akut Wohnungslosen steigt seit Mitte 2001 insbesondere in einzelnen Großstädten wieder deutlich an. Diese Entwicklung könnte sich 2002 auch in anderen Städten fortsetzen.

Eine Aufschlüsselung nach Haushaltsstruktur, Geschlecht und Alter ist ebenfalls nur schätzungsweise möglich und zwar nur für die ca. 440.000 Wohnungslosen (ohne wohnungslose Aussiedler!). Für die ca. 180.000 Einpersonenhaushalte ergibt sich ein Anteil von ca. 69,5 % und für die ca. 80.000 Mehrpersonenhaushalte (Familien mit Kindern, Paare, Alleinerziehende etc.) ein Anteil von ca. 30,5 % an den wohnungslosen Haushalten. Damit ist der Anteil der wohnungslosen Einpersonenhaushalte gegenüber 1998 leicht gestiegen.

Für Geschlecht und Alter lassen sich relativ zuverlässig nur Angaben für Einpersonenhaushalte auf der Basis des DWA-Systems (Dokumentationssystem zur Wohnungslosigkeit Alleinstehender) schätzen. Angaben für Familien bzw. Mehrpersonenhaushalte liegen in den vorhandenen Landes- bzw. Bundesstudien (GISS, IWU) nicht vor, da diese Merkmale nur für die ordnungsrechtlich untergebrachten Wohnungslosen insgesamt, d. h. Ein- und Mehrpersonenhaushalte erhoben werden.

Laut DWA ist der Frauenanteil an den wohnungslosen Einpersonenhaushalten im Sozialhilfesektor in den letzten Jahren kontinuierlich Wohnungslose (ohne wohnungslose AussiedlerInnen) gestiegen: von 6,4 % (1991) auf 15,1 % im Jahr 1999. Aufgrund der nach wie vor geringen Beteiligung der Einrichtungen für Frauen nach § 72 BSHG am DWA und unter Berücksichtigung der ordnungsrechtlich untergebrachten Haushalte muss von einem Frauenanteil an der

Gruppe der wohnungslosen Einpersonenhaushalte von mindestens 21 % ausgegangen werden; dies würde ca. 38.000 Frauen entsprechen.

Der Frauenanteil unter den Wohnungslosen (ohne Aussiedler) insgesamt liegt mit 23 %, das sind ca. 100.000 Frauen nur leicht darüber, die Zahl der Kinder und Jugendlichen liegt bei ca. 24 % (110.000 Personen) und die Zahl der Männer bei ca. 53 % (230.000 Personen). Der im Vergleich zu den Vorjahren geringere Prozentanteil von Frauen, Kindern und Jugendlichen ist auf ein verbessertes und damit genaueres Schätzmodell zurückzuführen und reflektiert nicht einen tatsächlichen Rückgang in dieser Höhe von 1998 auf 1999.

Bei den Einpersonenhaushalten (alleinstehenden Wohnungslosen) muss von einem Frauenanteil von ca. 21 % ausgegangen werden, dies entspricht ca. 34.000 Frauen. Der Frauenanteil unter den Wohnungslosen (ohne Aussiedler) insgesamt liegt bei 23 %, das sind ca. 90.000 (1999: 100.000) Frauen. Die Zahl der Kinder und Jugendlichen liegt bei ca. 22 % (85.000, 1999: 110.000 Personen) und die Zahl der Männer bei ca. 55 % (215.000, 1999: 230.000 Personen).

Während Mehrpersonenhaushalte und Familien regelmäßig mit Notunterkünften versorgt werden, verfügt ein Teil der Einpersonenhaushalte aufgrund einer diskriminierenden Behandlung nicht einmal über eine Notunterkunft. Dies betrifft ca. 14 % der Einpersonenhaushalte, d. h. ca. 26.000 Personen, die ohne jede Unterkunft sind und auf der Straße leben, darunter ca. 2.500 - 3.000 Frauen. Im Winter 1999/00 sind mindestens elf Frauen und Männer auf der Straße erfroren.⁹

Die alleinstehenden wohnungslosen Männer stehen am untersten oder mit am untersten Ende der Hierarchie der unterstützten Armen. Bei dieser Gruppe wird – im Unterschied zu vielen wohnungslosen Familien – nicht einmal die Wohnungslosigkeit notdürftig beseitigt. Viele alleinstehende wohnungslos gewordene Männer haben keine eigene Wohnung und oft nicht einmal ein eigenes Zimmer mehr. Sie wechseln zwischen Übernachtungen im Freien, in Asylen, Heimen usw. hin und her. Denen, die eine Wohnung, d. h. ein möbliertes

⁹ Vgl. hierzu König, Christian: 1998; Institut Wohnen und Umwelt (Hrsg.): 1994; Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau und Bundesministerium für Familie und Senioren (BMBau) (Hrsg.): Wohnungsnotfälle: 1994; Specht-Kittler, Thomas: Statistikberichte zur Wohnungslosigkeit Alleinstehender: 1990/91, 1992/93, 1993/94, 1995, 1996, herausgegeben von der BAG Wohnungslosenhilfe e.V. Institut für Therapieforchung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Caritasverband.

Zimmer, bekommen, geht es nicht viel besser. Die Wohnbedingungen sind in der Regel derart schlecht, dass sie diese auf Dauer nicht ertragen werden.

So beginnt dann wieder ein Wechsel zu Übernachtungen im Freien. Dieser Kreislauf kennzeichnet die Situation alleinstehender wohnungsloser Männer und wird auch durch die „Hilfe“ nicht aufgebrochen. Im Gegenteil: „Sie löst ihn durch ihre Mängel aus und befestigt ihn dann noch, indem sie die Bedingungen geschaffen hat und immer wieder erzeugt (z. B. den befristeten Aufenthalt von ‚Durchwanderern‘), die alleinstehende wohnungslose Männer stets aufs Neue auf die Straße setzen und auf den Weg bringen. Sie ist damit für das Leben verantwortlich, das sie alleinstehenden wohnungslosen Männern schafft“ (Gerstenberger 1987: 182).

2.2.2 *Die aktuelle Situation in München*

In meiner Untersuchung beziehe ich mich nur auf die Stadt München. Daher wird im Folgenden die Problematik zum Zeitpunkt der Untersuchung in München kurz beschrieben.

In der 1989 veröffentlichte Studie des Sozialreferats der Stadt München „Alleinstehende wohnungslose Männer in München – Ergebnisse einer Strukturanalyse der so genannten Nichtsesshaften“¹⁰, wurden erstmals auf kommunaler Ebene in München Daten durch eine empirisch fundierte Untersuchung gesammelt. Ziel der Studie war es, Struktur und Lebensbedingung alleinstehender wohnungsloser Männer transparent zu machen. Systematisch ausgewertete Unterlagen des Sozialen Beratungsdienstes im Haus an der Pilgersheimerstraße, der sozusagen die Funktion einer zentralen Beratungsstelle für die Gruppe der so genannten Nichtsesshaften hat, dienten als Datengrundlage. (vgl. Sozialreferat 1989)¹¹ Die Daten werden mit den für ganz Deutschland repräsentativen

¹⁰ Im weiteren Text nur noch kurz „Sozialreferat 1989“ genannt.

¹¹ Ansonsten gibt es jährlich einen Jahresbericht der Teestube „komm“ über die Struktur ihrer Klienten und die Ergebnisse ihrer Arbeit.

Daten der „Grundlagenstudie“ von Günter Albrecht et al. (1990)¹² zum Teil verglichen.¹³

Die als repräsentativ für die in München lebenden alleinstehenden wohnungslosen Männer geltende Stichprobe besteht aus 287 Fällen; Bezugszeitraum ist das Jahr 1987, sowie das erste Halbjahr 1988.

Aber erst die Studie von Romaus¹⁴ (1995) machte erstmals genaue Angaben über die Zahl der in München auf der Straße lebenden Obdachlosen. „Die mit erheblichen Personalaufwand und äußerster Sorgfalt durchgeführten Erhebungen sowie der zur Vermeidung von Doppelnennungen erfolgte Datenabgleich ergab, dass die Zahl der in München auf der Straße lebenden Obdachlosen mindestens 548 Personen (479 Männer – 87,4 %, 69 Frauen – 12,6 %) beträgt, im Verlauf des Jahres 1995 jedoch insgesamt 609 Personen – davon sind 532 Männer, 77 Frauen – ‚Platte gemacht‘ haben dürften.“ (Romaus 1995)

Nach der vorliegenden Untersuchung werden die wohnungslosen alleinstehenden Männer, die in München im Hilfesystem auftreten, durch die Altersgruppe zwischen 30 und 59 Jahren dominant geprägt: diese stellen rund 82 %, während Jüngere sich kaum (6 %) finden und 11 % im Alter von 60 Jahren und mehr sind.¹⁵

Altersgruppe	Studie Sozialreferat 1989	Romaus-Studie 1995
bis 29 Jahre	10 %	6,3 %
30 – 39 Jahre	28 %	28,3 %
40 – 49 Jahre	34 %	27,9 %
50 – 59 Jahre	22 %	26,1 %
60 + Jahre	6 %	11,4 %
Summe	100 %	100 %

Tabelle 2: Altersverteilung Männer (Sozialreferat 1989 und Romaus 1995)

¹² Ausführlich zu dieser Studie siehe Kap. 3.2.

¹³ Sicherlich sind die Daten der beiden Untersuchungen nicht exakt vergleichbar, da sowohl die Stichprobenziehung, wie auch Zeitpunkt und Design der Studien nicht vergleichbar sind. Jedoch lassen sich allgemeine Tendenzen, die Struktur der Wohnungslosigkeit betreffend, vergleichen.

¹⁴ Romaus, Rolf: Obdachlose auf der Straße, Umfang und Struktur alleinstehender Wohnungsloser die in München ‚Platte‘ machen – Ergebnisse einer Bestandsaufnahme; München 1995.

¹⁵ Diese Zahlen bestätigen im wesentliche die ältere Studie vom Sozialreferat von 1989.

Die Betroffenen sind zum überwiegenden Teil ledig, bzw. haben sich von ihren Partnerinnen getrennt.

Familienstand	Studie Sozialreferat 1989	Romaus-Studie 1995
Ledig	64 %	64,2 %
Verh./getrennt lebend	6 %	4,7 %
Geschieden	28 %	25,6 %
Verwitwet	2 %	3,1 %
k. A.		2,4 %
Summe	100 %	100 %

Table 3: Familienstand (Sozialreferat 1989 und Romaus 1995)

Über den Schulabschluss der Betroffenen sagt nur die Studie des Sozialreferats etwas. Hier ist besonders auffallend der hohe Anteil an Hauptschulabsolventen (72 %). Während nur 2 % Sonderschüler sind, weisen 9 % einen qualifizierteren Schulabschluss auf (Tab. 3). In der für ganz Deutschland repräsentativen Untersuchung von Albrecht et al. (Albrecht, G. et al. 1990: 321), deren Untersuchungsmethode (Befragung von „Nichtsesshaften“) eine genauere Erhebung des Bildungsgrades erlaubte, betrug der Anteil der Hauptschüler 82,7 %, der der Sonderschüler 9,6 %, während nur 7,8 % die mittlere Reife oder einen höheren Bildungsgrad erreichten. Auch hier wird deutlich, dass nur eine relativ kleine Gruppe Wohnungsloser über eine höhere Schulbildung als Hauptschulabschluss verfügt.

Die Grundlagenstudie von Albrecht et al. stellt zudem fest, dass, bei einem Gesamtgruppenvergleich von erwerbstätiger männlicher Bevölkerung mit den befragten Wohnungslosen, 27 % der männlichen erwerbstätigen Bevölkerung mindestens mittlere Reife haben. Bei den Wohnungslosen sind es dagegen nur 8 % – ein Ergebnis, das auch den Münchner Befunden entspricht.

Schulabschluss	%
Sonderschule	2 %
Hauptschule	72 %
Real-/Mittelschule o. A.	1 %
Mittlere Reife	5 %
Abitur und mehr	3 %
Nicht bekannt	17 %
Summe	100 %

Table 4: Schulbildung (Sozialreferat 1989)

Die wirtschaftliche Situation der Untersuchungsgruppe, erfasst durch die Einkommensquellen, macht die überwiegende Abhängigkeit von Transferleistungen deutlich. Aus der Untersuchung des Sozialreferats wird deutlich, dass rund ein Fünftel der Betroffenen ihren Lebensunterhalt ausschließlich durch Einkünfte aus regelmäßiger oder periodischer Erwerbstätigkeit bestreiten, weitere 15 % sind auf zusätzliche Transferleistungen zu ihrem geringen Erwerbseinkommen angewiesen. Knapp zwei Drittel sind zur extremen Armutspopulation zu rechnen, da sie von Sozialhilfe, Arbeitslosengeld/-hilfe in geringer Höhe sowie anderen Transferleistungen leben.

Einkommensquelle	%
Erwerbstätigkeit:	
– festes Arbeitsverhältnis	13 %
– Gelegenheitsarbeit	7 %
Erwerbstätigkeit plus Transferleistungen (Sozialhilfe, ALG, ALHI)	15 %
Transferleistungen:	
– Sozialhilfe	35 %
– Arbeitslosenhilfe (ALHI)	7 %
– Arbeitslosengeld (ALG)	6 %
– Rente	6 %
– Krankengeld	1 %
– Kombination mehrerer	2 %
Anderes	1 %
Nicht bekannt	7 %
Summe	100 %

Tabelle 5: Gegenwärtige Einkommensquellen (Sozialreferat 1989)

Struktur und Entwicklung des Berufs- und Erwerbsverlaufs lässt sich auf Grund der empirischen Befunde als kontinuierlicher beruflicher Abstieg darstellen, der bereits vor der Wohnungslosigkeit beginnt und sich in der Wohnungslosigkeit verschärft. Die Einzelergebnisse (vgl. Tab. 5) sind vor dem Hintergrund des beruflichen Ausbildungsniveaus zu sehen. Danach haben 56 % eine abgeschlossene Lehre, 43 % waren im ersten (bekannten) Beruf vor der Wohnungslosigkeit (in der Tabelle ist diese Gruppe mit (1) gekennzeichnet) als Facharbeiter tätig, 10 % als Angestellte; ungelernte (18 %) und angelernte (9 %) Arbeiter machten zu diesem Zeitpunkt 27 % aus; arbeitslos waren nur 2 %, in den restlichen Fällen war die erste Tätigkeit vor der Wohnungslosigkeit unbekannt. Vergleicht man dazu die Zahlen der letzten Tätigkeit vor der Wohnungslosigkeit (in der Tabelle als (2) bezeichnet), so verringert sich der Anteil der Facharbeiter auf 14 %, der der Angestellten auf 4 %, ungelernte und angelernte Arbeiter nehmen dagegen zu (zusammen 41 %); die Zahl der Aushilfskräfte beträgt 10 %, arbeitslos sind zu diesem Zeitpunkt 7 %, bei 19 % ist die letzte Tätigkeit vor der Wohnungslosigkeit nicht bekannt.

Berufe	vor Wohnungslosigkeit		während Wohnungslosigkeit
	erste bekannte	letzte bekannte	letzte bekannte
	Tätigkeit (1)	Tätigkeit (2)	Tätigkeit (3)
Arbeiter			
– ungelernt	18 %	28 %	17 %
– angelernt	9 %	13 %	7 %
– Facharbeiter	43 %	14 %	3 %
Angestellter	10 %	4 %	1 %
Beamter	0 %	0 %	0 %
Selbst./Freiberufler	1 %	1 %	1 %
Aushilfskraft	1 %	10 %	5 %
Anderes	3 %	3 %	5 %
Arbeitslos	2 %	7 %	41 %
nicht bekannt	13 %	19 %	20 %
Summe	100 %	99 %	100 %

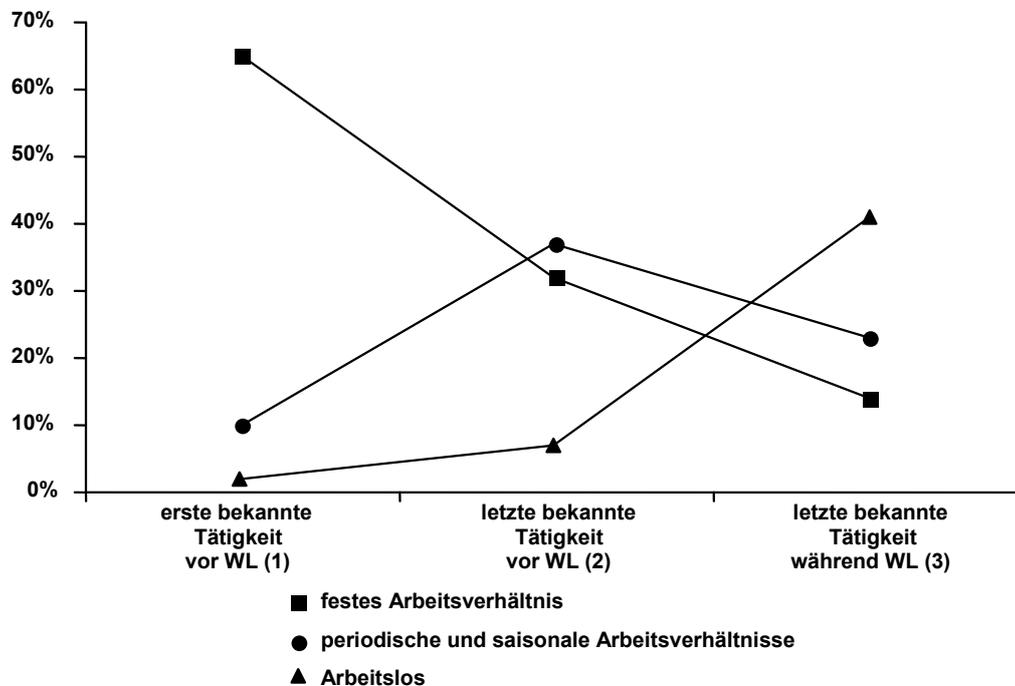
Tabelle 6: Die Berufsstruktur zu verschiedenen Zeitpunkten (Sozialreferat, 1989)

Daraus ergeben sich, im Vergleich zwischen der ersten und der letzten Tätigkeit vor der Wohnungslosigkeit eine Abnahme in qualifizierteren Berufen und eine Zunahme gering- und unqualifizierter Tätigkeiten.

Noch gravierender ändert sich die Situation in der Wohnungslosigkeit (in der Tabelle mit (3) gekennzeichnet). Hier sieht man einen drastischen Anstieg der Arbeitslosigkeit auf 41 %. Die Arbeitenden tun dies überwiegend in Berufen mit geringen Qualifikationsanforderungen, als ungelernete (17 %) oder angelehrnte (7 %) Arbeiter sowie als Aushilfskräfte (5 %); lediglich 3 % der Wohnungslosen sind noch als Facharbeiter tätig.

Wesentlich deutlicher wird der berufliche Abstieg, wenn man die Art des Arbeitsverhältnisses zu den drei verschiedenen Zeitpunkten betrachtet: bestand bei der ersten bekannten Tätigkeit vor der Wohnungslosigkeit bei etwa zwei Dritteln (65 %) ein festes Arbeitsverhältnis, so waren bei der letzten Tätigkeit vor der Wohnungslosigkeit nur noch 32 % fest angestellt, und während der Wohnungslosigkeit stehen nur noch 14 % in einem festen Arbeitsverhältnis. Dagegen nehmen periodische bzw. saisonale Arbeitsverhältnisse sowie Gele-

genheitsarbeiten bzw. Jobs von 10 % (1) auf 37 % in der zweiten Phase (2) zu, um dann wieder auf 23 % (3) abzusinken, bei einem gleichzeitigen Anstieg der Arbeitslosigkeit von 2 % (1) über 7 % (2) auf 41 % (3).



Grafik 1: Arten der Arbeitsverhältnisse zu verschiedenen Zeitpunkten (Sozialreferat 1989)

Auch hier zeigt der Vergleich mit der bereits erwähnten Grundlagenstudie (Albrecht et al. 1990) eine deutlich günstigere Situation für die Münchner Untersuchungsgruppe. Waren in München 43 % bei ihrer ersten Tätigkeit als Facharbeiter beschäftigt, so stehen dem nur 21 % in der Grundlagenstudie gegenüber. Dort haben ca. 65 % den Status eines an- und ungelernten Arbeiters, in München dagegen nur 27 %.

Die Studie von Romaus macht darüber hinaus genauere Angaben über die Zugehörigkeit zu verschiedenen Berufsgruppen bei auf der Straße lebenden Wohnungslosen. Aus methodischen Gründen ist Romaus allerdings nur in der Lage diesbezügliche Angaben zu den Sozialhilfebeziehern unter den Untersuchten (N=252 von 548 Betroffenen) zu machen.

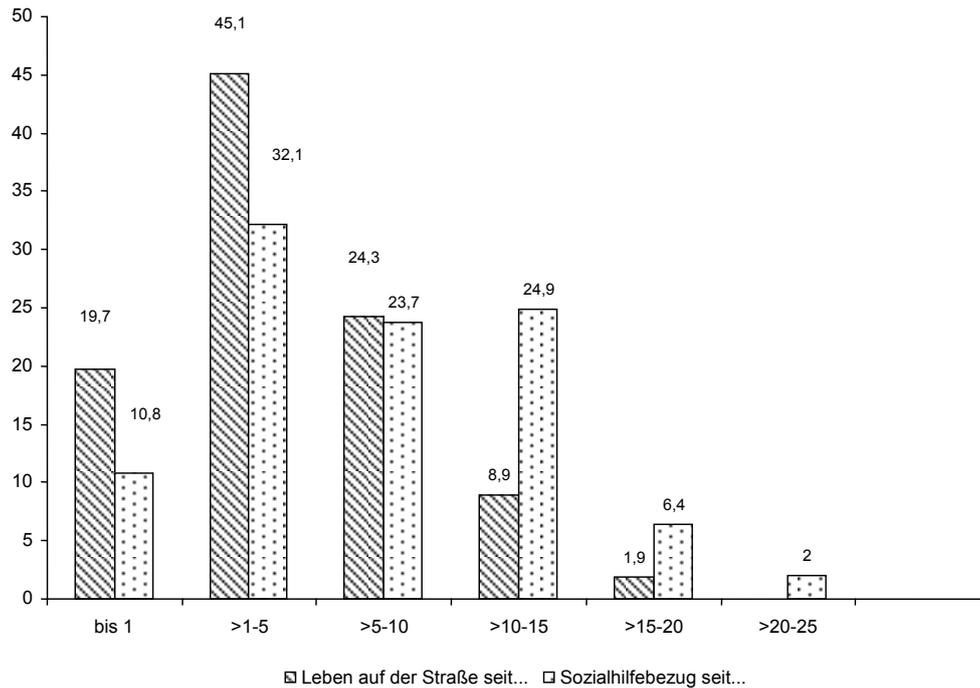
Berufsgruppe	%
Arbeiterinnen in Produktion, Verarbeitung, Handwerk	51,6 %
Techniker, technische Sonderfachkräfte	2,8 %
VerkäuferInnen:	0,4 %
Kaufleute	3,5 %
Verkehrs-, Lager-, Transportberufe	2,4 %
Organisations-, Verwaltungs-, Büroberufe	4,7 %
Publizisten, Künstler	2,0 %
Gesundheitsdienste	0,4 %
Allgemeine Dienstleistungsberufe	5,5 %
Keine Berufsangabe	26,8 %
Summe	100 %

Table 7: Die Berufsgruppenzugehörigkeit der Sozialhilfebezieher zu verschiedenen Zeitpunkten (Romaus 1995)

Aus den Datengrundlagen der vorliegenden Untersuchungen lassen sich zwar keine Lebensläufe rekonstruieren, allerdings war es Romaus und Mitarbeitern durch die Analyse von Akten des Sozialamts Zentrale Hilfen möglich einige Daten zu skizzieren, die zur zeitlichen Dimension in Bezug auf Wohnungslosenkarrieren interessante Hinweise¹⁶ liefern.

Romaus gibt in Abbildung 3 (vgl. Romaus 1995: 14ff) in drei Grafiken an, wie lange die Betroffenen auf der Straße leben, wie lange sie Sozialhilfe beziehen und wie lange sie in München ansässig sind.

¹⁶ Allerdings auch hier aus methodischen Gründen nur Daten zu den Sozialhilfebeziehern unter den Betroffenen.

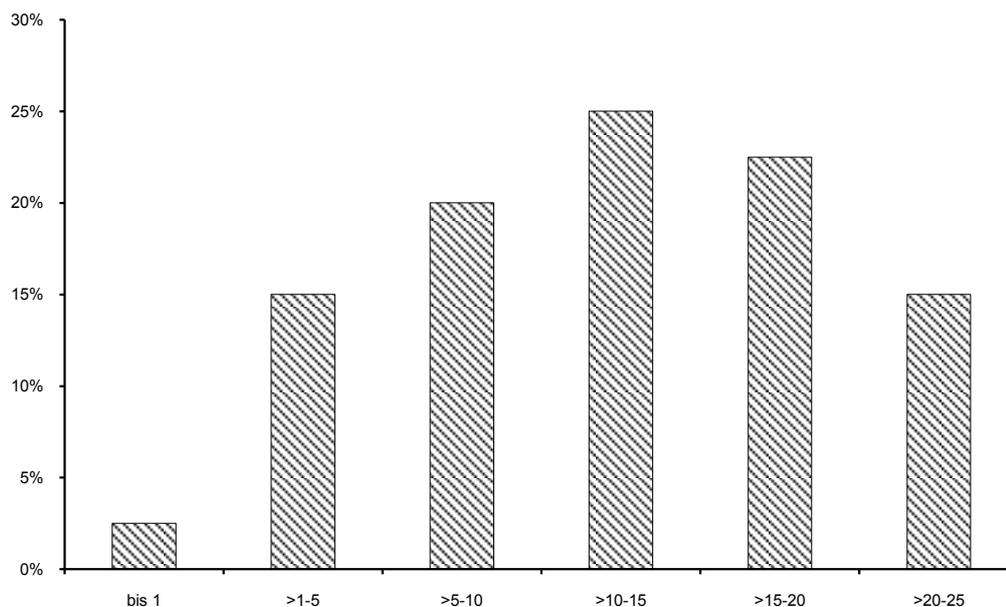


Grafik 2: Basisdaten zur „Obdachlosen-Karriere“; Dauer des Lebens auf der Straße, Dauer des Sozialhilfebezugs in Jahren (Romaus 1995)

Hier zeigt sich das „rund ein Fünftel ‚erst‘ seit höchstens einem Jahr“ (Romaus 1995) ‚Platte‘ macht. Allerdings haben weitere 45 % der Betroffenen diese Lebensform bereits zwischen 1 und 5 Jahren. Diesen zusammen „rund zwei Dritteln steht ein weitere Viertel gegenüber, das zwischen 5 und 10 Jahren auf der Straße lebt, während immerhin 10 % länger als 10 Jahre auf der Straße leben.“ (Romaus 1995)

Interessanterweise zeigt der Bezug von Sozialhilfe einen zeitversetzten Verlauf auf. So beziehen nur rund 10 % bis zu einem Jahr, rund ein Drittel zwischen 1 und 5 Jahren Sozialhilfe. Nennenswerte Anteile von jeweils rund einem Viertel beziehen HLU (Hilfe zum Lebensunterhalt) zwischen 5 und 10, bzw. 10 und 15 Jahren. Immerhin 8 % sind seit mehr als 15 Jahren auf diese Transferleistung angewiesen. (vgl. hierzu Romaus 1995).

Die Zahlen über die Dauer der Ansässigkeit in München zeigen zudem ein davon stark abweichendes Zeitprofil.



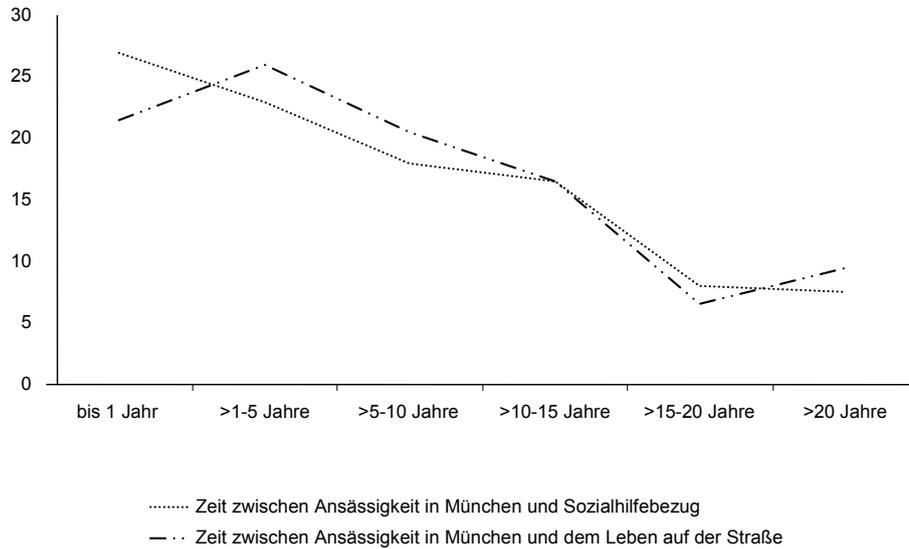
Grafik 3: Basisdaten zur „Obdachlosen-Karriere“; Dauer der Ansässigkeit in München (Romaus 1995)

Nur 15 % der Untersuchten sind erst in den letzten 5 Jahren nach München zugezogen. Rund ein Fünftel lebt hier zwischen 5 und 10 Jahre, während knapp die Hälfte bereits zwischen 10 und 20 Jahren in München wohnt und weitere 15 % sogar mehr als 20 Jahre. (vgl. Romaus 1995)

Betrachtet man nun diese drei Verteilungsmuster so stellt man eine spezifische Aussagekraft durch die Beziehungen dieser drei Merkmale fest: Romaus stellt richtigerweise fest, dass diese so gegenübergestellten Eckdaten von räumlicher Mobilität, ‚Wohnverhältnissen‘ und finanzieller Abhängigkeit von Transferleistungen den Verlauf des sozialen Abstiegs in zeitlicher Hinsicht transparent machen, allerdings keineswegs in Hinblick auf die Ursachen von Wohnungslosigkeit. Dennoch sind diese Karrieremerkmale empirisch gesicherte Indikatoren.

Aus seinen Zahlen lassen sich interessante Zusammenhänge ableiten. Betrachtet man den Sozialhilfebezug als Indikator für sozioökonomischen Abstieg im Zusammenhang mit dem Zuzug nach München, so wird deutlich, dass rund ein Viertel dieser Gruppe im ersten Jahr ihrer Anwesenheit Sozialhilfe bezieht, d. h. sie beginnen ihr Leben in München bereits in Armut, und bei einem weiteren

Fünftel vergehen zwischen einem und fünf Jahren, bevor finanzielle Transfers in Anspruch genommen werden.



Grafik 4: Zusammenhang zwischen Ansässigkeit in München und Sozialhilfebezug bzw. dem Leben auf der Straße

Romaus interpretiert dies dahingehend, „dass diese beiden Teilgruppen mit einem Anteil von knapp 50 % diejenigen Menschen repräsentieren, die nach München zugezogen sind, weil sie – nach Verlust von Wohnung und Arbeitsplatz – hier eine Chance zur Verbesserung ihrer Lebenslage erhofften, oder – was für die oben zuerst genannte Gruppe z. T. zutreffen dürfte – um ihre ‚Armutskarriere‘ in der Anonymität der Großstadt fort zusetzen.“ (Romaus1995: 15)

Etwa die Hälfte der Betroffenen (50,3 %) lebten laut Romaus bereits mehr als fünf Jahre in München, bevor sie Sozialhilfe in Anspruch nahmen. Daraus lässt sich klar ablesen, dass sie erst hier in München ihre ‚negative soziale Karriere‘ begonnen haben. Dies wohl „häufig nach dem Motte ‚Arbeitsplatzverlust – berufliche Dequalifizierung – ungesicherte Beschäftigung, Jobs‘ mit parallel dazu verlaufendem Wohnungsverlust in oder als Folge psycho-sozialer Probleme.“ (Romaus 1995)

Diskontinuierliche Berufsverläufe und hohe Arbeitslosigkeit sind für die Gruppe der Wohnungslosen nicht nur während, sondern auch schon vor der Wohnungslosigkeit charakteristisch. Auch wenn Probleme der Arbeitswelt (wie Verlust des Arbeitsplatzes, längere Arbeitslosigkeit, Schwierigkeiten mit dem Leistungsdruck und die damit verbundene Überforderung am Arbeitsplatz, hohe berufliche Mobilität und die damit verbundenen Risiken) mit 66 % maßgeblich an der Genese der Wohnungslosigkeit beteiligt sind, so gestalten sich die Ursachen für Wohnungslosigkeit vielseitiger. Der Verlust der Wohnung (61 %), der nicht selten an den Verlust des Arbeitsplatzes gebunden ist, liegt an zweiter Stelle der Rangfolge.

Weitere auslösende oder mitverantwortliche Gründe für den Karrierebeginn stellen als gravierend erlebte Ereignisse im engsten sozialen Bezugskreis (38 %) wie Scheidung/Partnerverlust, der Tod naher Angehöriger und familiäre Konflikte dar.

Rund ein Fünftel der Münchener Untersuchungsgruppe begann ihre Wohnungslosenkariere nach Haftentlassung (14 %) und Entlassung aus anderen stationären Einrichtungen (7 %).

Auslösende Momente	%
Probleme der Arbeitswelt	66 %
– Verlust des Arbeitsplatzes/ längere Arbeitslosigkeit	54 %
– Leistungsdruck am Arbeitsplatz	7 %
– Beruf mit hoher Mobilität	5 %
Wohnungsverlust	61 %
Scheidung/Partnerverlust	26 %
Tod naher Angehöriger	7 %
Probleme mit Eltern, Familie	5 %
Überforderung als Ernährer der Familie	2 %
Als Flüchtling/Aussiedler keinen Anschluss gefunden	7 %
Finanzielle Überforderung durch:	14 %
– Abzahlungsverpflichtungen, Ratenkäufe	2 %
– Unterhaltsverpflichtungen	6 %
– Andere Schulden	6 %
Haftstrafe, -entlassung	14 %
Entlassung aus stationärer Einrichtung	7 %
Krankheit, Unfall	8 %
Alkoholprobleme, -abhängigkeit, -krank	11 %
Psychische Probleme	6 %
Anderes	4 %
Summe	238 %*

*(Mehrfachnennungen)

Table 8: Auslösende Momente, Gründe für den Beginn der Wohnungslosenkarriere (Sozialreferat 1989)

Es wird deutlich, dass monokausale Zusammenhänge, die zum Beginn einer Wohnungslosenkarriere führen, eher die Ausnahme sind. Das Zusammentreffen und gegenseitiges Verstärken mehrerer Bedingungsfaktoren fördert dagegen den „Einstieg in die Wohnungslosigkeit“. Wichtig bei der Betrachtung der Münchner Untersuchungsbefunde ist darüber hinaus, dass Wohnungslosigkeit ein Prozess ist, in den die verschiedensten, sich gegenseitig beeinflussenden und verstärkenden Faktoren, Bedingungen und Situationen einfließen, und somit auch Ausmaß, Dauer der Wohnungslosigkeit und deren Folgen bestimmen. An der Wohnungslosenkarriere können sowohl die Sozialisationsbedingungen, also die psychosozialen Faktoren in Kindheit/Jugend, sowie die Struktur der

Herkunftsfamilie, die soziale Schichtzugehörigkeit, Schulbildung, Berufsausbildung, Einkommenssituation, Arbeitsmarktlage, als auch die Situation auf dem Wohnungsmarkt beteiligt sein. Die erwähnte Grundlagenstudie (Albrecht, G. et al. 1990) betont, dass die gesamtgesellschaftlichen und hier vor allem die ökonomischen Bedingungen jenen „Bedingungskranz“ definieren, aus dem sich Wohnungslosigkeit bzw. die erhöhte Wahrscheinlichkeit für die Entstehung von Wohnungslosigkeit ergeben.

Auch eine Studie in Baden-Württemberg¹⁷ beschreibt, dass der Personenkreis der Gefährdeten/Wohnungslosen sowohl hinsichtlich der Ursachen als auch in Hinblick auf die aktuellen Schwierigkeiten der Personen heterogen zusammengesetzt ist. Allerdings ist allen gemeinsam der soziale Abstieg in eine gesellschaftliche Außenseiterposition, die in Mittel-, Wohnungs- und sozialer Bindungslosigkeit zum Ausdruck kommt, sowie dass diese Lebenskarriere von physischen und psychischen Problemen begleitet wird. Eindeutige und monokausale Ursachen für diesen negativen Lebensweg gibt es nicht, es wirken vielmehr vielfältige und in Einzelfällen verschiedene Faktoren zusammen.

2.2.3 Institutionen der Wohlfahrtspflege

Für Personen ohne festen Wohnsitz in München ist von städtischer Seite grundsätzlich die Abteilung für Obdachlose und Ortsfremde des Sozialamts (S-I-Obd.) zuständig. Dies gilt auch für Personen, die im Übernachtungsheim in der Pilgersheimerstraße oder in ähnlichen Heimen wohnen. Allerdings wird die Betreuung wohnungsloser Personen traditionell in vielfältiger Weise von Pfarreien, Klöstern und anderen sozialen Einrichtungen und Organisationen der Wohlfahrtspflege wahrgenommen.

Am 1.10.1973 wurde der „Sozialdienst für Nichtsesshafte“ zur ambulanten Betreuung von Wohnungslosen gegründet, an dessen Zustandekommen und Finanzierung die Stadt München wesentlich beteiligt war und ist. Die Fachaufsicht liegt beim katholischen Männerfürsorgeverein. Durch die Schaffung dieses Sozialdienstes wurde ein erster Schritt zur Vereinheitlichung und Zusam-

¹⁷ Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung Baden-Württemberg (Hrsg.): Hilfen für Gefährdete und Nichtsesshafte in Baden-Württemberg, Stuttgart 1982.

menfassung der Hilfen unternommen. 1980 kamen die in der „Arbeitsgemeinschaft für Wohnungslosenhilfe in München“ zusammengeschlossenen Träger überein, die einzelnen Funktionsbereiche des Gesamthilfesystems in Eigenverantwortung den einzelnen Trägern zu übertragen. Grundlage hierzu war der Stadtratsbeschluss der Landeshauptstadt München vom 21.05.1980. Die Innere Mission München (IMM) übernahm die danach neu zu errichtende Teestube mit Streetwork.

Ein wesentlicher Bestandteil des Hilfesystems ist somit die Teestube „komm“ Streetwork der Inneren Mission München. Hier wird den Wohnungslosen täglich (außer Montag) von 14 – 21 Uhr die Möglichkeit gegeben, sich in einem geschützten Rahmen aufzuhalten, fernzusehen, zu kochen, zu waschen und zu duschen. Es gibt Tee, Kaffee und andere alkoholfreie Getränke zum Selbstkostenpreis. Ziel der Mitarbeiter der Teestube ist es, den wohnungslosen Besuchern neben dem Sich-Wohl-Fühlen in der Teestube Unterstützung zu geben, um ein Leben in Eigenverantwortung und finanzieller Unabhängigkeit erreichen zu können. Diese Unterstützung umfasst u. a. Beratung, persönliche Betreuung, Angebote der Einübung von Selbst- und Mitverantwortung in der Gemeinschaft, sowie parteiliche Interessenvertretung der Klienten nach außen, auch Nachbetreuung ehemals Wohnungsloser, denen eine Sozialwohnung vermittelt werden konnte. „Durch dieses sozialpädagogische Angebot ist die Teestube mehr als ein bloßer Aufenthaltsort. Sie ist wichtiger Bestandteil im Leben von alleinstehenden Wohnungslosen, der auf Veränderung ihrer Lebenssituation abzielt.“ (Teestube „komm“ Streetwork, Jahresbericht 1994)

Dies zeigt sich auch in dem hohen Klientenbestand von 868¹⁸ Personen (Teestube „komm“ Streetwork, Jahresbericht 1994: 720), die alle im Verlauf des Jahres 1997 mit der Teestube Kontakt hatten, indem sie dort beraten und/oder betreut wurden, die Teestube als Aufenthaltsort benutzten, von den Streetworkern auf der Straße angetroffen wurden oder in einer der betreuten Wohngemeinschaften lebten.

¹⁸ Diese Anzahl von 868 Personen ist die Grundlage der folgenden Auswertungen bezüglich der Teestube „komm“. Stichtag der Auswertung ist der 31.12.1997 (Jahresbericht der Teestube „komm“ 1997).

Die Teestube betreut allerdings nicht nur Personen die de facto auf der Straße leben, sondern auch Personen die in Sozialwohnungen oder Untermietzimmern (22 % der 1997 betreuten Klienten) untergebracht sind. An dieser Stelle ist zudem bemerkenswert, dass bei den „Neuzugängen“ in der Betreuungsstatistik ein nicht unerheblicher Anteil (16 %) in Wohnungen oder Untermietzimmern leben. Dies ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass man es hier und auf der Straße mit verhältnismäßig vielen Menschen zu tun hat, die sich randständig in diesem Milieu aufhalten. Dabei handelt es sich um Personen, die Gefahr laufen wohnungslos zu werden. Gerade dieser Personenkreis wird in meiner Untersuchung eine zentrale Rolle spielen.

Es ist davon auszugehen, dass die Statistiken der Streetworker der Teestube „komm“, die genauesten zahlenmäßige Erfassung der Personen ohne Wohnsitz in München dar stellt und am regelmäßigsten aktualisiert werden.

2.3 *Der Forschungsstand zur Entstehung von Wohnungslosigkeit*

Im folgenden Kapitel möchte ich eine kurze Übersicht über für meine Arbeit relevante bisherige Untersuchungen geben. Die Geschichte der Untersuchungen zu Wohnungslosen ist ebenso lang wie abwechslungsreich und durch politische Rahmenbedingungen geprägt. Bei meiner Betrachtung beginne ich erst Mitte der 70er Jahre, als die sozialwissenschaftliche Forschung ein Interesse speziell an der Ursachenforschung von sozialen Problemlagen und somit auch von Wohnungslosigkeit entwickelte.

Geprägt ist die soziologische Thematisierung von Wohnungslosigkeit allgemein zunächst vor allem von Bestrebungen, sich mit Hilfe quantitativer Untersuchungen der zahlenmäßigen Dimension der Problematik zu nähern. Ein Paradigmenwechsel in der Etablierung von ambulanter, lebenslagebezogener Hilfe, führt dann Mitte der 70er Jahre auch zu einer anderen Herangehensweise in der sozialwissenschaftlichen Forschung an das Thema Wohnungslosigkeit. Ambulante, lebenslagebezogene Hilfe erfordert detailliertere Kenntnisse über die Lebenslage der Betroffenen. In der Folge finden zunehmend qualitative

Untersuchungsmethoden Einzug in die Forschung. Dennoch blieben die Betroffenen in der Betrachtung weiterhin passive Subjekte. Ruhstrat beschreibt 1991 die damals vorherrschende sozialwissenschaftliche Herangehensweise an das Problem der Wohnungslosigkeit wie folgt:

„In der Forschung wurden die Lebenslagen der betroffenen Personen in der Regel auf die persönlichen und sozialen Defizite reduziert (...) Arme und Wohnungslose wurden nicht als aktiv handelnde Personen begriffen.“ (Ruhstrat et al. 1991a: 14)

Aber auch 15 Jahre später lassen sich nur wenige Arbeiten finden, die detaillierte Kenntnisse der konkreten Lebenslage Wohnungsloser aus eigener Anschauung – sprich aus der Sicht der Betroffenen – liefern. Zudem machen die wenigsten Untersuchungen zum Thema Wohnungslosigkeit auch Aussagen zur Entstehung von Wohnungslosigkeit. Dem gestiegenen Interesse der Politik und der Öffentlichkeit am Thema Wohnungslosigkeit, sind eine Fülle von regionalen statistischen Erhebungen – meist ohne analytischen Anspruch – und von Bestandsaufnahmen der Wohnungslosenhilfe zu verdanken. Es gibt daher nur sehr wenige quantitative Studien, die sich der Untersuchungsgruppe der Wohnungslosen soziologisch genähert haben.

Hierzu zählen in erster Linie die Grundlagenstudie von Albrecht et al. 1990, und die DGB-Studie von Hanesch et al. 1993¹⁹. Allerdings gibt es seit Beginn der 80er Jahre neben sehr ambitionierten wohlwollenden Falldarstellungen (wie etwa in der Studie von Giesbrecht 1987²⁰) einige – auf kommunale oder

¹⁹ Die Daten der Studie setzen sich aus drei empirischen Teilerhebungen (Analysen auf der Basis des Sozioökonomischen Panels, Sozialhilfesoendererhebung, qualitative Erhebungen mit unterschiedlichen Armutsgruppen [Alleinerziehende, Behinderte, Wohnungslose etc.]) zusammen. Die qualitativen Erhebungen zur Wohnungslosigkeit im Rahmen dieser Untersuchung sind deshalb für meine Untersuchung nur eingeschränkt aussagekräftig, weil sie sich ausschließlich auf Ostdeutschland kurz nach der Wende beziehen. Desweiteren fällt auf, dass sie scheinbar nicht zu Zwecken der Analyse, sondern solchen der Illustration (und darauf aufbauend der sozialpolitischen Anklage) eingesetzt werden. Daher werde ich auf diese Untersuchung nicht weiter eingehen.

²⁰ Eine vom theoretischen Ansatz her viel versprechende Untersuchung legte 1987 Arno Giesbrecht vor. Allerdings erreicht Giesbrecht seinen selbst aufgestellten Anspruch nicht, da er die Möglichkeiten einer qualitativen Untersuchung bei weitem nicht ausnützt. Seine Ergebnisse bestehen in einer schlichten Darstellung der Lebensgeschichten und -situationen einzelner der von ihm befragten Wohnungslosen, während die synthetisierende Zusammenfassung seiner Einsichten auf ganz wenige Seiten beschränkt ist und auch inhaltlich sehr knapp ausfällt. Die Veröffentlichung sollte die Leser dazu veranlassen, die Wohnungslosen „differenzierter und vielleicht sogar sympathischer“ (Giesbrecht 1987: 144) zu sehen, was jedoch dazu führt das das von Giesbrecht vorgestellte Bild von einem mechanistischem Problemverständnis bestimmt scheint. Dabei handelt es sich gewiss um ein sehr anerkanntes Ziel, das aber möglicherweise das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse gehemmt haben könnte.

Länderebene begrenzte – qualitative Studien die sich wissenschaftlich analytisch den Problemen der Verursachung von Wohnungslosigkeit und der Lebenslage Wohnungsloser zuwenden. Es sind aus diesem Zeitraum vor allem die Arbeiten von Girtler 1980, Weber 1984, John (1988, 1989), Ruhstrat et al. 1991a, sowie Schneider 1997 zu nennen.

2.3.1 Grundlagenstudie/Günter Albrecht et. al. (1990)

In Deutschland liegt als wohl ausführlichste und umfassendste Untersuchung zum Thema Wohnungslosigkeit die so genannte „Grundlagenstudie“ von Günter Albrecht et al. (1990) vor. Allerdings ist die Studie bereits 1979 abgeschlossen worden und somit nicht mehr auf dem aktuellsten Stand. Bei dieser Studie handelt es sich um die erste quantitative und repräsentative Untersuchung, die multidisziplinär als Grundlagenstudie bezüglich „Nichtsesshaftigkeit“ gelten kann.

Sie umfasst eine biografisch-soziale Anamnese, die, ausgehend von der aktuellen sozialen Situation und Befindlichkeit, Lebensgeschichte und einzelne Phasen nach verschiedenen Themenbereichen (wie die aktuelle soziale Situation, die Familienstruktur und familiäre Situation, Schule und Beruf, Familienstand und Kontaktverhalten, „Abweichendes“ Verhalten des Probanden, Beginn der „Nichtsesshaftigkeit“, Verlauf der „Nichtsesshaftigkeit“, Erfahrungen mit Behörden und Einrichtungen der Nichtsesshaftenhilfe, Arbeit-, Kontaktverhalten während der Nichtsesshaftigkeit, Einstellungen, Wünsche, Zukunftsperspektiven) erfasst und im Ergebnis chronologisch nachzeichnet. Des Weiteren beinhaltet sie ein psychologisches und ein medizinisches Untersuchungsprogramm. Der Studie liegt ein aufwendiges Konzept zugrunde, durch welches die Repräsentativität der Studie für das gesamte damalige Bundesgebiet sichergestellt werden sollte. Inhaltlich hat die Untersuchung im Grundansatz einen deutlichen sozialisationstheoretischen Schwerpunkt und berücksichtigt im Weiteren hauptsächlich Merkmale sozialer Schichtung, wie Schulbildung, berufliche Abwärtsmobilität oder Arbeitslosigkeit.

Albrecht (1979) entwickelt ein Modell, das den Weg in die Wohnungslosigkeit als Teil einer abweichenden Lebenskarriere sieht, deren Anfang in der Primärsozialisation liegt und deren späte – mögliche – Folge die Wohnungslosigkeit ist. Er beschreibt die Entstehung einer abweichenden Identität ausgehend von familialen und sozialen Konflikten der Kindheit und lehnt sich damit stark an den theoretischen Ansatz des „labeling approach“ an. Albrecht unternimmt den Versuch, aus soziologischer Perspektive die gesellschaftliche Realität der Wohnungslosigkeit zu erfassen, vernachlässigt allerdings die realen Umstände des Wohnungsverlustes selbst. Er nimmt an, dass die Wohnungslosen von sich aus soziale Bindungen aufgeben, nachdem sie erste als befriedigend erlebte Kontakte zu gleichermaßen Betroffenen hatten und gleichzeitig die verlassenen Familien den Betroffenen die Rückkehr ins bürgerliche Leben verweigern. Die Wohnungslosen stellen fest, dass sie sich im „Pennermilieu“ inzwischen wohl fühlen, und zu der Einstellung gekommen sind, dass man so auch leben kann. (vgl. Albrecht 1979: 48f.). Der Grundlagenstudie wird das Verdienst zugeschrieben, Sozialdaten der Wohnungslosen erhoben zu haben, die einer psychologisierenden und pathologisierenden Betrachtungsweise weitgehend den Boden entzogen haben.

Die Studie gibt detaillierte Einblicke in den Zusammenhang von sozialen und gesellschaftlichen Prozessen, die die Autoren als Ursache für Nichtsesshaftigkeit ausmachen. So z. B. den Zusammenhang von Sozialisationsprozessen, Arbeitsbedingungen, etc. mit dem späteren Beginn der Wohnungslosigkeit. Specht²¹ stellt beispielsweise fest, dass Nichtsesshaftigkeit eine späte, wenn auch nicht notwendige Konsequenz einer beeinträchtigten Primärsozialisation sein kann (vgl. Albrecht et al. 1990:173).

Nach Albrecht et al. ist die Karriere eines Wohnungslosen nicht rein durch sozialstrukturelle Merkmale determiniert, diese können zwar erklären, dass es sich um eine Abstiegskarriere handelt. Der individuelle Verlauf lässt sich jedoch nur unter Berücksichtigung von Kontingenzen analysieren, da diese die jeweilige Verlaufsform beeinflussen.

„Wenn wir glauben, unzweifelhaft belegen zu können, dass die gesamtgesellschaftlichen, vor allem die ökonomischen Bedingungen, je-

²¹ Mitautor der Grundlagenstudie.

nen Bedingungskranz abgeben, der über Quantität und Qualität der ‚Nichtsesshaftigkeit‘ entscheidet, so kann das selbstverständlich nicht über den Umstand hinwegtäuschen, dass über die Verursachung von ‚Nichtsesshaftigkeit‘ im individuellen Fall damit noch wenig gesagt ist. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wirken vermittelt über eine ganze Kette von kulturellen, sozialen und psychischen Faktoren und können nur so Nichtsesshaftigkeit verursachen.“ (Albrecht et al. 1990: 28)

Zur angemessenen Erklärung von Armutskarrieren bedarf es somit der Analyse der Verknüpfung von gesellschaftlichen Bedingungen und dem sozialen Handeln des Einzelnen, welches sich durch verschiedene Bewältigungsschemata ausdrücken kann. Dennoch bleibt die Annahme, dass es sich hier um reine Abwärtskarrieren handelt und nur innerhalb der jeweiligen Dequalifizierung das soziale Handeln zu verschiedenen Ausprägungen innerhalb der Karrieren führt.

Weiter postuliert er, dass der Faktor Arbeit direkt oder indirekt sehr wichtig ist, da häufig vor der Nichtsesshaftigkeit eine massive Abwärtsmobilität und Dequalifizierung zu beobachten ist. Er beschreibt ein hypothetisches berufliches Verlaufsmodell, das nach enttäuschender beruflicher Karriere über einen beruflichen und sozialen Abstieg in die Arbeitslosigkeit und dadurch in die Mittello-sigkeit mit anschließendem Wohnungsverlust bei vereinzelter Gelegenheitsarbeit mündet. (vgl. Albrecht et al. 1990: 474)

Viele der Einzelergebnisse aus der vorgestellten Studie decken sich mit Erfahrungen aus unserem Projekt. Allerdings erfolgt in dieser Studie keine Synthese der Einzelergebnisse. Zudem wird das soziale Handeln der Individuen in der Darstellung der Ergebnisse vernachlässigt und die Kontingenzen der Wohnungslosenkarrerien vernachlässigt, da die Autoren von dem eingleisigen Zusammenhang arbeitslos – mittellos – wohnungslos ausgehen.

2.3.2 *Vagabunden in der Großstadt/Girtler, R. (1980)*

In den Jahren 1976-1978 erforschte Roland Girtler unter der Verwendung der Methode der unstrukturierten teilnehmenden Beobachtung die Lebenswelt der Sandler²² in Wien. (Girtler 1980)

Durch das Betreten und Miterleben der sozialen Lebenswelt der Untersuchungsgruppe soll sichergestellt werden, dass hinsichtlich einer unbekanntem Lebenssituation bestimmte Einblicke und Zusammenhänge gewonnen werden können, die bei den klassischen Forschungsmethoden ausgeklammert bleiben. Dennoch vermitteln, trotz der äußerst offenen Untersuchungsmethode, seine Beobachtungsergebnisse ein sehr einseitiges, rein auf den Stigmatisierungsansatz angelegtes Bild der Wiener Sandler.

Seine Ergebnisse stellen eine interessante und spannend zu lesende Darstellung der Lebenswelt der Obdachlosen in Wien dar. Diese äußerst offene Untersuchungsmethode ist eine außerordentlich fruchtbare Vorgehensweise für das Ziel, die Lebenswelt der „Sandler“ besser kennen zu lernen. Dennoch kann ich Girtler nicht zustimmen, wenn er behauptet: „Eine andere Möglichkeit der Verbesserung des wissenschaftlichen Verständnisses vom Leben der obdachlosen Nichtsesshaften gibt es nicht“. (Girtler 1980: 2)

Die Auswertung der von ihm erhobenen Daten wirkt eher unsystematisch und in der methodischen Vorgehensweise nicht gut nachvollziehbar. Die Darstellung der Untersuchungsergebnisse beschränkt sich weitgehend auf detaillierte Schilderungen des Alltagslebens, während die seltenen Bezüge auf theoretische Generalisierungen oftmals dem Material eher aufgesetzt als aus diesem entwickelt erscheinen. Girtler kommt zu dem Ergebnis, das „der Sandler“ zumindest während bestimmter Abschnitte seiner Karriere in einen für ihn oft sehr problematischen Kontakt zu Sicherheitsorganen und den Gerichten tritt.

Allerdings hat Girtler den Aspekt des Einstiegs in die Wohnungslosigkeit wegen seines Fokusses auf die gegenwärtige Lebenswelt der Sandler – man erfährt etwa aufs Detaillierteste, wie man in Wiener Stehbierhallen als Sandler zu Bier kommt (vgl. sein Kap. 4.1) – nicht tiefer exploriert. Er macht lediglich ei-

²² Sandler = Wohnungsloser.

ne Anmerkung dazu, dass zu einem nicht unerheblichen Teil Gefängnisaufenthalte und die damit verbundene Tatsache, vorbestraft zu sein, oftmals die entscheidenden Auslöser für den Verlust der früheren, etablierten sozialen Identität seien (vgl. Girtler 1980: 37). Wie sich dann der Zusammenhang im Einzelnen gestaltet bleibt offen und ist auch nicht Thema seiner Untersuchung.

Bei Girtler fällt zudem auf, dass er stets von „dem Sandler“ (und nicht „den Sandlern“, ganz zu schweigen von „vielen“ oder „einigen“ Sandlern) spricht. Das deutet m.E. an, dass er trotz seiner qualitativen Vorgehensweise gelegentlich zu einer starken Typisierung neigt, ohne diese Typenbildung theoretisch begründet zu haben.

2.3.3 Lebensbedingungen und Alltag der Stadtstreicher in der Bundesrepublik/Weber, R. (1984)

Eine weitere hervorzuhebende deutschsprachige Untersuchung ist die von Roland Weber (1984). Seine Untersuchung gilt „der Frage, wie und unter welchen Bedingungen diese Menschen ihre materielle und soziale Existenz sichern und wie sie sich selbst und ihre soziale Situation und die soziale Identität derjenigen erleben und definieren, mit denen sie interagieren und ein soziales Netz bilden.“ (Weber 1984: 13)

Methodisch bedient sich Weber – wie Girtler – der nichtstandardisierten teilnehmenden Beobachtung. Zudem führt er jedoch offene Intensivinterviews durch und verwendet standardisierte Fragebögen zur Erfassung statistischer Angaben zur sozialen Alltagwirklichkeit und zum Personenkreis. Seine Untersuchung steht in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus und legt einen devianztheoretischen Ansatz zugrunde. (vgl. Weber 1984: 22)

Weber liefert eine ausführliche Betrachtung von „Laufbahnbedingungen“, vor und zu Beginn der Wohnungslosigkeit, die er ähnlich wie Albrecht (1990) in der Grundlagenstudie strukturiert. In einem nächsten Schritt werden kurze Zusammenfassungen von Lebensverläufen aus der Sicht der Betroffenen gegeben. Weber erklärt den Beginn der Wohnungslosigkeit mit einer inadäquaten Reaktion der Betroffenen auf ein lebensveränderndes Ereignis, dem eine un-

mittelbar überdurchschnittliche Belastung durch Lebensveränderungen (wie z. B. Arbeitsplatzverlust, Krankheit, Verlusterlebnisse etc.) vorangeht.

Er kommt in seiner Betrachtung der häufig kumulierenden Ereignisse, die zu einer prekären Situation als Auslöser für Wohnungslosigkeit führen können, zu ähnlichen Schlussfolgerungen wie ich in meiner Untersuchung. Der Hauptfokus seiner Untersuchung richtet sich aber auf die charakteristischen Merkmale der Lebenslage, Formen der Existenzsicherung, ökonomische und soziale Situation, Stigmamanagement und Selbstbild von Wohnungslosen. Daher ist für ihn der Einstieg an sich nicht von Untersuchungsrelevanz. In seiner Untersuchung ist nach der Analyse der Auslösenden Situationen der nächste Schritt eine Analyse der Lebensbedingungen und des Alltags, also der Lebenslage Wohnungslosigkeit. Meine Untersuchung hingegen zielt genau auf das Schließen dieser Forschungslücke des Phänomens des Einstiegs in die Wohnungslosigkeit an sich.

2.3.4 ...ohne festen Wohnsitz... Ursache und Geschichte der Nichtsesshaftigkeit und die Möglichkeiten der Hilfe/John, W. (1988)

Eine sehr umfassende Untersuchung legt Wolfgang John 1988 vor. In seinem empirisch-soziologischen Teil untersucht er Verursachungsfaktoren für Wohnungslosigkeit in Biographien einer repräsentativen Auswahl von Wohnungslosen. John postuliert, dass in bisherigen Untersuchungen bei Wohnungslosen alles untersucht wurde, was Hinweise auf eine abweichende Lebenskarriere hätte liefern können, nur die einzige Gemeinsamkeit der Biographie aller Wohnungslosen nicht: Ihr unmittelbarer Lebensweg auf die Straße einschließlich der spezifischen Lebenssituation und äußeren Umstände, die dabei und zuvor gegeben waren und hierauf Einfluss hatten. In seiner sehr detaillierten Ausführung werden die Lebensbedingungen und Faktoren bei Beginn der Wohnungslosigkeit nach Wohnsituation, beruflicher Situation, Rahmenbedingungen der Erwerbstätigkeit, bestehenden soziale Beziehungen, gesundheitliche Befunde, usw. getrennt betrachtet und ihre jeweilige „Beteiligung“ an der Entstehung von Wohnungslosigkeit herausgearbeitet.

Mit seinen Ergebnissen bleibt er auf einer eher deskriptiven Ebene, da die Lebensverläufe bzw. Teile daraus überwiegend summarisch analysiert werden, auch wenn die Lebensverläufe vor der Wohnungslosigkeit als „Karrieren“ bezeichnet werden, wendet er die verlaufsorientierte Perspektive auf die Wohnungslosigkeit selbst nicht an. Seine Untersuchung berücksichtigt nicht die subjektive Individualität der handelnden Personen und zielte nicht auf das subjektive Erleben der Wohnungslosigkeit durch die Betroffenen, sondern ausschließlich auf objektivierbare lebensgeschichtliche Fakten.

Diese sollten im Kontext der historischen Entwicklung des Hilfesystems die Basis für ein sich an den Bedürfnissen der Betroffenen orientierendes sozialpädagogisches und sozialpolitisches Konzept der Nichtsesshaftenhilfe ergeben. (vgl. John 1988: 12 und 416)

2.3.5 *Ohne Arbeit keine Wohnung, ohne Wohnung keine Arbeit/Ruhstrat, E.-U. et al. (1991a)*

Ruhstrat E.-U. et al. legten 1991 eine Studie über die Wohnbiografien von 17 Wohnungslosen in Niedersachsen vor. Das entwickelte Theoriemodell sieht Wohnungslosigkeit als Resultat einer Abfolge unangemessen gelöster Schlüsselsituationen.

Das Individuum wird hier in deterministischer Weise als Handler ohne Entscheidungskompetenz gesehen. „Gegenstand [seiner] (...) Untersuchung sollte die Entstehung und der Verlauf von Wohnungslosigkeit alleinstehender Personen, die Erfassung der Quantität der alleinstehenden Wohnungslosen in Niedersachsen sowie die Beschreibung der Lebenslage der alleinstehenden Wohnungslosen sein.“ (Ruhstrat et al. 1991a: 13)

Trotz dieses qualitativen Forschungsinteresses legt er seiner Untersuchung eine Perspektive zu Grunde, in der er davon ausgeht, dass „die individuellen Probleme und Schwierigkeiten alleinstehender Personen, die zum Verlust einer Wohnung und damit zum Entzug einer normalen räumlichen, sozialen und materiellen Lebensgrundlage führen, (...) strukturell verursacht [sind].“ (Ruhstrat et al. 1991a: 19) Weiter postuliert er: „Wohnungslosigkeit tritt in der Regel

dann ein, wenn sich bei den Personen zu den schon bestehenden Armutslagen zusätzliche materielle und/oder soziale Schwierigkeiten gesellen. Beeinflusst wird dieser Prozess durch den Grad der Anspannung auf dem Wohnungsmarkt und dem Arbeitsmarkt, d. h. die Chancen einer Normalisierung der Lebenslage der von Wohnungslosigkeit bedrohte oder betroffene Personen strukturell determiniert sind.“ (ebd.)

Sein Theorieentwurf für den Verlauf der Wohnungslosigkeit bezieht sich auf die Rekonstruktion der Karriere anhand von sogenannten Schlüsselsituationen²³. Hierbei postuliert er eine Chronologie von in Wohnungslosenkarrerien zu findenden Schlüsselsituationen, auf die die Betroffenen in unterschiedlicher Weise reagieren. Dadurch werden die Weichen für den weiteren Karriereverlauf gestellt. Art und Häufigkeit der weiteren Schlüsselsituationen hängen vom jeweiligen Umgang bzw. der Interaktion des Individuums mit den Institutionen ab.

Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass die Befragten zwar sehr unterschiedliche Verläufe aufweisen, die aber dennoch sehr starke Parallelen zeigen. So sind die Wege in die Wohnungslosigkeit durchaus vergleichbar, der Umgang mit der Wohnungslosigkeit (dies macht er fest am Umgang mit den jeweiligen Schlüsselsituationen) ist zunächst sehr unterschiedlich, gleicht sich dann aber korrelierend mit der Dauer der Wohnungslosigkeit immer mehr an. Denn es entwickelt sich ein dauerndes Wechselspiel zwischen den Wohnungslosen und den einzelnen Hilfeinstitutionen, das nur noch mit größter Schwierigkeit durchbrochen werden kann.

Dem Einstieg in die Wohnungslosigkeit wird bei John insofern nur ein relativer kleiner Raum eingeräumt, da seine erste von sieben Schlüsselstellen sozusagen den Einstieg abbildet und diese vergleichsweise kurz darstellt: „Betrachtet man zusammenfassend die Problembearbeitung in dieser ersten Schlüsselsituation des drohenden Wohnungsverlustes, dann zeigt sich, dass die unterschiedlichen von den Personen gewählten Problembearbeitungsstrategien alle nicht erfolgreich waren, sei es nun, weil die Ämter nicht die gewünschten Hilfen anboten,

²³ Definition der Schlüsselsituationen: der individuelle wie institutionelle Umgang mit der drohenden Wohnungslosigkeit, der über die Chancen der Vermeidung von Wohnungslosigkeit bzw. über den Eintritt in die Wohnungslosigkeit entscheidet.

sei es weil die Versuche der Selbsthilfe nicht zuletzt an der Stigmatisierung der Personen und der Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt scheiterten, oder sei es, weil infolge von Konflikten mit dem Partner oder der Familie am Ort selbst keine Lösung angestrebt wurde.“ (Ruhstrat et al. 1991a: 154)

2.3.6 *Wohnungslosigkeit und Subjektentwicklung. Lebenslagen und Perspektiven Wohnungsloser in Berlin/Schneider, S. (1997)*

Schneider veröffentlichte 1997 seine Studie im Rahmen des Forschungsprojekts „Biografie und Lebenslage Wohnungsloser in Berlin“ unter der Leitung von Prof. Rückheim. Schneider geht von der Annahme aus, dass „detaillierte Kenntnisse zur Lebenslage der Betroffenen“ (Schneider 1997) essentielle Voraussetzung für die Beurteilung der Möglichkeiten ambulanter Interventionen darstellt. Nach einer sehr ausführlichen Darstellung aller Fälle mittels Transkriptionswiedergabe der Gesprächsaufnahmen, werden die Daten in einer Querschnittsanalyse auf biografische Widersprüche, Problemfelder und Lösungsversuche, sowie ihre Bedeutung als Ursache für die Entstehung von Wohnungslosigkeit untersucht. Schneider legt in seiner Untersuchung einen besonderen Schwerpunkt „auf die Erforschung und Erarbeitung des individuell-biographischen Prozesses“, der in die Lebenslage führt. In seiner sehr ausführlichen und leider in der Darstellung ausgesprochen unübersichtlichen Arbeit kommt er zu dem Ergebnis, dass für einen erfolgreichen Hilfeansatz in der Wohnungslosenhilfe eine neue Perspektive notwendig ist, die sich stärker an den Bedürfnissen der Wohnungslosen orientiert. Schneider taucht tief ein in die Lebenswelt der Untersuchungsgruppe und gewinnt sicherlich interessante Erkenntnisse für die Sozialpädagogische Hilfe. Seine Arbeit ist in Bezug auf meine Fragestellung nicht von besonderer Relevanz, da er in der Analyse der Ursachen von Wohnungslosigkeit auf einer deskriptiven Ebene bleibt und sein Hauptinteresse auf den Bereich der Hilfe für Wohnungslose liegt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die in Kapitel 2 kurz dargestellten Studien auf Grund ihrer unterschiedlichen theoretischen Ansätze und methodischen Herangehensweisen an die Untersuchungsthematik wertvolle Anregungen für die hier vorliegende Arbeit liefern.

Mit wenigen Ausnahmen (siehe z. B. Girtler und Weber) bewegen sie sich jedoch auf rein quantitativer Ebene der Erfassung des Problems Wohnungslosigkeit. Zwar ist bei Romaus ebenso wie in der Studie des Sozialreferats München von „auslösenden Momenten“ die Rede, dennoch werden die Ursachen die tatsächlich zu einer Wohnungslosenkariere führen nur oberflächlich, wenn überhaupt, gestreift. Der handlungstheoretische Aspekt der Einbeziehung der Betroffenen als handelnde Subjekte ist hier noch nicht vollzogen.

Die dargestellten qualitativen Untersuchungen berücksichtigen zwar das handelnde Subjekt, aber liefern auf Grund der Fokussierung auf das Leben in der Wohnungslosigkeit und die Lebenswelt der Wohnungslosen, sowie deren Interaktion mit den Institutionen, keine Erkenntnisse über das Phänomen des Einstiegs in die Wohnungslosigkeit welches Gegenstand dieser Untersuchung ist.

3 Ursachen der Wohnungslosigkeit – verschiedene Erklärungsversuche

In diesem Kapitel möchte ich einige gängige in der Literatur zu findende Erklärungsmuster von Wohnungslosigkeit, insbesondere zur Entstehung von Wohnungslosigkeit darstellen sowie beispielhaft Studien anführen, die sich dem jeweiligen Erklärungsansatz verschrieben haben, um vor diesem Hintergrund meinen eigenen Untersuchungsansatz und mein eigenes Erkenntnisinteresse erläutern zu können.

Mein Ziel ist es, die vorhandenen Ansätze zu beleuchten und auf ihre Verwendbarkeit bzw. Gültigkeit hin zu überprüfen und gegebenenfalls zu zeigen, wo und wie sie erweitert werden müssen. So beschränke ich mich im Folgenden auf sozialwissenschaftliche oder sozialpolitische Ansätze. Nicht eingehen will ich also auf Pseudo-Erklärungen, wie sie manchmal von Politikern vorgebracht werden, die Wohnungslosigkeit auf Eigenschaften wie „arbeitsscheu“ oder ähnliches zurückführen. Selbst wenn man unter den Wohnungslosen manchmal Personen findet, die von einer geregelten Erwerbstätigkeit nicht viel halten (wobei es sich allenfalls um eine kleine Gruppe handelt), so ist damit noch nichts erklärt: „arbeitsscheu“, oder wie immer man diese Eigenschaft nennen will, ist kein angeborener genetischer Defekt oder eine vorsätzlich und absichtlich gewählte Haltung, sondern resultiert wohl aus einer biographischen Akkumulation von Lebenserfahrungen.

Dazu unterteile ich die vorhandenen Ansätze zunächst in die individualisierenden (siehe Kapitel 3.1), sowie die strukturellen (siehe Kapitel 3.2) Erklärungsansätze. In Kapitel 4.1 gehe ich dann auf das Konzept der Lebenslage ein.

3.1 *Exkurs: Individualisierende Ansätze*

Individualisierende Erklärungsansätze sind keine soziologischen Ansätze im eigentlichen Sinn. Sie stammen zum einen aus der Medizin – hier speziell aus

der Psychiatrie – und zum Anderen aus der Sozialpädagogik bzw. Psychologie. Dennoch möchte ich diese Ansätze kurz erwähnen, da sie in der Geschichte der Wohnungslosenforschung eine wichtige Stellung einnehmen und bis heute überlebt haben, insbesondere da es lange Zeit nur diese Herangehensweise an die Thematik Wohnungslosigkeit gab. Da es sich hier aber nur um einen Exkurs handelt möchte ich die Ansätze auch nur knapp darstellen und nur kurz wichtige Untersuchungen in diesem Zusammenhang erwähnen²⁴.

3.1.1 Psychiatrisch-neurologischer Erklärungsansatz

Die Wurzeln der psychiatrisch-neurologischen Ansätze liegen im späten 19. Jahrhundert. Sie sind sozusagen die ältesten Theorien der Wohnungslosigkeit, da schon im Jahre 1889 französische Ärzte von einem „anfallartig auftretenden Wanderdrang“ der bei Wohnungslosen zu beobachten sei, sprachen.

3.1.2 Die Wandertriebtheorie

Der Ursprung der Pathologisierung des Wandertriebs war humanistisch geprägt. Was zunächst in seiner Bedeutung und Auswirkung positiv anmutet, da quasi mit der Diagnose eine „Krankheit“ einherging und die wiederum mit der Forderung nach der Entkriminalisierung der „Landstreicherei“ verbunden war, was der damit verbundenen Bestrafung im Arbeitshaus zunächst ein Ende setzte (vgl. John 1988: 76). Erst im Verlauf der Zeit kehrte sich dieser Ansatz gegen die Betroffenen und führte im Dritten Reich zur Internierung und Ermordung der Betroffenen.

Bereits im Jahre 1899 wurde in der Medizin durch den deutschen Arzt Donath der Begriff der Poriomanie – des Wandertriebs – als psychiatrische Kategorie eingeführt. Der Begriff wurde immer weiter ausgedehnt und schließlich generell auf „Landstreicher“ allgemein übertragen. Die Wissenschaft ging davon aus, eine wissenschaftliche Erklärung dafür gefunden zu haben, warum sich Menschen auf der Straße befanden und machte einen inneren Zwang für das

²⁴ Zur vertiefenden Lektüre sei hier auf John 1988 verwiesen.

Umherziehen verantwortlich. Mit dieser simplen Erklärung ging man später sogar soweit auch Schulschwänzern, Fortlaufen aus der Fürsorgeerziehung bis hin zur Fahnenflucht als „krankhafte Wanderzustände“ zu bezeichnen. Die Wandertrieb-Theorie scheiterte letztendlich daran, dass keiner ihrer Vertreter die behauptete Triebqualität begründen oder nachweisen konnte. (vgl. John 1988: 76f)

3.1.3 Das Psychopathie-Konzept bei Aderhold (1970) und Garcia (1982)

Das Psychopathie-Konzept zur psychiatrischen Einordnung der Wohnungslosen hat sich dagegen bis weit in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts erhalten. Psychopathen sind „abnorme Persönlichkeiten“, die die Psychopathie ererbt haben und dadurch therapieresistent sind. Dieser Logik folgend argumentierten Anhänger dieses Konzepts daher gegen Wiedereingliederungsmaßnahmen, da diese als ohnehin nutzlos und zu teuer eingestuft wurden. Unübersehbar waren die Konsequenzen dieses Erklärungsansatzes im nationalsozialistischen Deutschland, das dieses Konzept als theoretische und propagandistische Grundlage für ihren Vernichtungsfeldzug gegen die Wohnungslosen nutzte. (vgl. Maelicke & Simmedinger 1984: 91)

Das Psychopathie-Konzept hat erstaunlicherweise das Dritte Reich überdauert und zu verschiedenen Zeiten bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts immer wieder Vertreter gefunden. So bezog sich 1970 Aderhold in seiner Dissertation hauptsächlich auf das Psychopathie-Konzept und das Wandertriebkonzept. Gegenstand seiner Untersuchung waren die Abgangsgründe von Bewohnern eines Nichtsesshaftenheims. Auf der Grundlage verschiedener Schriften kommt er zu dem Schluss, dass fast alle „Nichtsesshaften“ als charakterlich mehr oder weniger abnorm betrachtet werden müssen, wobei er vor allem an die Psychopathie denkt (vgl. Aderhold 1970, in Helmes 1981: 73). Zudem kam Aderhold zu dem Ergebnis, dass es zwei Arten des Umherziehens gibt: die Sommerwanderschaft aus endogenen Gründen (Wandertrieb) und die Winterwanderschaft aus exogenen Gründen (materielle Not). Aderhold prägt in seiner Arbeit eine Definition von Wohnungslosigkeit, die von Bindungslosigkeit und Mobilität als gemeinsamem Merkmal ausgeht. Als Hauptursachen für ein „Nichtsesshaft-

werden“ bzw. „Nichtsesshaft-bleiben“ sieht er neben der psychopathischen Wesensart vor allem körperliche und geistige Behinderungen, Kriminalität und Alkoholismus (vgl. Aderhold 1970, in: Rohrman 1987: 15).

Ein weiterer noch „modernerer“ Vertreter des Psychopathiekonzepts ist Garcia, der 1982 in seiner Untersuchung fast alle psychischen Auffälligkeiten bei Wohnungslosen unter „abnorme Persönlichkeiten“ und „Psychopathen“ zusammenfasste. Als Gegenpol zu diesem Erklärungsmuster stellte er lediglich bei einem kleinen Teil seiner Untersuchungsgruppe die Diagnose „Neurose“ bzw. „neurotische Fehlentwicklung“, die er beide als umweltbedingt einordnete (vgl. Garcia 1982: 14 f., in Maelicke & Simmedinger 1984: 92)

3.1.4 Der Neurologische Ansatz von Veith und Schwindt (1983)

In einer weiteren aus der Medizin stammende Untersuchung stellten, ebenfalls in den 80er Jahren, die Mediziner Veith und Schwindt im Rahmen ihres psychiatrisch-neurologischen Ansatzes hirnorganische Schädigungen als Ursache von Wohnungslosigkeit fest. Sie hatten bei 63 Wohnungslosen Leichensektionen vorgenommen und lediglich bei sieben Betroffenen keinen hirnorganischen Befund festgestellt (vgl. Veith & Schwindt 1983). Aufgrund ihrer Ergebnisse vertraten²⁵ Garcia ebenso wie Veith und Schwindt ihre Thesen, dass es jetzt an der Zeit wäre, Nichtsesshaftigkeit nicht mehr als Folge gesellschaftlicher Faktoren oder gar von Armut zu erklären. Schwindt ging sogar soweit, den Ausbau ambulanter Beratungsstellen für Wohnungslose zu kritisieren und unter Hinweis auf deren „Alkoholkrankheit“ sowie auf „Gottes Wort“, die Beratungstätigkeit zu begrenzen (vgl. Schwindt 1982: 2f.) Völlig unbeachtet bleibt in ihren Schlussfolgerungen die Möglichkeit, dass die vorgefundenen Hirnschädigungen auch Folgeerscheinungen der besonderen Lebensbedingungen in der Wohnungslosigkeit sein könnten.

²⁵ Garcia und Schwindt erregten damit auf der Tagung des Zentralverbandes deutscher Arbeiterkolonien 1982 großes Aufsehen.

3.1.5 Die Wickertstudie (1976)

Auf sozialwissenschaftlicher Seite versuchten auch Wickert et al. (1976 a & b) in ihrer Studie einen Nachweis zu erbringen, dass „Nichtsesshafte“ eine spezifische Persönlichkeitsstruktur besäßen. Diese Erkenntnis sollte Ansatzpunkte zu therapeutischen Interventionen bieten. Allerdings kann man feststellen, dass das wohl wichtigste Ergebnis dieser Untersuchung darin bestand, dass sich die entwickelten Thesen zur Persönlichkeitsstruktur nicht nachweisen ließen. „Damit fällt der Wickert-Studie der Verdienst zu, weitere wissenschaftliche Erklärungsversuche über abweichende Persönlichkeitsmerkmale alleinstehender Wohnungsloser unhaltbar gemacht zu haben.“ (Ruhstrat et al. 1995: 14f.)

Dennoch halten sich bis heute in der Wissenschaft psychiatrisch-neurologische Erklärungsansätze. In den USA beispielsweise werden heftige Auseinandersetzungen über die Behauptung geführt, dass ein wichtiger Faktor in der Verbreitung von Wohnungslosigkeit in der Schließung psychiatrischer Krankenhäuser zu sehen sei (vgl. Dear & Wolch 1987; Jencks 1994; für differenzierte Analysen Blau 1992). Diese Behauptung ist sicherlich auch eine der Ursachen dafür, dass das Thema Wohnungslosigkeit in den USA so starke öffentliche Aufmerksamkeit fand und findet.

Aber auch in Deutschland schlug ein Artikel im SPIEGEL im März 1999 (Spiegel Heft 11/1999) in eine ähnliche Richtung. Im Rahmen eines Berichts anlässlich einer Tagung in der psychiatrischen Universitätsklinik München veröffentlichte das Magazin eine (unkommentierte) Montage einiger Grafiken, in der unter dem Titel „Leben auf der Straße“ vor dem Hintergrund eines Bildes von einem bettelnden Wohnungslosen einmal die Zahl der Obdachlosen, beziffert auf 540 000 abgetragen war,²⁶ zweitens die Häufigkeit psychischer Erkrankungen bei obdachlosen (vermutlich wieder: eigentlich wohnungslosen) Männern, und schließlich eine Grafik, betitelt „Betten in der Psychiatrie“, in

²⁶ Ich möchte hier nur kurz auf die Tatsache hinweisen, dass hier wieder die Kategorien unscharf verwendet werden: Es mag in Deutschland 540 000 obdachlose Personen geben, was aber die Wohnungslosen angeht, belaufen sich die höchsten Schätzungen in der wissenschaftlichen Literatur auf etwa 150 000 Personen. Dem unbedarften Leser ist die feine Unterscheidung zwischen der Zahl der Obdachlosen und dem durch das Bild des bettelnden Wohnungslosen suggerierte Empfinden, es handelt sich bei den genannten um auf der Straße lebende Wohnungslose vermutlich nicht klar. Siehe dazu Kapitel 2.2.1.

der ein deutlicher Rückgang von ca. 120 000 auf etwa 65 000 Betten zu sehen war.

Im Text selbst wurde dieser Zusammenhang nicht direkt benannt. Dennoch: Der Text (und die Tagung, die ihm zugrunde lagen) hatten zum Tenor die desolante psychische Situation der Wohnungslosen und die unzulängliche Ausstattung des Systems psychiatrischer Versorgung. Es ging hier freilich vor allem um die Schwierigkeiten, auf die Wohnungslosen, die auf der Straße leben, „zuzugehen“, und keineswegs um eine Forderung, sie in psychiatrische Anstalten einzuweisen (und die Zahl der verfügbaren Plätze in diesen Anstalten entsprechend zu vermehren). Insgesamt legte der Artikel aber nahe, dass bei vielen Wohnungslosen psychische Probleme im Vordergrund stehen.

3.1.6 Psychische Erkrankung bei obdachlosen Männern und Frauen in München/Prof. Dr. M. Fichter et al. (2000)

Dies wird auch in der langjährigen Studie der Forschergruppe um Prof. M. Fichter²⁷, die Basis dieser Tagung war, bestätigt. Fichter legt ein aufwendiges Studiendesign vor, um eine repräsentative Stichprobe zu erhalten. Ziel seiner Untersuchung war „...die zuverlässige Erfassung ausgewählter psychischer und körperlicher Krankheitsbilder bei einer für eine deutsche Großstadt repräsentativen Stichprobe, die somit keinen stichprobenverzerrenden Einflüssen (wie zum Beispiel Inanspruchnahme-Stichproben) unterliegt.“ (Fichter et al. 2000)

Die Studie die sich mit den Gesundheitszustand von Wohnungslosen in München befasst, belegt ausführlich, dass ein Großteil der Wohnungslosen in München psychisch krank ist²⁸, macht aber keine Aussage dazu, ob durch psychische Erkrankung Wohnungslosigkeit ausgelöst oder verstärkt wird, noch distanziert sie sich von pathologisierenden Interpretationen der frühen Wohnungslosenforschung. Man könnte also sagen, dass Fichter et al. (1999) sich

²⁷ Vgl. Prof. Fichter et al. (1999).

²⁸ „73,4 Prozent der Männer hatten zum Untersuchungszeitpunkt mindestens eine psychiatrische Erkrankung (Lebenszeit-Prävalenz: 93,2 Prozent). 58,4 Prozent wiesen eine Alkoholabhängigkeit auf (Lebenszeit-Prävalenz: 72,7 Prozent).“ (Fichter et al. 2000).

mit diesem Ansatz in eine wissenschaftliche Tradition der psychiatrisch-neurologischen Erklärungsansätze einreihen.

3.1.7 Der Problemfamilienansatz

Der Problemfamilienansatz „untersucht vorwiegend die familiären Begleitumstände der Armut“ (Könen 1990: 99). Dabei werden nach Könen (1990) verschiedene subjektive Verarbeitungsmechanismen der Armut unterschieden, die „als Anlass für die Ausgrenzung von Armen aus dem Kreis der Anspruchsberechtigten dienen“ (Könen 1990:100): Hierbei existieren zum einen Familien, die trotz ökonomischer Not durchaus in der Lage sind, ein Leben zu führen, das von der Gesellschaft als geordnet bezeichnet wird. In diesen Fällen erscheint es zur Bewältigung der wirtschaftlichen und sozialen Probleme sinnvoll, die Familienverhältnisse günstig zu beeinflussen. Andererseits erweisen sich Beratung und Hilfemaßnahmen bei solchen Familien als unwirksam, denen es an der so genannten eigenen Kraft fehlt. Hier kann die Familie nur „vor dem Schlimmsten“ bewahrt werden.

„Insbesondere die älteren Problemfamilientheorien beschränken sich oftmals darauf, diesen Familien dauerhafte, irreparable Funktionsstörungen zu attestieren“ (Könen 1990: 100). Obdachlose wurden hierbei in drei Kategorien unterteilt:

- sozial unangepasste Familien, die als nicht oder als nur mit unvertretbar hohem Aufwand als eingliederungsfähig eingestuft werden, bzw. zu einer gesellschaftlichen Integration nicht bereit sind,
- sozial unangepasste Familien, die in der Regel aber als eingliederungsfähig gelten,
- sozial angepasste Familien, die keiner besonderen fürsorgerischen Maßnahmen bedürfen.

(vgl. Könen, 1990: 102f)

Grundlegende Annahme des Problemfamilienansatzes ist somit, dass der Entstehungsgrund von Wohnungslosigkeit im persönlichen Verschulden der betreffenden Familie liegt und allein daraus schon Veränderungen wie z. B. in der Organisation der sozialen Dienste, nicht notwendig sind. Eine Schlussfolgerung ist daher, dass ein gewisser Teil der Bevölkerung nach diesem Modell generell für ein Leben in Wohnungen nicht geeignet sei. Als logische Konsequenz werden Armut und soziale Ungleichheit als Gründe der Wohnungslosigkeit nicht in Betracht gezogen, vielmehr wird bei den nicht eingliederungsfähigen Wohnungslosen der dauerhafte soziale und räumliche Ausschluss befürwortet. Gerade hierin liegt ein grundsätzliches Problem dieses Erklärungsansatzes für die Praxis. Durch die Einstufung bestimmter Familien als nicht eingliederungsfähig, findet eine so genannte Aussiebung statt, die „objektiv eine wachsende Verelendung und subjektiv bei den betroffenen Familien eine zunehmende Entmutigung“ (Könen 1990: 105) bewirkt.

Der Problemfamilienansatz hatte bis weit in die 80er Jahre des 20. Jh. auf die institutionelle Wohnungslosenhilfepraxis, sowie auf die Wohnungslosenforschung Einfluss. So fanden beispielsweise die aus diesem Ansatz resultierenden „Aussiebungskriterien“ Eingang in den „Gesamtplan für die Obdachlosenhilfe der Stadt Duisburg“ vom April 1977, wonach vor Vergabe von öffentlichen Wohnungen die Mietvertragsfähigkeit überprüft wurde (siehe hierzu weitergehend Könen 1990: 103). Aber auch in soziologischen Analysen wie in der Studie von W. Weins: „Problemfamilien im Gemeindekontext: eine Theoretische und empirische Analyse“ (1983) fand der Problemfamilienansatz Anwendung.

In der heutigen Zeit findet der Ansatz wohl keine Anwendung mehr, da dieser in der Praxis oftmals zu Verkürzungen und Diskriminierungen von Wohnungslosen geführt hat.

3.1.8 Zusammenfassung

Es lässt sich feststellen, dass sowohl der psychiatrisch-neurologische Erklärungsansatz, wie auch der Problemfamilienansatz als Beispiele für Individuali-

sierende Ansätze der Problematik nach heutigen Kriterien nicht gerecht werden. Einige Argumentationsstränge können schlicht als veraltet betrachtet werden, zumal sie schon zu ihrer Blütezeit wissenschaftlich nicht haltbare Hypothesen aufgestellt haben. Hierzu zählen insbesondere die psychiatrisch-neurologischen Erklärungsansätze, mit ihrer „Wandertriebtheorie“, die von einem instinktiven triebhaften Wanderverhalten ausging. Zudem müssen sich die Verfasser dieser Konzepte den Vorwurf gefallen lassen, dass die Resultate ihrer Analysen Theoriemodelle aufleben ließen, die von der nationalsozialistischen Ideologie instrumentalisiert wurden.

Die psychiatrisch-neurologischen Ansätze führen Wohnungslosigkeit ausschließlich auf individuelle Defizite, also psychiatrisch-neurologische Probleme zurück. Da bei diesen Erklärungsansätzen wissenschaftlich fundierte Begründungszusammenhänge fehlen, setzen sie verschiedene Annahmen (Vorurteile) voraus, wie z. B. dass es sich bei den Wohnungslosen um einen homogenen Personenkreis handle, der durch gemeinsame Merkmale gekennzeichnet sei, ebenso wie die Gleichsetzung von „unstetem Leben“ mit Wohnungslosigkeit. Die vorgestellten Ansätze ignorieren soziologische Aspekte und bieten daher keine adäquaten Erklärungen für das Entstehen von Wohnungslosigkeit. Nichtsesshaftigkeit lässt sich nicht als Folge psychiatrisch-neurologischer Erkrankungen erklären. Diese monokausale Sichtweise wird dem komplexen Problem der Wohnungslosigkeit nicht gerecht – das wird im Laufe der hier vorliegenden Arbeit gezeigt werden. Im Gegensatz zu den Interpretationen der Vertreter psychiatrischer Ansätze müssen viele Befunde als Folge statt als Ursache der Wohnungslosigkeit interpretiert werden.

Auch knüpft das Psychopathiekonzept an der gleichen Tradition an wie die Wandertriebtheorie. Hierbei wurde nie nach den vielfältigen Ursachen dieser Krankheitsbilder gefragt. Zudem wurde der hirnorganische Befund fast als Synonym für „nicht eingliederungsfähig“ verwendet. Von einem eigenständigen medizinischen oder gar sozialwissenschaftlichen Ansatz zur Erklärung der Situation Wohnungsloser kann hier nicht gesprochen werden.

Eine Erklärung von Wohnungslosigkeit durch das Fehlen von Betten in psychiatrischen Anstalten greift sicherlich zu kurz und die Zuteilung von Wohnraum nach Kriterien der „Wohnfähigkeit“ im Sinne des Problemfamilienansatzes

schaftt individuelle Benachteiligungen und strukturelle Ungleichheiten. Doch gemeinsam ist diesen Ansätzen, dass sie auf Sozialpolitik im weitesten Sinn als zentrale gesellschaftliche Rahmenbedingung verweisen. Es liegt damit nahe, von hier aus den Blick zu erweitern und den ökonomischen, sozialen und sozialpolitischen Wandel der letzten Jahre umfassender in den Blick zu nehmen.

3.2 Strukturelle Erklärungsansätze

Die Erweiterung des Blickes auf sozialpolitische Komponenten hat in der Mitte der 70er Jahre dazu geführt, bei wissenschaftlichen Untersuchungen die Ursachen der Wohnungslosigkeit in den Vordergrund zu rücken. Dadurch haben sich in der Soziologie einige empirisch überprüfbare Theorieannahmen etabliert und das Thema Wohnungslosigkeit rückt ins Interesse soziologischer Forschung. In der „Folge wurde die Grundlage für eine neue Perspektive gelegt, die Wohnungslosigkeit nicht als Ausdruck einer spezifischen Charaktereigenschaft, sondern als Folge von Unterprivilegierung, sozialer Ungleichheit und struktureller Armut betrachtete.“ (Ruhstrat et al. 1995: 15)

Geprägt ist die soziologische Thematisierung von Wohnungslosigkeit zunächst vor allem von Bestrebungen, sich mit Hilfe quantitativer Untersuchungen der zahlenmäßigen Dimension der Problematik zu nähern.

3.2.1 Das sozialökologische Modell

Zu den strukturellen Ansätzen zählt das sozialökologische Modell zur Erklärung von Wohnungslosigkeit, welches auf der Annahme basiert, dass Wohnungslosigkeit Folge räumlicher Segregationsprozesse ist. Die von diesen gesellschaftlichen Ausschließungsprozessen Betroffenen sind überwiegend Unterschichtsangehörige, die dabei sowohl stigmatisierenden wie auch diskriminierenden Prozessen ausgesetzt sind. Die Vertreter, wie insbesondere L. A. Vaskovics (vgl. hierzu Vaskovics 1982), des sozialökologischen Modells ge-

hen davon aus, dass die Randgruppenbildung sowohl aufgrund räumlicher Segregation, als auch aufgrund der Zuschreibung negativer Eigenschaften entsteht.

Allerdings lässt sich in Notunterkünften der Prozess der Randgruppenbildung nicht allein durch den Mangel an ökonomischen Ressourcen ableiten. Erst die Anhäufung verschiedener Einflussgrößen bei Angehörigen der Unterschicht führt zur sozialen Randständigkeit.

Als relevante Einflussgrößen gelten hierbei die relative Armut (in diesen Problembereich fallen alle Personengruppen, deren Einkommen unter oder nur wenig über den Sozialhilfesätzen liegt), die gesellschaftliche Bewertung der Armut (die Mehrheit der Bevölkerung geht davon aus, dass aus individuellem Fehlverhalten die soziale Lage der Armen entsteht; d. h., dieser Personengruppe werden negativ bewertete Eigenschaften zugeschrieben); das Wohnen in diskreditierenden Wohnverhältnissen (die Wohnung spiegelt den sozialen Status unmittelbar wider) und die residentiale Segregation (räumliche Isolierung von Obdachlosen).

Bei der Betrachtung des sozialökologischen Ansatzes lässt sich feststellen, dass Vaskovics keine ausreichenden Erklärungsmuster für die Entstehung von Wohnungslosigkeit liefert, zumal er sich in seiner Analyse auf Notunterkünfte und darin untergebrachte Personen bezieht – und somit Menschen, die auf der Straße leben, ausblendet. Nach Vaskovics rekrutieren sich die Obdachlosen überwiegend aus den Angehörigen der unteren Unterschicht, deren Hauptproblem darin besteht, dass für sie häufig kein dem Bedarf entsprechendes Angebot auf dem Wohnungsmarkt bereit steht. (vgl. hierzu Könen 1990)

Vaskovics sieht zwar, dass dies nicht den einzigen Auslöser für Obdachlosigkeit darstellt und erwähnt in diesem Zusammenhang auch solche Familien, die Verhaltensabweichungen zeigen. Verhaltensabweichungen liegen nach Vaskovics dann vor, wenn beispielsweise familiäre Sozialisationsaufgaben nicht wahrgenommen werden. Darüber hinaus erkennt er bei einem Teil der Obdachlosen Verhaltensstörungen, die sich seiner Meinung nach, zumeist in Alkoholumismus, Straffälligkeit und Kindesmisshandlung äußern. Vaskovics postuliert eine scharf abgegrenzte Einteilung der Wohnungslosen in drei Gruppen. Diejenigen mit „Verhaltensstörung“, diejenigen mit „Verhaltensabweichung“ und diejenigen „mit Einkommens- und Wohnungsarmut“ (vgl. Vaskovics 1980)

und rückt mit seinen Ergebnissen in die Nähe der individualisierenden Ansätze wie dem Problemfamilienansatz und auch dem Psychopathie-Konzept. Seine Ergebnisse vernachlässigen jegliche Prozesshaftigkeit von Wohnungslosenkarrerien. Er betrachtet die Wohnungslosenkarrerien als „Einbahnstraße“ im Sinne des deterministischen Karrieremodells (siehe hierzu 4.1).

3.2.2 *Der Armutsansatz*

Ausgangspunkt eines weiteren strukturellen Erklärungsansatzes – des Armutsansatzes – ist die grundlegende Annahme, dass Wohnungslose mit ihrem Einkommen deutlich unter der von der EU-Kommission festgelegten Armutsgrenze²⁹ liegen. Generell geht der Armutsansatz davon aus, dass Wohnungslose von einer Lebensweise ausgeschlossen sind, die auf einem akzeptablen Existenzminimum basiert. Es werden also Grundbedürfnisse, auch die geistiger und kultureller Art, nicht in ausreichendem Maße befriedigt. Specht (1985) erklärt die strukturelle Armut bzw. die materielle Unterversorgung unter anderem damit, dass die meisten Wohnungslosen zum Einen allein, d. h. ohne Partner leben und somit nicht oder nur unzureichend in soziale Bezüge eingebunden sind und zum Anderen durch die überwiegende Unterschichtzugehörigkeit von ihren Familien keine finanzielle Unterstützung erwarten können. (vgl. Specht 1985: 36)

Der Armutsansatz erklärt das Phänomen Wohnungslosigkeit aus verschiedenen sich wechselseitig bedingenden Perspektiven; hierzu zählen nach Specht (1985)³⁰ die Einkommensperspektive, die Unterschichtperspektive, die Mobilitätsperspektive, die Theorie des gespaltenen Arbeitsmarktes, sowie die Theorie des Wohnungsverlustes nach Arbeitslosigkeit. Es bestehen also neben dem Zusammenhang von Einkommensarmut und Schichtzugehörigkeit, weitere wechselseitige Bedingungskonstellationen zwischen Arbeitslosigkeit und der daraus folgenden Einkommensarmut, dem Mobilitätsverhalten und Wohnungsverlust.

²⁹ Nach der Empfehlung der EU-Kommission ist derjenige arm, dessen Einkommen um 50 % unter dem Durchschnittseinkommen des jeweiligen Landes liegt.

³⁰ Specht legte 1985 mit seiner repräsentative Studie in Hessen eine landesweite Bestandsaufnahme des Systems sozialer Dienste und seiner Klienten vor. Hierzu wurden 1456 Betroffene schriftlich befragt sowie 132 Einrichtungen der Hilfeorganisationen. Zudem wirkte er an der oben beschriebenen Grundlagenstudie mit.

Die Arbeitsbedingungen der Mehrzahl der Wohnungslosen sind überdurchschnittlich häufig mangelhaft: sie verfügen über zumeist unterbezahlte, seelisch und körperlich belastende Arbeitsplätze mit sehr hohem Risiko der Arbeitslosigkeit. Zusätzlich bedingen die unterdurchschnittlichen Bildungsvoraussetzungen der Wohnungslosen ohnehin geringere Chancen am Arbeitsmarkt. Häufige Arbeitsplatzwechsel, kurzfristige und ungesicherte Arbeitsverhältnisse sind an der Tagesordnung, was als Resultat dieser Lebensumstände zu einem hohen Maß an berufsbedingter Mobilität führt. Der finanzielle Abstieg bzw. die Überschuldung kann als ein wesentlicher Grund für den Verlust der Wohnung angesehen werden. Doch erst in diesem Stadium wird die teilweise schon vorher vorhandene (erzwungene) Mobilität als Nichtsesshaftigkeit begriffen. Vielen „Wohnungslosenkarrerien“ geht ein langsamer finanzieller Abstiegs- und Verarmungsprozess voraus (vgl. Specht 1985: 36). Wohnungslosigkeit wird hier oft als Folge der aus Arbeitslosigkeit resultierenden Einkommensarmut gesehen.

Im Armutsansatz wird die Entstehung von Wohnungslosigkeit hauptsächlich auf verschiedene in Wechselbeziehung stehende sozialstrukturelle Faktoren zurückgeführt. John hat jedoch 1988 in seiner Untersuchung (siehe ausführlich hierzu nächster Punkt) festgestellt, dass die Mehrzahl seiner Befragten ihre Wohnung nicht aus finanziellen Gründen verloren hat (vgl. John 1988: 467). Es müssen also noch weitere Faktoren – wie z. B. politische oder individuelle – ausgemacht werden können, die zum Entstehen von Wohnungslosigkeit beitragen und vom Armutsansatz vernachlässigt werden.

3.2.3 Der Unterversorgungsansatz

Da der Unterversorgungsansatz sehr eng mit dem Armutsansatz verbunden ist, ist eine klare Grenzziehung zwischen diesen beiden Ansätzen nur schwer möglich. Die im Armutsansatz beschriebenen Problemlagen werden im Unterversorgungsansatz bereits a priori als Voraussetzungen angenommen. Blickrichtung dieses Ansatzes gilt dem Hilfesystem. Es soll hierbei untersucht werden, inwieweit Wohnungslosigkeit, Arbeitslosigkeit und Mobilität entstehen können, weil Wohnungslose die Hilfesysteme und die ihnen zustehenden sozialen

Leistungen nicht erreichen bzw. sie von ihnen nicht erreicht werden. (vgl. Specht 1985)

Ausgangspunkt des Paradigmas der Unterversorgung ist die Entstehung von Wohnungslosigkeit durch materielle Unterversorgung bzw. die Verschlimmerung der Lebensumstände von Wohnungslosen durch materielle Bedürftigkeit. Hierbei spielen für den Ausschluss möglicher Hilfeleistungen zum einen die regional ungleich verteilten (insbesondere ambulanten) Hilfesysteme eine Rolle. Zum anderen behindern individuelle Faktoren wie Scham, Angst oder Unwissenheit die Nachfrage, aber auch administrative Faktoren wie die Nichterreichbarkeit von Hilfeeinrichtungen bis hin zu rechtswidrigen Vergabepraktiken, Gesetzesverstößen und Willkürhandlungen, wie die z. T. seitens der Sozialämter vorgenommene willkürliche Vergabe der Tagessätze oder deren Reduzierung bzw. das Aushändigen derselben in Form von Gutscheinen oder die Zuweisung von Notschlafplätzen, spielen eine Rolle. Häufig sind auch einfach die Zugänge zu den sozialen Sicherungssystemen für die Betroffenen undurchsichtig.

Im Theorieansatz der Unterversorgung spielen nach Specht (1985) im Wesentlichen drei Erklärungsperspektiven eine Rolle:

- Theorie regionaler Disparitäten in der sozialen Sicherung (darunter wird die Sogwirkung von besser ausgebauten Hilfesystemen, insbesondere in Ballungsgebieten verstanden)
- Theorie der selektiven Gewährung von Sozialleistungen (schichtspezifisch, geschlechtsspezifisch, altersspezifisch und problemspezifisch)
- Theorie der Zwangsmobilität durch strukturelle Zwänge des Hilfesystems für Nichtsesshafte

(vgl. hierzu Specht 1985: 36f)

Es wird davon ausgegangen, dass diese drei Perspektiven bei Wohnungslosen zusammenwirken. „Im Fall der Nichtsesshaften und allein stehenden Obdachlosen wirken meist alle drei Faktoren zusammen und verstärken die arbeitsmarktbezogene regionale Mobilität durch eine von der Struktur öffentlicher und privater Hilfesysteme bewirkte Zwangsmobilität, die als Nichtsesshaftigkeit wahrgenommen wird.“ (Specht 1985: 37)

John (1988) postuliert, dass bisherige soziologische Ansätze zwar den Blick dafür eröffneten, dass Wohnungslosigkeit nicht nur als individuelles Abweichen der Betroffenen zu verstehen ist, sondern auch als Wechselprozess zwischen Individuum und sozialer Umgebung, jedoch bisher keine Begründung von Ursachen und vorfindbarer Wirklichkeit der Wohnungslosen lieferten. Für den Bereich der Sozialhilfeleistung für Wohnungslose kann im Rahmen des Armuts- und Unterversorgungsansatzes erklärt werden, dass die Form staatlicher Hilfestellung bzw. deren Verweigerung die Chancenlosigkeit von Rückkehrversuchen in die frühere Lebensform notwendig zur Folge hat.

Dieser Untersuchungsansatz berücksichtigt mithin nicht die subjektive Individualität der handelnden Personen und zielt nicht auf das subjektive Erleben der Wohnungslosigkeit durch die Betroffenen selbst, sondern vielmehr auf objektivierbare lebensgeschichtliche Fakten.

3.2.4 Der Etikettierungs-/Stigmatisierungsansatz

Ein weiterer eigenständiger struktureller Erklärungsansatz ist der Etikettierungs- bzw. Stigmatisierungsansatz. Dieser beschäftigt sich ganz allgemein gesagt mit der Auswirkung von Vorurteilen und Stereotypen auf die Randgruppenbildung und der damit verbundenen Diskriminierung durch die übrige Bevölkerung. Es wird davon ausgegangen, dass das Leben von Wohnungslosen oft in besonderem Maße von großem Misstrauen und Stigmatisierungen bestimmt ist, wenn zumal das Leben überwiegend im öffentlichen Raum stattfindet und somit nicht ohne Publikum zu realisieren ist: schlafen, essen, trinken, krank sein, Geselligkeit usw., alles findet in der Öffentlichkeit statt und entsprechend wird auch jede Auffälligkeit von dieser registriert und auf die Gesamtgruppe der Wohnungslosen übertragen. So ist es nicht verwunderlich, dass es zu Vorurteilen und Stereotypen mit festen Vorstellungsklischees kommt. Sie sind das Ergebnis einer überwiegend undifferenzierten Wahrnehmung von Wohnungslosigkeit durch die Öffentlichkeit und nicht zuletzt durch die Medien.

Etikettierung und Stigmatisierung findet statt, indem Bilder von „heruntergekommenen, alkoholisierten Stadtreichern“ auf Bahnhofsvorplätzen von der Wohnbevölkerung als die Norm der Wohnungslosen wahrgenommen und auf die Gesamtheit wohnungsloser Personen übertragen werden. (vgl. Specht 1985: 37)

Ähnliches gilt für diejenigen, die sich in stationären Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe befinden oder in ghettoähnlichen Unterkünften der Städte und Kommunen eingewiesen sind. Da in der Regel diese Adressen der übrigen Bevölkerung bekannt sind, kommt es für ihre Bewohner auf die gleiche Weise zu bestimmten Zuschreibungen. Als Folge werden Selbstwertgefühl und Identität der Betroffenen ständig unter Druck gesetzt und es kommt zu einer Zunahme von Einsamkeit und Resignation. Dieser Zustand kann dann dazu führen, dass die Betroffenen diese Zuschreibung auch tatsächlich selbst annehmen, sie verinnerlichen und am Ende von sich selbst das Bild haben, welches ihnen die Umwelt gibt. Diese tief sitzenden gesellschaftlichen Vorurteile und Stereotype sind die Ausgangsbasis für Diskriminierungen von Wohnungslosen in allen Lebensbereichen. (vgl. Specht 1985) Dieser Ansatz wird z. B. von Albrecht et al. in ihrer oben beschriebenen Grundlagenstudie (vgl. Kapitel 2.3.1) verwendet.

Aus diesem Projekt sind zum Einen deutliche Hinweise auf den potentiell wichtigen Einfluss institutioneller Interventionen auf Wohnungslosigkeit gekommen. So verdeutlicht Albrecht, dass „Nichtsesshaftigkeit“ zu einem „erheblichen Teil das Produkt misslungener Sozialarbeit in den klassischen Bereichen wie Familienfürsorge, Suchtkrankenfürsorge, Strafvollzug, Bewährungshilfe“ sei (Albrecht et al. 1990: 29). Zum Anderen sieht er einen wesentlichen Erklärungswert für die Entstehung von Wohnungslosigkeit in der Sozialisation der Betroffenen.

Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt also ebenso wie bei John (1988) auf sozial-strukturellen Merkmalen. Beide Studien belegen, dass Wohnungslosigkeit vor allem bei Angehörigen der unteren sozialen Schichten auftritt, also bei Personen mit geringer schulischer und beruflicher Bildung und einer Position am unteren Rand des Arbeitsmarktes. (vgl. hierzu auch Ludwig-Mayerhofer, Müller & von Paulgerg-Muschiol 2001)

3.2.5 Zusammenfassung

Der Armutsansatz beschreibt Wohnungslosigkeit als ein Ergebnis eines stetigen Verarmungsprozesses, der aus steigender Einkommensarmut nach Arbeitslosigkeit entsteht. Als ursächlich werden dabei schlechte Bildungsvoraussetzungen, der sehr frühe Einstieg in das Erwerbsleben (meist ohne Berufsausbildung) gesehen. In Wechselbeziehung stehende verschiedene sozialstrukturelle Faktoren führen also demnach zu Wohnungslosigkeit.

Jedoch hat John (1988) in seiner Untersuchung festgestellt, dass die Mehrzahl seiner Befragten die Wohnung nicht aus wirtschaftlichen Gründen verloren hat (vgl. John 1988: 467). Also muss es noch andere Faktoren geben. Der Armutsansatz lässt diese z. B. politischen oder auch individuellen Faktoren außer Acht. Die Mobilitätsperspektive lässt sich mit der Unterversorgung von sozialen Leistungen für Wohnungslose z. B. durch Schamgefühle oder Unwissenheit in Verbindung bringen. Zum Teil werden von den Sozial- und Arbeitsämtern die Zugänge zu Sozialleistungen für Wohnungslose bewusst erschwert, so dass eine systematische Unterversorgung entsteht. Diese liefert nicht nur eine Erklärung für den Verbleib in der Wohnungslosigkeit, sondern auch für ein Entstehen bzw. Verstärken des Mobilitätsverhaltens Wohnungsloser. Auch die Unterversorgung kann nur als ein Teilaspekt gesehen werden, denn das Fortbestehen der Wohnungslosigkeit hat mehrere sich wechselseitig bedingende Ursachen.

Zwar liefert der Etikettierungs-/Stigmatisierungsansatz eine Begründung für die Wohnungslosigkeit, macht aber nicht deutlich, warum ein Verbleib in der Wohnungslosigkeit allein durch die Zuschreibung von bestimmten Eigenschaften durch die Gesellschaft erzwungen wird. Zudem erklärt auch dieser Ansatz nicht die Ursachen der Wohnungslosigkeit. Obwohl der gesamte gesellschaftliche Umgang mit Wohnungslosen Stigmatisierung beinhaltet, muss der vorausgehende Verarmungsprozess anders als mit Stigmatisierung erklärt werden. Dennoch kann man davon ausgehen, dass die Etikettierung von Wohnungslosen in ihrem Lebensalltag, die bereits eingetretene Wohnungslosigkeit bekräftigen, bzw. die Chancen der Betroffenen aussteigen zu können stark eingeschränkt werden.

Der Unterversorgungsansatz begründet also die Mobilität der Wohnungslosen nachvollziehbar und der Etikettierungs- und Stigmatisierungsansatz liefert Erklärungsmuster für die Manifestierung von Wohnungslosigkeit. Gemeinsam ist all diesen Ansätzen, dass sie bei der Erforschung von Wohnungslosigkeit die sozialstrukturellen und armutsspezifischen Erklärungsmuster berücksichtigen und somit eine Richtung vorgeben, von der am ehesten eine umfassende und nachvollziehbare Antwort auf die Frage nach der Ursache von Wohnungslosigkeit zu erwarten wäre. Dennoch hat keiner der beschriebenen Erklärungsansätze bisher eine umfassende und theoretisch fundierte Antwort auf strukturelle und subjektive Betroffenheit von Wohnungslosigkeit gegeben. So einfache wie brennende Fragen werden nicht beantwortet: Warum verliert der Eine auf Grund von Arbeitslosigkeit seine Wohnung und der Andere nicht? Warum findet der Eine nach einer kurzen Wohnungslosigkeitsphase den Weg schnell zurück in die eigene Wohnung, der Andere jedoch nicht?

Auch wenn gegenüber den individualisierenden Erklärungsansätzen aus erkenntnistheoretischer Sicht die strukturell orientierten soziologischen Paradigmen zur Erklärung der Wohnungslosigkeit am ehesten geeignet scheinen, reichen auch diese meines Erachtens nicht weit genug, um die Entstehung von Wohnungslosigkeit umfassend zu erklären. Denn sie „erlauben keine Aussagen über die konkreten Prozesse und Mechanismen, die zur Entstehung von Wohnungslosigkeit führen, und sie sagen nichts über das Leben *in der* (und die Wege *aus der*) Wohnungslosigkeit.“ (Ludwig-Mayerhofer, Müller & von Paulgerg-Muschiol 2001)

4 Verwendete theoretische Ansätze

4.1 Das Konzept der Lebenslage

Was ich in den vorherigen Kapiteln dargestellt habe, sind gängige, in der Literatur genannte Erklärungsmuster und ihre Anwendung in Untersuchungen, die sich primär auf gesellschaftliche Makro-Faktoren beziehen. Wenn es, wie angedeutet, darum geht, über diese Ansätze hinauszugehen, so heißt das natürlich nicht, dass solche Faktoren irrelevant sind. Es handelt sich vielmehr um Rahmenbedingungen, die teilweise von großer Bedeutung sind. Nur determinieren Rahmenbedingungen fast nie das Handeln von Menschen, sondern legen dem eigenen Handeln bestimmte Restriktionen auf, die aber im Allgemeinen durchaus einen Spielraum für das eigene Handeln übriglassen.

Es geht dann also darum, die Individuen im Kontext der Rahmenbedingungen zu sehen, also genau das Wechselspiel von Rahmenbedingungen und dem Umgang der Individuen damit zu untersuchen. Wobei diese Rahmenbedingungen – jeweils aus der Perspektive bestimmter Individuen – natürlich auch stets Produkte menschlichen Handelns sind, aber eben nur des Handelns anderer Individuen, welches sich dem Einfluss der Betroffenen entzieht. „Armutskonzepte, welche direkt an der Ausstattung von Menschen mit Gütern ansetzen, werden (in Deutschland) meist als Lebenslagekonzepte bezeichnet (siehe z. B. Döring, Hanesch & Huster 1990, Hauser & Neumann 1992) und den einkommens- oder allgemeiner ressourcenbasierten Ansätzen gegenübergestellt (siehe Zimmermann 1993, Jacobs 1995, 2000).“ (Ludwig-Mayerhofer & Barlösius 2001: 23)

Ein Paradigmenwechsel in der Etablierung von ambulanter, lebenslagebezogener Hilfe, führt dann Mitte der 70er Jahre auch zu einer anderen Herangehensweise in der sozialwissenschaftlichen Forschung an das Thema Wohnungslosigkeit. Wie oben bereits erwähnt, erfordert ambulante, lebenslagebezogene Hilfe auch detailliertere Kenntnisse über die Lebenslage der Betroffenen selbst.

Die verschiedenen Konzepte der Lebenslage versuchen nicht nur die makrostrukturellen Einflussfaktoren, sondern in besonderem Maße auch die individuell abgesteckten Lebens- und Handlungschancen zu analysieren. Die Lebenslage des Einzelnen wird durch eine Reihe von Einflussfaktoren geprägt, wie z. B.

vom ökonomischen System und den sich daraus ergebenden Einkommensspielräumen sowie vom Bildungssystem. Nach Hradil (1983) wird die Lebenslage von Randgruppen insbesondere von folgenden Einflussgrößen bestimmt:

- von den strukturellen Lebensbedingungen der Unterprivilegierten, die wesentlich durch die marginale wirtschaftliche Situation sowie durch die nachteiligen Arbeits- und Qualifikationsmöglichkeiten charakterisiert werden.
- von den spezifischen Wertvorstellungen und Orientierungen der jeweiligen sozialen Milieus.
- von der familialen Verarbeitung, die die konkrete Betroffenheit und die wahrgenommenen Lebens- und Handlungschancen beschreibt.

(vgl. hierzu Hradil 1983: 101f)

Im Ansatz des Lebenslagekonzepts sollen jedoch neben der Ausstattung mit wichtigen Gütern wie Wohnung, Nahrung, Kleidung, Unterhaltungs- und Informationsmedien etc. zudem Elemente des Wohlbefindens und der Zufriedenheit, sowie Handlungsspielräume der Individuen Berücksichtigung finden. Folgt man Ludwig-Mayerhofer & Barlösius (2001), so scheint Konsens zu bestehen, dass man als arm auch jemanden bezeichnet, der am gesellschaftlichen Leben nicht teilhat, der also z. B. nicht ausreichend über sozialen Austausch, Information, Freizeit und anderes mehr verfügt. (Ludwig-Mayerhofer & Barlösius 2001: 24) Darüber hinaus hängt nach Krämer (2000) individuelle Armut davon ab, ob das Individuum in ausreichendem Maße „Entfaltungsmöglichkeiten“ (Krämer 2000: 55) zur Verfügung hat.

Somit berücksichtigt das Konzept der Lebenslage die individuellen Handlungsspielräume bei der Bedürfnisbefriedigung. Man geht dabei davon aus, dass all diese Handlungsspielräume von gesellschaftlichen, ökonomischen, sozialen und strukturellen Strukturen vorgegeben sind. Der Begriff der Lebenslage beschreibt also die Chancen des Einzelnen in der Gesellschaft. Da der Begriff multidimensional angelegt ist, müssen demnach auch für eine Analyse von sozialen Benachteiligungen und Armut sowohl die strukturellen Bedingungen, wie auch ihre jeweilige Auswirkung auf die Betroffenen mehrdimensional untersucht werden. Zudem ist bei der Betrachtung die Kontingenz der Hand-

lungsspielräume zu berücksichtigen, ebenso wie die „Möglichkeiten der Individuen, sie tatsächlich zu nutzen.“ (Ludwig-Mayerhofer & Barlösius 2001: 26)

„Eine solche Vorgehensweise ist insbesondere dann sinnvoll, wenn sich gleich oder ähnlich gelagerte makrostrukturelle Ausgangsbedingungen auf Bevölkerungsgruppen unterschiedlich auswirken. So versucht dieser Ansatz, „Kumulation negativer Ausprägungen“, die für die Armutssyndrome und Randgruppenbildung charakteristisch sind, sowie deren individuelle Verarbeitung zu erfassen.“ (Könen, 1990: 121)

Eine Auseinandersetzung mit den theoretischen Konzepten der absoluten und relativen Armut erscheint vor dem Hintergrund meiner Untersuchungsgruppe nicht relevant, da Wohnungslose unbestritten nicht nur als arm, sondern sogar als die ärmsten der Armen bezeichnet werden können.³¹ Das Konzept der Lebenslage ist aus meiner Sicht die offenste Herangehensweise an die Untersuchungsgruppe der Wohnungslosen. Dieser Ansatz scheint mir besonders geeignet für meine Untersuchung, da hier wesentliche Annahmen meiner Untersuchung Berücksichtigung finden:

- es handelt sich bei den Wohnungslosen um eine äußerst heterogene Personengruppe
- individuelle Einflussfaktoren beeinflussen die Notlage und den sozialen Abstiegsprozess
- diese sind aber nur im Zusammenhang mit makrostrukturellen Faktoren zu analysieren und zu beurteilen
- der Lebensverlaufsaspekt und die damit verbundenen Veränderungen lassen sich gut berücksichtigen

So können die wesentlichen Aspekte aus dem dargestellten Ansatz der Lebenslage als Bausteine für die weitere Vorgehensweise übernommen werden.

Darüber hinaus muss aber die zentrale Rolle des sozialen Handelns auch analytisch berücksichtigt werden, um ein umfassendes Bild zu erhalten. Es sind also zu dem Konzept der Lebenslage auch der dynamisch angelegte Karriereansatz, sowie die Annahmen des sozialen Coping von elementarer Bedeutung für die Erklärung von Wohnungslosigkeit. Diese Komponenten spielen – das wird sich

³¹ Zu diesem Diskurs ausführlich siehe Barlösius & Ludwig-Mayerhofer 2001.

in meiner Analyse zeigen – für den Einstieg eine zentrale Rolle. Ich werde daher im Folgenden näher auf diese eingehen.

4.2 Der Karrierebegriff

Karriere im ursprünglichen Sinn bezeichnet „eine Abfolge verwandter Berufsrollen, die jemand während seines Arbeitslebens nacheinander einnimmt, z. B. die Laufbahn eines Beamten“ (Fuchs-Heinritz 1994: 330). Inzwischen impliziert der Begriff der „Karriere“ nicht mehr nur ein „Aufsteigen“, ein „Erklimmen der Karriereleiter“, sondern wird auch als ein „Absteigen“ in anderen Teilgebieten des Lebens verwendet. So spricht man z. B. von Drogenkarrieren, kriminellen Karrieren oder Knastkarrieren.

Wegen der besonderen Bedeutung des hinter dem Karrierebegriff stehenden Konzepts für die Analyse von Zeitverläufen hat sich der Begriff mit unterschiedlichen theoretischen Perspektiven in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen etabliert.

Allerdings ist der Karrierebegriff hier bislang häufig in sehr einseitiger Weise gebraucht worden. Um dies zu verdeutlichen, möchte ich hier kurz einige allgemeine Bemerkungen zum Karrierebegriff voranstellen.

Zunächst kann man den sozialstrukturellen Karrierebegriff vom handlungstheoretischen Karrierebegriff unterscheiden (vgl. Ludwig 1994). Ein klassisches Beispiel für die Verwendung des sozialstrukturellen Karrierebegriffs sind die von Karl Mannheim beschriebenen „Amtskarrieren“. Danach wird Karriere als ein festgeschriebener, vorhersehbarer Prozess im Durchlaufen von aufeinander folgenden Berufspositionen in Arbeitsorganisationen oder anderen Institutionen verstanden. Der Begriff wird hier im Sinne eines aufwärtsmobilen Erwerbsverlaufs (vgl. Ludwig 1994) gebraucht.

In den frühen Arbeiten der Mobilitäts- und Ungleichheitsforschung, etwa von Lipset & Bendix (1967), wird der Einfluss von sozialstrukturellen Variablen wie Alter, soziale Herkunft, Zugehörigkeit zu einer Berufsgruppe usw. auf

Karriereverläufe berücksichtigt. Karl Ulrich Mayer et al. (1989) berücksichtigen mit der Lebensverlaufsstudie (vgl. Blossfeld 1989) erstmals den dynamischen Aspekt von Karrieremobilität. Ziel dieser Forschungsrichtung ist die Darstellung und Erklärung individueller Lebensverläufe im Zusammenspiel mit gesamtgesellschaftlichen Prozessen sowie deren Veränderungen im Kontext gesellschaftlichen Wandels. Durch Kohortenanalysen erfolgt die Verknüpfung von individuellen Karrieren mit sozialem Wandel. Von zentraler Bedeutung ist die Untersuchung sozialer Prozesse wie die Familien- und Haushaltsgeschichte, Bildungs- und Ausbildungswege, Erwerbs- und Berufskarrieren, Wohnungs- und Wohnortverläufe und Wanderungen. Viele sehr unterschiedliche Einflüsse können den Lebensverlauf bestimmen und ihn in verschiedene Richtungen lenken: ökonomisch und politisch bestimmte Gelegenheitsstrukturen, kulturell geprägte Vorstellungen, gesetzliche Altersnormen, institutionalisierte Positionssequenzen und Übergänge, individuelle Entscheidungen, Sozialisationsprozesse und Selektionsmechanismen (vgl. dazu insgesamt Mayer 1991).

Mayer formuliert als Grundannahme der Lebensverlaufsperspektive in Abgrenzung zu anderen Analyseverfahren, wie z. B. der Erforschung individueller Biographien, unter anderem, dass die Strukturen des Lebensverlaufs an der Schnittstelle zwischen Vorgaben durch gesellschaftliche Großinstitutionen und dem individuellen Handeln entstehen. Sie sind größtenteils unabhängig von individuellen Wünschen und Intentionen. Auch betrachtet er den Lebensverlauf als einen endogenen Kausalzusammenhang, d. h. verschiedene Phasen und Ereignisse können nicht isoliert von den Verläufen in anderen Lebensbereichen betrachtet werden, da sie sich stets aufeinander beziehen (vgl. Mayer 1991).

Im Unterschied zum sozialstrukturellen Karrierebegriff tritt beim handlungstheoretischen Karrierebegriff das Subjekt mehr in den Vordergrund. Zusätzlich zu den rein sozialstrukturellen Merkmalen einer Karriere wird auch nach den Handlungsmöglichkeiten der Person gefragt, die eine Karriere beeinflussen können, bzw. danach, welche Auswirkungen die Karriere auf die Person hat. Durch die Verknüpfung von äußerem und innerem Wandel tritt zu den objektiven Entwicklungsbedingungen einer Karriere (soziale Herkunft, Bildung, Beruf usw.) die Person, die diese objektiven Strukturen deutet, verarbeitet und

dadurch zu bestimmten Handlungsmöglichkeiten gelangt; in diesem Sinne ist die Karriere subjektiv.

Die Chicagoer Schule setzte in ihren berufssoziologischen Studien den Schwerpunkt auf die Auswirkungen sozialer Strukturen (beruflicher Strukturen) auf Handlungsorientierungen und -motivationen des Einzelnen, wobei das Karrierekonzept in diesen Studien sozusagen als Brücke zwischen objektiven Strukturen und individuellen Perspektiven und Einstellungen fungiert (vgl. Groenemeyer 1990: 18). Dieser auf das soziale Handeln abzielende Karrierebegriff – bei der Chicagoer Schule noch nicht als solcher ausformuliert – wurde später weiterentwickelt.

Von wesentlicher Bedeutung ist nun, wie weit in einem Karrieremodell die Brücke zwischen strukturellen Bedingungen und individuellen Perspektiven und Orientierungen hinsichtlich ihrer Offenheit und dem Ausmaß, in dem sie Kontingenzen zulässt, geschlagen wird. Danach können drei Karrieremodelle unterschieden werden: das deterministische Karrieremodell, das probabilistische Karrieremodell und das kontingente Karrieremodell. Ich will mich hier auf eine Kontrastierung des erst- mit dem letztgenannten Modell beschränken.

Erving Goffman (1972) bezeichnet als einer der ersten den sozialisatorischen Werdegang einer Person, die durch Stigmatisierung einen „Karriereabstieg“ erfährt, mit dem Begriff der „moralischen Karriere“. Hierbei bezieht er sich im besonderen auf die Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen von „totalen Institutionen“. Er zeigt „... aus der Perspektive des individuell handelnden und leidenden Individuums Strukturprozesse (auf), die in die Biographien hineinwirken“ (Gerhardt 1986: 23). Bei Goffman liegt der Schwerpunkt auf der Zweiseitigkeit der Bezugsebene, d. h. die Karriere des Kranken wird als individuelle Identitätsfindung und strukturell aufgezwungene Identifikation mit einem Stereotyp verstanden. Dieses wiederum dient dazu, die Diskriminierung und Deklassierung des Kranken sowohl in der Anstalt, wie auch der Gesellschaft insgesamt zu legitimieren. Goffman führt aus: „Zu den Vorteilen des Begriffs der Karriere gehört seine Doppelseitigkeit. Einerseits berührt er jene hoch und heilig gehaltenen Dinge, wie das Selbstbild und das Identitätsbild; andererseits betrifft er die offizielle Stellung, rechtliche Verhältnisse sowie den Lebensstil, und ist Teil eines der Öffentlichkeit zugänglichen institu-

tionellen Ganzen“ (Goffman 1972: 127). Insoweit Goffman jedoch diese Karriere als mehr oder weniger unentrinnbares Schicksal auffasst, handelt es sich um ein deterministisches Karrieremodell:

„Ein deterministisches Karrieremodell liegt vor, wenn der Autor davon ausgeht, dass ein Verlauf durch eine Institution formal vorge-schrieben oder durch institutionenähnliche Mechanismen faktisch vorgegeben wird, und wenn sich die betroffenen Personen an diese Vorgaben höchstens einförmig anpassen können, etwa dadurch, dass sie eine „beschädigte Identität“ herausbilden...“ (Ludwig 1994: 18)

Gesellschaftliche und soziale Strukturen bestimmen bei diesem Modell weitgehend die Karriere. Gerade Studien, die den Etikettierungsansatz als Grundlage verwenden, sind dem deterministischen Karrieremodell zuzuschreiben. So lassen sich auch die von Goffman beschriebenen Karrieren psychiatrischer Patienten dahingehend interpretieren, dass der Patient im Zuge von Zuschreibungsprozessen und der Übernahme von Etikettierungen zu einem veränderten Selbstbild gelangt, welches über verschiedene, quasi vorstrukturierte Stufen entstanden sind. Durch die Übernahme des Begriffs der Karriere aus der Berufssoziologie wurde also das Konzept einer vorstrukturierten Bahn, innerhalb derer festgelegte Sequenzen aufeinander aufbauen, auch auf deviante Verläufe übertragen. Wendet man dieses Konzept auf von der gesellschaftlichen „Normalität“ abweichende Gruppen wie Drogenabhängige oder Wohnungslose an, so würde dies bedeuten, dass jene Personengruppen einen vorprogrammierten Weg gehen, dessen Etappen zu einem recht desolaten Endpunkt führen. Die Annahme, deviante Karrieren endeten in einer Sackgasse, die in Politik und Öffentlichkeit weit verbreitet ist und mit Stigmatisierung einhergeht (der Wohnungslose als „Alkoholabhängiger“ und „Arbeitsunwilliger“), unterstützt derartige deterministische Ansätze. So kann diesem Modell z. B. auch die Konzeption der „Verelendungskarriere“ von Drogenabhängigen zugeordnet werden. Hier wird angenommen, dass der Konsum von Drogen sequentiell steigenden Gebrauchsmustern folgt und daraus wiederum eine deterministische Verknüpfung mit allen anderen Lebensbereichen einhergeht (vgl. Groenemeyer 1990: 101).

Seit den 70er Jahren bestimmen deterministische Karrieremodelle die Armutsforschung. Dies lässt sich an den Studien, z. B. von Henner Hess und Achim Mechler (1973) und von Peter Kührt (1982) zeigen, in welchen vorrangig von

einem „Teufelskreis der Armut“ ausgegangen wird: Mehrere Stufen (Sozialisation in ein subkulturelles Milieu, Stigmatisierung, Herausbildung einer abweichenden Identität) führen in „deterministischer“ Weise zu einer fortschreitenden Verfestigung der Armutssituation. Bei Hess & Mechler ist in diesem Sinne auch die überdurchschnittliche Kriminalität die Folgeerscheinung des Armutszirkels und gleichzeitig der Grund für die Stigmatisierung der Bewohner der Obdachlosensiedlung, was wiederum zu einer Verfestigung der kriminellen Karriere führt. Diese auf wenige Erklärungsfaktoren zurückgreifende Betrachtungsweise verengt eindeutig den Blickwinkel hinsichtlich des Zusammenhangs von Wohnungslosigkeit und Kriminalität.

Methodisch ist die oft vorgenommene Art der Auswahl der Untersuchungspopulation zu bemängeln. Meistens dienten Personen, die schon lange in Obdachlosensiedlungen lebten, als Untersuchungsgruppe. Es wird folglich von einer Gruppenhomogenität ausgegangen. „Gleichartige und nicht verschiedene Lebensläufe werden in den Obdachlosensiedlungen in den Blick genommen, die Perspektive der Personen wird immer aus dem Blickwinkel der Abweichung, nicht aus dem der Normalität betrachtet“ (Ludwig 1994: 75).

Ein solches Modell vernachlässigt, dass Stadien innerhalb einer Karriere nicht nach starren Regeln aufeinander folgen müssen, sondern vielmehr durch den Charakter der Unstrukturiertheit und Instabilität gekennzeichnet sein können, was sich wiederum auf die Richtungslenkung der Karriere auswirken kann. Die Möglichkeit, aus einer einmal begonnenen Karriere wieder „auszusteigen“, wird beim deterministischen Modell ignoriert. Dieses Konzept dürfte somit auch für unser Forschungsvorhaben von Wohnungslosen- und Strafvollzugskarrieren wegen seiner „Eingleisigkeit“ weniger geeignet sein.

„Die Kontingenzen dieses Karrieremodells liegen im Wesentlichen in unterschiedlichen Zeiträumen, in denen die einzelnen Stadien durchlaufen werden und in denen das Endstadium erreicht wird.“ (Groenemeyer 1990: 102)

Dem Kontingentaspekt sollte jedoch bei Untersuchungen von Karrieren genügend Platz eingeräumt werden. Hingegen werden Verläufe und soziales Handeln beim kontingenten Karrieremodell offen gedacht. Karrieren verlaufen nach diesem Modell nicht homogen, wie im deterministischen Modell angenommen, sondern entwickeln sich in Abhängigkeit von der aktuellen Problem-

situation und dem sozialen Kontext sehr unterschiedlich. Von stabilen festgefahrenen Strukturen wird hier nicht ausgegangen, vielmehr wird die Heterogenität und Komplexität der Karrieren stark betont. Schließlich und endlich ist von Bedeutung, dass Karrieren im Bereich abweichenden Verhaltens nicht ausschließlich als „Abwärtskarrieren“ gesehen werden, sondern der Blick auf den (aus heutiger Sicht schon fast selbstverständlichen, jedoch lange vernachlässigten) Sachverhalt gerichtet wird, dass auch Ausstiege aus gesellschaftlichen Randlagen möglich sind, also der „Karriereverlauf“ sich umkehren kann:

„Auch eine riskante Ausgangslage schließt nicht aus, dass sich die Karriere später günstig entwickelt, wenn bestimmte Bedingungen (Kontingenzen) gegeben sind bzw. bestimmte Ereignisse vermieden werden können. Die Armen selbst tragen dazu bei, dass sich eine Armutskarriere in diese oder jene Richtung entwickelt.“ (Ludwig 1994: 95)

Als Vertreter des kontingenten Modells können in der Devianzsoziologie Axel Groenemeyer („Modell der Weichenstellungen“) (1990) und David F. Luckenbill und Joel Best („career shifts“) (1994) angeführt werden, wobei der erstere das Gewicht auf Sozialisation und Identitätswandel legt, letztere die Bewältigungsstrategien devianter Personen im Alltag in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung rücken. In der Medizinsoziologie hat Uta Gerhardt (1986) ein kontingentes Modell ausgearbeitet.

Die Betonung des kontingenten Karrieremodells für meine eigene Untersuchung hat mithin (mindestens) zwei Gründe: An das Karrieremodell will ich anschließen, um dezidiert den Verlaufsaspekt von Wohnungslosigkeit herauszustellen. Der Aspekt der Kontingenz ist darüber hinaus von Bedeutung, um nicht von vorneherein den Blick ausschließlich auf mehr oder weniger unerbittlich und unbeeinflussbar verlaufende „Abstiegskarrieren“ zu richten – freilich auch gewiss nicht, um zu postulieren, dass Einstieg in die und Ausstieg aus der Wohnungslosigkeit jederzeit und unter beliebigen Voraussetzungen erfolgen können. Es geht also nicht um eine Vorentscheidung, dass alle Karrieren kontingent „sind“ und Wohnungslosigkeitskarrieren ohne Schwierigkeiten jederzeit einen beliebigen, auch „aufsteigenden“ Verlauf nehmen können, sondern um methodische Offenheit, also darum, bei der empirischen Analyse den Blick für alle Möglichkeiten von Karriereverläufen offen zu halten und so nicht

durch Vorentscheidung, sondern durch empirisch begründete Analyse die „kontingenten“ Anteile von Wohnungslosigkeitskarrieren herauszuarbeiten.

Ein wesentlicher Aspekt bei der Untersuchung der Karrieren von Wohnungslosen unter besonderer Berücksichtigung des Einstiegs in diese Karrieren muss die Tatsache sein, dass – wie schon in Abschnitt 2.2.2 herausgearbeitet – die Mehrzahl der Wohnungslosen in vielfältigen Ebenen Prozesse der sozialen Desintegration durchgemacht haben dürften: Sie sind im allgemeinen alleinstehend und haben zumeist – obwohl etwa 40 Prozent der Fälle unter 40 Jahre alt (vgl. nur für München: Sozialreferat 1989; Waldmann 1993: 86) – auch keinen Kontakt zur Herkunftsfamilie; sie sind überwiegend nicht oder nur gelegentlich erwerbstätig; und sie haben im allgemeinen auch wenig Kontakte zu sozialen Netzwerken jenseits der Wohnungslosen.³²

Man kann also möglicherweise davon sprechen, dass die Wohnungslosenkarriere sich in mehrere Subkarrieren aufteilt, die in vielfältiger Art und Weise miteinander verknüpft sind, deren Verbindungen jedoch einer genaueren Analyse bedürften. Insbesondere ist hier wieder das Augenmerk auf den zeitlichen Ablauf zu richten. So kann man einzelne Daten der oben zitierten Untersuchungen so deuten, dass das Risiko, in eine Wohnungslosenkarriere „einzusteigen“, gerade dann besonders hoch ist, wenn sich in praktisch allen sozialen Bereichen – Familie, Arbeit, Freundschaftsnetzwerke – gleichzeitig gravierende Beeinträchtigungen ergeben (was erklären könnte, warum der Ausstieg aus der Wohnungslosigkeit nicht so leicht fällt – man kann zwar sehr schnell, und nicht zuletzt durch einen Gefängnisaufenthalt, Familie, Freunde und Arbeit verlieren, sie jedoch wiederzugewinnen, bedarf beträchtlicher Anstrengungen). Andere Karrieren scheinen eher durch das zwar zeitlich sukzessive, jedoch kumulative Auftreten von Desintegrationsereignissen ausgelöst zu werden.

³² Nach Girtler (1980) ist für die Entscheidung, sich zu den „Sandlern“ zu zählen und damit zu ihnen zu gesellen, gerade Ausdruck des Verlusts aller anderen Kontakte und damit einer „bürgerlichen“ Identität; die Entscheidung erfolgt, so Girtler, gerade zu dem Zweck, wieder eine „Identität“ zu gewinnen (S. 9), und sei es eben nur die als „Sandler“. Hierbei handelt es sich allerdings um eine jener nicht wenigen Thesen Girtlers, die nur sehr lose am Datenmaterial entwickelt, jedoch mit großem Allgemeinheitsanspruch vorgestellt werden.

4.3 Die Coping-Analyse des sozialen Handelns

Uta Gerhardt hat eine grundlegende Arbeit in Bezug auf die Weiterentwicklung des aus der Psychologie bekannten Begriffs des Coping in der Soziologie vorgelegt. Sie unterscheidet das soziale Coping vom psychologischen Coping. Dargelegt hat sie es in ihrer Untersuchung in Bezug auf das Verhältnis zwischen Coping und Krankheit. Hierbei postuliert sie neben dem Verhältnis zwischen Coping und Krankheit als wechselseitige Ausschließung³³ und als Verhältnis relativer Parallelität³⁴, ein Verhältnis sequentieller Ergänzung. Dabei versteht sie Coping als eine vom Individuum geleistete Reaktion auf eine vorliegende Krankheit; somit ist Coping als Leistung zunächst eine flexible Anpassung an gegebene Lebensumstände. Es wird eine objektive und eine subjektive (wahrgenommene) Umgebung unterschieden. Das Selbstkonzept des Individuums wird als jene verbindende Größe betrachtet, die die Techniken der Anpassung steuert, die dann zum „Person-Umgebung-Zueinanderpassen“ führen. Dem Selbstkonzept kommt somit eine entscheidende Rolle zu, da es als intervenierender Faktor, die Wertschätzung des eigenen Ich (self-esteem) und den Grad der Umweltkontrolle (mastery) bestimmt. (vgl. hierzu auch Pearlin & Schooler 1978)

Je mehr differente Lebensbereiche im Einzelnen betrachtet werden, desto mehr entfernt sich das Coping-Konzept von einem rein auf psychologische Verarbeitung ausgerichteten Ansatz. (Bedeutung von Bezugsperson, Rollenidentifikation usw. neben dem Selbstkonzept) und umso mehr rücken die anderen Arten des Coping in den Vordergrund, die man je nachdem, welchen Lebensbereich der zu Untersuchenden man betrachtet, unterscheiden kann: soziales Coping, privates Coping, sozial-ökonomisches Coping usw.

Lutz Leisering hat in seinem Beitrag zum Plenum XII des 28. Deutschen Soziologietages in Dresden (Februar 1997) versucht, den Ausgrenzungsdiskurs handlungstheoretisch neu zu fundieren und darüber den Begriff des sozialen

³³ Bei einer lang andauernden Stresssituation oder einem einschneidenden Lebensereignis versucht das Individuum mit allem ihm zur Verfügung stehenden Mitteln, die bedrohliche Lebenslage abzuwenden bzw. zu bewältigen.

³⁴ Es werden psycho-physiologische, psychologische und soziale Formen des Coping mit einschneidenden Lebensereignissen beschrieben. Coping ist eine Reaktion auf Lebensereignisse.

Coping im Sinne von Bewältigungshandeln in Mikroanalysen an Makroanalysen zurück zu binden. Dabei verwendet er den Begriff des Coping in Anlehnung an Uta Gerhard. Hierbei bezieht er sich bei der Verwendung des Begriffs der sozialen Ausgrenzung auf Georg Simmel. Dabei geht er darauf ein, dass soziale Ausgrenzung als Begriff hochselektiv ist und seiner Meinung nach sich nicht als Zeitdiagnose eignet.

Es geht hier darum, was die Menschen konkret tun und wie sie spezifische soziale und ökonomische Probleme angehen. Wie deuten Betroffene ihre Situation und wie bemühen sie sich um die Wiederherstellung einer beschädigten Identität?

Grundlage hierbei ist die Annahme, dass Menschen mit vergleichbaren Problemsituationen unterschiedlich umgehen, wobei unterschiedliche individuelle Handlungsorientierungen und unterschiedliche Ressourcen eine Rolle spielen. Coping hat hierbei drei Dimensionen, die Problemdefinition, Lösungsstrategien, sowie die Ausstattung mit objektiven und subjektiven Ressourcen im Hintergrund.

Als besonders wichtig ist hierbei die individuelle Problemdefinition einzustufen, denn was als zu lösendes Problem gilt, ist nicht objektiv vorgegeben, sondern durch die Betroffenen jeweils definiert. Sozialforscher neigen in der Regel dazu, ihr jeweiliges Untersuchungsinteresse in den Vordergrund zu stellen und sich somit den Blick auf die individuelle Problemdefinition der Betroffenen zu verstellen. So wird häufig in Untersuchungen zu Arbeitslosigkeit a priori davon ausgegangen, dass Arbeitslosigkeit das Hauptproblem der Betroffenen sei, ebenso muss die Sozialhilfe nicht das Hauptproblem der Sozialhilfeempfänger sein. Das gilt in gleicher Weise auch für Wohnungslose. Es ist also wichtig, offen an die Untersuchung heranzugehen und verschiedene Problemarten zu berücksichtigen. Ich schließe mich in meiner Herangehensweise Uta Gerhard an und unterscheide drei Problemarten:

- auslösendes Problem,
- Folgeprobleme
- andere, biographische Probleme.

Individuelle Problemdefinitionen können also nicht aus „objektiven“ sozioökonomischen Konstellationen, sondern nur aus der Gesamtheit biographischer Orientierungen der Betroffenen abgeleitet werden. Im Hinblick auf das Coping müssen dann die unterschiedlichen Formen des Umgangs mit einer vergleichbaren Situation analysiert und definiert werden. Uta Gerhard verwendet hierzu die Methode der Typisierung, wobei sich die Typen zum einen im Grad des Coping und zum anderen in der „Qualität“ des Coping unterscheiden.

So wie der Verlauf einer Wohnungslosenkariere ungewiss ist, sind auch verschiedene Bewältigungsstrategien bzw. -muster zu erwarten. Unter sozialem Coping ist ein soziales Handeln zu verstehen, das „sich auf einzelne Lebensbereiche, konkrete Aufgaben oder begrenzte Handlungsfelder bezieht“ (Ludwig, 1994: 48). Es wird also ein Handeln vorausgesetzt, das in die Umwelt aktiv eingreift. Soziales Coping zielt auf eine Manipulation der Umwelt, die Goffman (1969) „strategische Interaktion“ nennt. (Gerhardt 1986: 34). In diesem Zusammenhang werden auch Formen des „Nicht-Handelns“ bzw. Erleidens oder abweichendes Verhalten als „Handeln“ verstanden. Coping wird in diesem Sinne als Überbegriff verwendet.

Gemessen wird dieses Handeln daran, inwieweit es zum „Erfolg“ geführt hat, sprich zur Lösung des Problems beigetragen hat, oder nicht. Hierbei sind sowohl sozioökonomische wie psychosoziale Probleme gemeint, vor die das Leben die Betroffenen stellt. Monika Ludwig (1994) macht in ihrer Untersuchung über Sozialhilfekarrieren deutlich, dass arme Personen unterschiedliche Muster sozialen Handelns verwirklichen. Es ist nicht davon auszugehen, dass die Personen dauerhaft nur an einem dieser Verhaltensmuster festhalten, sie können diese kombinieren, je nach den sozialen Umweltbedingungen und ihren persönlichen Interessenlagen.

„Eine Person kann ein Problem angehen, indem er/sie die Umwelt aktiv beeinflusst und etwas unternimmt, um die Situation zu ändern. In David Mechanics Worten geht es also hier um die Unterscheidung zwischen der „Manipulation von Eindrücken aus der Umwelt“ und der „Manipulation der Umwelt selbst“ ...Soziales Coping führt zu aktiver Veränderung oder dem Versuch zu solcher Veränderung [der Umwelt]...Soziales Coping kann man insofern als Arbeit bezeichnen, als es Produktion oder Rekonstruktion bestimmter Aspekte der Umwelt einschließt. So wie Arbeit als sozial vermittelte Produktion verstanden werden kann, kann soziales Coping gedeutet werden als Ausfluß eines

Plans oder einer Idee, die die Handlungen des Individuums leitet und seine Interpretationen prägt.“ (Gerhardt 1986: 34f)

Coping ist also im Zusammenhang mit dem kontingenten Karrieremodell zu untersuchen. Nicht nur die Karrieren sind heterogen und möglichst offen zu fassen, auch die Bewältigungsstrategien, also das soziale Coping ist vielseitig und differenziert zu betrachten und zu analysieren. Hierbei darf nicht vernachlässigt werden, dass die persönliche Beurteilung einer Situation in das Handeln mit einfließt.

In medizinsoziologischen Forschungen, die sich schon sehr früh von dem deterministischen und dem probabilistischen Karrieremodell abgewendet und auf der Suche nach einem alternativen Modell entscheidend das kontingente Karrieremodell mit entwickelt haben, wurde auch der Copingbegriff mitgeprägt. Uta Gerhardt (1986) baut ihr Karrieremodell, am Beispiel von Patientenkarrerien bei chronischem Nierenversagen, auf drei wichtige Hauptbegriffe auf: Patientenkariere, Coping und Rehabilitation. Die Patientenkariere steht für den zeitlichen Verlauf im engeren Sinne, mit Coping meint sie das soziale Handeln der Patienten und deren Angehörigen, und unter Rehabilitation versteht sie den Prozess der Existenzerhaltung der Familie. Uta Gerhardt geht bei der Analyse des sozialen Handelns der Patienten insbesondere auf das sozioökonomische Coping ein. Sozioökonomisches Coping ist ihrer Meinung nach im Falle einer Erkrankung notwendig, weil nicht nur die bürgerliche Integrität, sondern auch die normale „bürgerliche Existenz“ einer Person oder Familie bedroht ist. Der Kranke bzw. seine Familie muss und wird auf dieses Risiko reagieren (vgl. Gerhardt 1986: 53-55).

Auch in der Armutsforschung spielt der Copingbegriff eine wichtige Rolle. Wurde in früheren Zeiten Armut einseitig mit Blick auf abweichendes Verhalten und Erleiden betrachtet und analysiert, so kehrte 1979 Hans-Jürg Schaufelberger in der aus der qualitativen Untersuchung „Soziale Deprivation und Familiendynamik“ des Göttinger Sozialwissenschaftlichen Instituts (SOFI) entstandenen Dissertation über „Randschichtfamilien“ dieser Betrachtungsweise den Rücken. Seine Untersuchung befasst sich mit Randschichtfamilien, die in einer Obdachlosensiedlung leben. Hier will er den „cultural view“ des Forschers auf Abweichung durch den „situational view“ auf sozialstrukturelle Fak-

toren der Armutslage ablösen, indem er „sozialökonomische und -kulturelle Faktoren miteinander kombiniert, weil diese am ehesten der Multidimensionalität der Armut (...) gerecht werden können“ (Schauffelberger 1979: 53). Er will damit die Heterogenität der Armutsbevölkerung betonen und nachweisen, dass Erfahrungen, Orientierungen und Bewältigungsstrategien in Abhängigkeit von Dauer und Verlauf einer Armutskarriere unterschiedlich ausgeprägt sind.

In seiner Untersuchung bildet er sowohl Verlaufs- wie auch Handlungstypen. Die Verlaufstypen unterteilt er in traditionelle und deklassierte Randschichtfamilien, wobei traditionelle Randschichtfamilien solche sind, die schon länger, unter Umständen ihr ganzes Leben, in der Siedlung wohnen und deklassierte Randschichtfamilien solche, die erst wenige Jahre dort leben (vgl. Schauffelberger 1979: 118f). Dann beschreibt er Berufs- und Familienverläufe der Randschichtfamilien. Er stellt fest, dass die Randschichtfamilien ähnliche familiäre und sozioökonomische Probleme ganz unterschiedlich lösen. Insoweit repräsentieren die von ihm gebildeten Typen unterschiedlich „erfolgreiche“ Bewältigungsmuster. In den Typen

„... kommt zum Ausdruck, inwieweit es gelungen ist, die problematischen Verhaltensweisen im Arbeits- und innerfamiliären Bereich zu überwinden, und inwieweit die betroffenen Ehepartner erfolgte Veränderungen als sie befriedigende akzeptieren konnten. Dementsprechend stellen die Familientypen ein Kontinuum dar, bei dem auf der einen Seite jene Familien stehen, in denen solche Veränderungsprozesse erfolgreich in Gang gekommen sind, und auf der anderen Seite die alleinstehenden Frauen, die die sie belastenden Probleme durch die Trennung von ihren Partnern gelöst haben, dafür aber den Status des Sozialhilfeempfängers mit seinen Folgen übernehmen mußten.“ (Schauffelberger 1979: 385)

Schauffelberger stellt also die Heterogenität der Armutsbevölkerung mehrdimensional dar. Karrieren von Randschichtfamilien verlaufen unterschiedlich, wie er in den Randschichttypen herausarbeitet und die Bewältigungstypen zeigen, dass die sozioökonomischen und familiären Probleme mit unterschiedlichem „Erfolg“ gelöst werden.

Vermutlich sind auch bei Wohnungslosenkarrerien Erfahrungen, Orientierungen und eben auch Bewältigungsstrategien in Abhängigkeit von der Dauer und dem Verlauf einer Karriere zu sehen. Auch bei meiner Untersuchung werde ich

unterschiedlich verlaufende Karrieren und verschiedene Bewältigungsmuster mit unterschiedlichem „Erfolgspotential“ feststellen können.

Roland Girtler beschreibt in seiner Untersuchung „Vagabunden in der Großstadt“ Strategien von Wohnungslosen im Umgang mit der Polizei. „Für den Sandler ist der Umgang mit Polizisten ein existentielles Problem, ...“ (Girtler 1980: 87). Girtler stellt heraus, dass Alltagstheorien im Umgang mit Institutionen wie Polizei und Gefängnis entwickelt werden und beschreibt diese genauer. Auch hier geht es um Bewältigungsstrategien, jedoch wird der Begriff „Coping“ nicht verwendet.

Luckenbill und Best gehen in ihrem Aufsatz über „Careers in Deviance and Respectability“ (1981) davon aus, dass sich abweichende Karrieren, im Gegensatz zu Karrieren in Organisationen, in einer informell strukturierten, unsicheren sozialen Umwelt entwickeln. Die deviante Karriere ist für Kontingenzen offen, denen für die Karriereentwicklung ihrer Meinung nach besondere Bedeutung zukommt, da diese die strukturelle Unsicherheit schaffen. „Die Unsicherheit der künftigen Entwicklung, der fehlende institutionelle Rückhalt und die beständige Gefahr, durch Instanzen sozialer Kontrolle entdeckt oder durch Verbündete betrogen zu werden, konstituieren eine besondere Risikolage“ (Ludwig 1994: 36).

Die Karriereverläufe sind weitgehend heterogen und nicht standardisiert. Luckenbill und Best zielen auf die Verlaufsdimension der Karriere ab und betrachten hier insbesondere die „career shifts“, die Wendepunkte einer Karriere. Für die devianten Personen ist es nicht nur möglich, sondern notwendig, über diese Wendepunkte selbst zu entscheiden. Sowohl Handlungsspielräume wie auch Handlungszwänge sind größer als beispielsweise bei Karrieren in Organisationen mit formal vorgeschriebenen Berufskarrieren. Dies wirkt sich auch auf die Handlungs- und natürlich auf die Bewältigungsstrategien devianter Personen aus. Sie nennen drei Bereiche, auf die sich Handlungsstrategien devianter Personen beziehen:

„Personen müssen sich Instanzen sozialer Kontrolle und vor Konkurrenten schützen; sie müssen den Zugang zu (Geld-) Quellen und Belohnungen stabilisieren; sie müssen Unsicherheit verringern und die Karriere stärker formalisieren“ (Ludwig 1994: 38).

Es lässt sich also sagen, dass Luckenbill und Best in Ansätzen ein Modell konstruieren, das Karrieren handlungstheoretisch als soziales Coping fasst (vgl. Ludwig 1994: 38ff).

Warum stelle ich bei meiner Analyse des Karrieregeschehens – hier des Eintritts in die Wohnungslosigkeit – das Coping in den Vordergrund? Geht man von dem „dualen Verhältnis von Handeln und Erleiden (aus), das in jedem Karrieremoment angelegt ist“ (Gerhardt 1986: 52), so ist es erlaubt, bei der Analyse von Karrieren das Coping, also den Handlungsaspekt, in den Vordergrund zu stellen. Das Erleiden, hier verstanden als das negative bzw. erfolglose Handeln, steht dem Handeln nicht gegenüber, sondern ist ein Bestandteil des Handelns. Karrieren sind von Zufällen (Kontingenzen) geprägt, die „positiv als Ressourcen, aber auch negativ als Hürden, Hindernisse und Gefahren auftreten (können), denen der Handelnde begegnen muss, wenn er angemessen überleben will“ (Gerhardt 1986: 52) und somit Coping notwendig machen. Wichtig hierbei ist, dass die (jetzt) Wohnungslosen eher selten durch äußere, ihnen fremde übermächtige Umstände aus ihrem Normal-Lebenslauf (Hoerning 1995:17f.; Kohli 1985) geworfen wurden, sondern zumeist ‚aktiv‘ an der Herstellung der eigenen Lebenslage ‚Wohnungslosigkeit‘ beteiligt waren (und somit eben nicht nur der Umgang mit Wohnungslosigkeit, das ‚Coping‘, sondern auch der Weg in die Wohnungslosigkeit mit Handlungsprozessen zu tun hat). Das ist nun aber nicht voluntaristisch zu verstehen, sondern verweist auf Vermittlungsprozesse von Individuum, Lebenslage und Institutionen. (vgl. hierzu auch Ludwig-Mayerhofer 1999)

In Zusammenhang mit meiner Untersuchung ist Coping von Wohnungslosen in verschiedenen Problemfeldern von Interesse und wird bei der Analyse in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung sein.

4.4 Diskussion des kontingenten Karrieremodells und des sozialen Copings

Meiner Arbeit liegt das Konzept des ‚kontingenten Karrieremodells‘ zu Grunde. Wie oben gezeigt, wurde Wohnungslosigkeit bisher weitgehend ‚statisch‘ untersucht. Ich will dagegen den in der Soziologie in den letzten Jahren betonten Lebensverlaufsaspekt in den Vordergrund stellen. Im Sinne des kontingenten Karrierekonzepts lege ich den Schwerpunkt somit auf heterogene Karrieremuster und einen offenen Verlauf der Wohnungslosenkariere.

Ausgangsthese ist hierbei, dass innerhalb eines Karriereverlaufs alles möglich ist: Abstiege, das Verweilen auf einer Stufe, Aufstiege, Ausstiege. Hierin ähnelt mein Ansatz dem von Monika Ludwig in ihren „Armutskarrieren“ verwendeten (Ludwig 1994). Diese können jedoch nur eine konzeptionelle Anregung sein, da berücksichtigt werden muss, dass sich die Gruppe der Wohnungslosen allein aufgrund ihrer extremen Lebenssituation hinsichtlich mehrerer Merkmale von den dort befragten Sozialhilfeempfängern abhebt. Obwohl viele der wohnungslosen Personen Sozialhilfe oder Arbeitslosenhilfe/-geld beziehen, kann davon ausgegangen werden, dass ein Leben ‚auf der Platte‘ sich hinsichtlich Dimensionen wie Gesundheit, soziale Netzwerke und der Bewältigung des Alltags von der Situation der Sozialhilfeempfänger mit Wohnung erheblich unterscheidet. Wahrscheinlich schlägt dieser Unterschied sich auch im Handeln der Betroffenen nieder. Insbesondere bei der Betrachtung des Lebens vor der Wohnungslosigkeit – so viel sei vorweggenommen – finden sich viele verschiedene denkbare Karriereverläufe vor einer späteren Wohnungslosenkariere.

Ich möchte das kontingente Modell dahingehend interpretieren, dass gerade bei der Gruppe der Wohnungslosen das Handeln betont werden soll, aber gleichzeitig auch die potentiellen Schwierigkeiten (objektive und subjektive Strukturen) hinsichtlich dieses Handelns nicht vernachlässigt werden dürfen. Es soll also keineswegs darum gehen, zu postulieren, dass alle Karrieren kontingent sind und Wohnungslosigkeitskarrieren ohne Schwierigkeiten und von jedem jederzeit beliebig verändert werden können. Vielmehr geht es hier um die me-

thodische Offenheit, also darum, bei den empirischen Analysen den Blick für alle Möglichkeiten von Karriereverläufen offen zu halten.

In diesem Zusammenhang ist die Analyse des eigenen Anteils an der Herstellung von sozialen Lagen der zweite wichtige Bestandteil meines theoretischen Ansatzes, der somit das Konzept der Lebenslage unmittelbar mit dem Coping Begriff verbindet. Ich gehe also davon aus, dass soziales Handeln der Wohnungslosen, also die Bewältigung der Situation, als soziales Coping fassbar ist und sich somit vom psychologischen Coping unterscheidet, bei dem das Individuum versucht, durch Deutungsleistungen zu einer weniger bedrohlichen Sicht seiner Situation zu kommen. Es wird also ein Handeln vorausgesetzt, das in die Umwelt aktiv eingreift. Obwohl soziales Coping – wie Uta Gerhardt sagt – auf eine „Manipulation der Umwelt abzielt“ (Gerhardt 1986: 34), verstehe ich in diesem Zusammenhang auch Formen des „Nicht-Handelns“ bzw. Erleidens oder abweichendes Verhalten als „Handeln“.

„Coping“ verwende ich mithin als Oberbegriff für das „Umgehen“ der Wohnungslosen mit ihrer Situation. Das Erleiden, verstanden als das negative bzw. erfolglose Handeln, ist ein Bestandteil dieses Umgehens.

Die Wohnungslosen sollen hier also nicht ausschließlich als Opfer ihrer Situation betrachtet werden, denn sie gehen ja, auf die eine oder andere Weise, mit ihrer Situation um und nehmen auf diese Einfluss.

4.5 Die Bedeutung Sozialer Netzwerke

Im Zusammenhang mit der Analyse der Karriereverläufe von Wohnungslosen wurde die Bedeutung der Sozialen Netzwerke für die Betroffenen ebenso wie für verschiedene Ereignisse im Lebensverlauf deutlich und nimmt somit einen eigenständigen, Platz in meinen Analysen ein.³⁵ Hierbei geht es sowohl um

³⁵ Hierbei handelt es sich um einen von uns in der Projektvorbereitung leider etwas vernachlässigten Untersuchungsbereich, da erst im Verlauf der Analysen die starke Bedeutung deutlich wurde. Daher stellt sich im nachhinein leider manchmal heraus, dass bei der Datenerhebung hier nicht genaugenug nachgefragt wurde, wobei man zu unserer Entlastung auch betonen muß, dass dieser Themenbereich, besonders wenn es um etwaige Exehfrauen

persönliche Netzwerke – mit der Herkunftsfamilie, der eigenen Familie, Freunden, Arbeitskollegen – wie auch um ein strukturelles Netzwerk, das durch professionelle Hilfeeinrichtungen, in begrenztem Maße manchmal auch durch Institutionelle Einrichtungen, hergestellt werden kann.

Geht man von einem ‚Egozentrierten Netzwerk‘-Konzept aus, das die direkte Verbindung von ‚Ego‘ mit verschiedenen Personen in verschiedenen Bereichen des Lebens betrachtet, wobei manche davon wiederum miteinander in Verbindung stehen können, können im Kontext mikrosozialer Strukturen soziale Ressourcen analysiert werden, die hinter isolierten Strukturen wie Familie oder Arbeitssituation stehen.³⁶ (vgl. hierzu: Leimkühler 1988) Hierbei orientiere ich mich an der Subjektivität sozialen Handelns in Netzwerken, da subjektive Handlungskonzepte Teile gesellschaftlich determinierter Deutungsmuster sind. Diese sozial vermittelten subjektiven Wirklichkeiten, die sozusagen im nach hinein soziologisch interpretiert werden, spielen bei der Veränderung von Netzwerken und dem Spannungsfeld zwischen wahrgenommenen und tatsächlichen Netzwerkprozessen (psychologisches Coping) eine bedeutsame Rolle. Der Umgang mit Netzwerkprozessen, die Bewältigungsstrategien als kognitive und aktionale Belastungsreaktion (synonym: Coping, Copingstrategien) sind hier insofern von Belang, als sie implizit oder explizit in den Interviewtexten zum Ausdruck kommen. Eine gewisse Unschärfe zwischen Objektivem und Subjektivem ergibt sich aus der Tatsache, dass es die Wohnungslosen selbst sind, die über ihre Netzwerke erzählen. Diese Unschärfe muss dabei in Kauf genommen werden.

oder Kinder geht, sich als im höchsten Maße delikate und daher difizil bei der Erhebung herausstellte. Berührt man hier doch allzu schmerzhaft Erinnerungen, die bei einigen Interviewpartnern zu Emotionsausbrüchen (Weinen) geführt haben, die ein vertiefendes Nachfragen schon aus persönlich-etischen Gesichtspunkten heraus nicht zugelassen hätten.

³⁶ Eine Hinzuziehung soziodemographischer und soziokultureller Variablen würde es darüber hinaus ermöglichen, die gefundenen Zusammenhänge an makrosoziale Strukturen anzubinden.

4.6 Anspruch und Ziele meiner Untersuchung

Aus der Sicht der jüngeren Diskussion im Bereich sozialer Probleme, insbesondere im Bereich der Armutforschung, ist zu kritisieren, dass die meisten bisher durchgeführten Studien Wohnungslosigkeit als eine statische Eigenschaft der betroffenen Personen erachten. Das heißt, in den bisherigen Untersuchungen (vgl. Kapitel 2.3) fehlt zumeist eine Einbeziehung der Lebensverläufe bzw. der Biographien (auch wenn die Titel der Untersuchungen dieses nahe legen), und zwar sowohl vor, als auch während der Wohnungslosigkeit. Im allgemeinen wird der Einstieg in die Wohnungslosigkeit, bzw. die Situation am Einstieg in punktueller oder in rein summarischer Betrachtung dargestellt. Soweit biographische wie sozialstrukturelle Einflussfaktoren benannt werden (etwa die Feststellung einer beruflichen Abwärtsmobilität vor der Nichtsesshaftigkeit [Albrecht et al. 1990: 447]), wird häufig nicht deutlich, in welchem Ausmaß die genannten Bedingungen auslösende Faktoren für die Wohnungslosigkeit waren.

Dass eine solche Lebensverlaufsperspektive gerade im Bereich sozialer Probleme von Bedeutung ist, hat sich inzwischen in verschiedenen Forschungsfeldern gezeigt. In der Erforschung von Krankheitsverläufen (Gerhardt 1986), Sozialhilfe (Leibfried, Leisering et al. 1995 als Zusammenfassung zahlreicher Veröffentlichungen), Armut (Zwick 1994) wie auch der Arbeitslosigkeit (Mutz et al. 1995) hat sich in den letzten Jahren eine Forschungsperspektive durchgesetzt, die nicht nur die Situation von Individuen in gesellschaftlichen Problemlagen erforscht, sondern auch die Wege, die in diese Problemlagen hinein- und häufig auch wieder aus ihnen heraus führen. Die Bedeutung der Perspektive der dynamischen Armutforschung liegt einmal darin, zu verdeutlichen, dass soziale Problemlagen Phasen in Lebensläufen darstellen. Das heißt, dass sie nicht ein für allemal festgeschrieben sind, sondern dass Individuen sich in diese Lagen hinein-, aber auch wieder aus diesen hinausbewegen können. Dabei lassen sich strukturell (etwa durch Ungleichheitslagen wie soziale Herkunft, Benachteiligung am Arbeitsmarkt etc.) bedingte Risiken des Eintritts in – bzw. der Chance des Austritts aus – solchen Problemlagen angeben. Ferner können einschneidende Lebensereignisse als Auslöser („Triggers“, nach Ashworth,

Walker & Trindler 1995) von Lebensveränderungen betrachtet werden. Des Weiteren wird – insbesondere in qualitativen Untersuchungen – hervorgehoben, dass Individuen aktiv oder passiv an der Herstellung ihrer sozialen Lage und der Gestaltung ihres Lebenslaufs beteiligt sind.

Dennoch sind bislang zentrale Fragen offen geblieben: Warum verliert ein Mensch aufgrund seiner Arbeitslosigkeit seine Wohnung, ein anderer nicht? Warum findet jemand nach Zeiten kurzer Wohnungslosigkeit den Weg zurück zu einer eigenen Wohnung, während ein Anderer buchstäblich auf der Straße verelendet? Warum landet der Eine nach einer Scheidung auf der Straße, ein Anderer fängt ein neues Leben an? Diese Reihe von offenen Fragen lässt sich endlos fortsetzen.

Wohnungslosigkeit entsteht durch ein Zusammenspiel von verschiedenen Faktoren, die sich gegenseitig bedingen und verstärken. Bei diesen strukturellen und individuellen Faktoren handelt es sich um Rahmenbedingungen, die teilweise von großer Bedeutung sind. Nur determinieren Rahmenbedingungen fast nie das Handeln von Menschen, sondern sind eben das, was sie sind: Bedingungen, die dem eigenen Handeln bestimmte Restriktionen auferlegen, aber im Allgemeinen durchaus einen Spielraum übriglassen. Es geht dann also darum, die Individuen im Kontext der Rahmenbedingungen die sich aus der jeweiligen Lebenslage der Individuen ergeben zu sehen, also genau das Wechselspiel von Rahmenbedingungen und dem Umgang der Individuen damit zu untersuchen. Wobei diese Rahmenbedingungen – jeweils aus der Perspektive bestimmter Individuen – natürlich auch stets Produkte menschlichen Handelns sind, aber eben nur des Handelns anderer Individuen, welches sich dem Einfluss der Betroffenen entzieht.

Die vorliegende Arbeit versucht den Prozess der Vermittlung von Lebenslagen, Individuen und gesellschaftlichen Institutionen näher zu beleuchten und zu erklären. Auch wenn meine Kritik an den bisherigen Forschungsansätzen suggerieren muss, dass das, was nun folgt, die Ansprüche erfüllt, die dort nicht eingelöst bzw. beachtet wurden, wird sich meine Untersuchung Kritik und Fragen gefallen lassen müssen. Auch meine Untersuchung wird nicht nur Antworten geben, sondern vielleicht auch Fragen aufwerfen. Eine qualitative Studie muss sich immer Kritik gefallen lassen und sich selbstkritisch hinterfragen: Wo lie-

gen die Grenzen meiner Analysen? Die Methode bringt es mit sich, dass ich kein echtes Sample habe, dass zudem willkürlich oder sagen wir zufällig nicht systematisch zusammengestellt wurde. Meine Ergebnisse werden natürlich auch keine echten Verallgemeinerungen im Sinne von Hochrechnungen zulassen.

Dennoch stelle ich an meine Untersuchung hohe Ansprüche, die sich in zwei nur scheinbar gegensätzliche Richtungen formulieren lassen. Auf der einen Seite versuche ich in den empirischen Analysen möglichst datennah zu arbeiten. Auf der anderen Seite habe ich versucht, mit theoretisch möglichst gehaltvollen Kategorien zu arbeiten. Wie gesagt: Hierbei handelt es sich nur scheinbar um einen Gegensatz, denn in Wahrheit ist Theorie, so wie ich sie im Sinne der Grounded Theory verstehe, natürlich nicht jenseits der Daten angesiedelt.

Dies zu betonen ist besonders im Feld der Wohnungslosenforschung wichtig, da auch hier die qualitativen ForscherInnen teilweise bereits mit stark vorgefertigten Theorien an das Datenmaterial herangehen, wie dies bei der Betrachtung der Untersuchung beispielsweise von Ruhstrat et al. (1991a) deutlich wurde (vgl. hierzu Kapitel 2.3.5).

In meiner Untersuchung möchte ich vor allem auf den Aspekt eingehen, dass die gefundenen Lebensverläufe über die gesamte Länge kontingent sind. D. h. man findet sowohl vor der Wohnungslosigkeit, wie auch in der Wohnungslosigkeit alle nur erdenkbaren Verlaufsformen, da zu jedem Zeitpunkt im Leben sozusagen alles an Wendemöglichkeiten offen ist. Um diese Annahme zu untermauern untersuche ich welche Einflussfaktoren beim Einstieg in die Wohnungslosigkeit eine Rolle spielen und in wieweit das individuelle Handeln an der Schlüsselstelle den Verlauf beeinflusst. Ein wichtiges Ziel ist es aufzuzeigen, wo und wie die Gesellschaft und das Individuum miteinander verknüpft sind und aufeinander Einfluss nehmen, gerade auch in einem so extremen Bereich wie der Wohnungslosigkeit.

5 Der Forschungsansatz: Grounded Theory

Die folgenden Ausführungen beziehen sich weitgehend auf das oben bereits beschriebene Forschungsprojekt „Wohnungslosigkeit und Strafvollzug“ aus dem heraus sich meine eigene Untersuchung entwickelt hat. Somit sind die Auswahl des Forschungsansatzes und der Weg des Forschungsprozesses ein Gemeinschaftswerk im Wesentlichen von meiner Kollegin Marion Müller und mir, sowie in unterstützender Zusammenarbeit mit unserem Projektleiter Prof. Dr. Wolfgang Ludwig-Mayerhofer. Daher sollte es den Leser nicht verwundern, wenn ich in diesem Zusammenhang von „wir“ spreche, da hier viel echte partnerschaftliche Zusammenarbeit stattgefunden hat.

Der Titel des zugrunde liegenden Projekts „Wohnungslosigkeit und Strafvollzug“ und die damit verbundene Fragestellung führte uns zur Methode der Grounded Theory³⁷ und hier insbesondere zu der von Anselm L. Strauss weiterentwickelte Version.³⁸ In deren Zentrum steht eine rein aus den Daten entstehende Theoriebildung³⁹.

Aufgrund ihrer charakteristischen Merkmale – die im Folgenden beschrieben werden – entspricht die Grounded Theory unserer Vorstellungsweise hinsichtlich einer speziell dem Untersuchungsfeld „Wohnungslosigkeit“ angemessenen Datenerhebung und -interpretation. Auf diese Weise kann ein zentraler Anspruch wissenschaftlichen Arbeitens angesteuert werden: das Verständnis von Problemlagen schwer zugänglicher und wenig vertrauter „Untersuchungsobjekte“. Da soziale Phänomene komplexe Phänomene sind, bietet die Grounded Theory ein geeignetes Analysestimittel, mit dessen Hilfe eine Vielzahl von Konzepten einschließlich ihrer Bezüge untereinander erarbeitet werden können.

„Überall dort, wo die Annahme zugrunde liegt, dass menschliche Wirklichkeit interpretierte Wirklichkeit ist und dass diese Wirklichkeit in Interaktionsprozessen konstruiert wird, liefert die *grounded theory* das passende methodische Rüstzeug, das dort seinen Ansatzpunkt fin-

³⁷ Entdeckt wurde die Grounded Theory von Anselm L. Strauss und Barney G. Glaser (vgl. Glaser & Strauss 1967).

³⁸ Siehe hierzu Strauss 1994 sowie Strauss & Corbin 1996.

³⁹ Vgl. hierzu auch Wiedemann 1995.

det, „wo was los ist“, um mit Goffman zu sprechen: im Alltagsleben selbst.“ (Strauss 1994: 16f)

Die Methode der Grounded Theory lässt sich einbetten in das Konzept der lebensweltlichen Ethnographie, in der es um eine verstehende Beschreibung und das Verstehen durch Beschreibung der „kleinen sozialen Lebens-Welt“ geht (vgl. Honer 1993: 33). Grundsätzlich korrespondieren die Merkmale der lebensweltlichen Ethnographie mit den zentralen Merkmalen der Grounded Theory. Beide Konzepte beginnen „mit der flexiblen und offenen Begegnung mit dem forschungsrelevanten Gegen–Stand“ (Honer 1993: 50). Dies bedeutet nicht nur eine offene Herangehensweise an das Feld, sondern impliziert sowohl im Sampling wie im gesamten Forschungsprozess eine Vermeidung von vorab festgelegten Prinzipien und Richtlinien.

5.1 Offenheit

Der generelle Offenheitscharakter ist bei der Grounded Theory eines der wichtigen Grundprinzipien, sowohl in der Herangehensweise an das Untersuchungsfeld, wie auch bei der Analyse der gewonnenen Daten. Der Forschungsweg, die Entwicklung einer Theorie geht ohne die starre Bindung an spezielle Datentypen, Forschungsrichtungen oder theoretische Interessen vor sich. Die Grounded Theory stellt also keine spezifische Methode oder Technik dar, sie ist vielmehr als Stil zu verstehen, nach dem man Daten qualitativ analysiert. Strauss betont, dass die prozesshafte Wirklichkeit, die Vielfalt der sozialweltlichen Bedingungen und die damit verbundenen Zufälligkeiten gegen eine Systematisierung von methodologischen Regeln sprechen (vgl. Strauss 1994: 30ff.). Impliziert wird hier die Absage an eine rein deduktive Forschung, die von vorhandenen Theorien Hypothesen ableitet und diese überprüft, auch wenn die Forschungsfrage unter theoretischen Aspekten umrissen werden kann.

Der Zugang zum Feld soll also so offen wie möglich geschehen, die theoretischen Annahmen werden erst „in Auseinandersetzung mit dem Feld und der

darin vorfindbaren Empirie „entdeckt““ (Flick 1995: 150), was heißt, dass die Kategorien für die Interpretation allein aus den Daten zu schöpfen sind. Natürlich kann dieser Vorgang nicht völlig losgelöst von Theorie geschehen. So habe auch ich mich eingehend mit dem kontingenten Karrieremodell (vgl. Ludwig 1996) und dem Konzept des ‚sozialen Copings‘ (vgl. Gerhardt 1986) beschäftigt. Beide Konzepte unterstreichen den Offenheitsanspruch, das Zulassen von Dynamik, Wandel und Kontingenzen innerhalb von gesellschaftlichen Zusammenhängen. Zusätzlich wurde das – wenn auch spärliche – Wissen aus bereits vorhandenen soziologischen Studien rezipiert, um eine theoretisch-soziologische Herangehensweise an die Thematik zu gewährleisten. Auch Glaser und Strauss lassen durch das kontinuierliche Einbeziehen von Kontextwissen Theorie im Zuge der Interpretation zu. Den Daten und dem Untersuchungsfeld wird aber gegenüber theoretischen Annahmen immer Priorität eingeräumt.

5.2 *Kontinuität von alltagsweltlichem und wissenschaftlichen Denken*

Somit kommt man auch schon zu einer weiteren Besonderheit, die die Grounded Theory gegenüber anderen methodischen Verfahren abgrenzt und gerade in Hinblick auf meine Untersuchung – und auf die so genannte Randgruppenforschung allgemein – besonders relevant und notwendig erscheint: das Zulassen der Kontinuität von alltagsweltlichem und wissenschaftlichem Denken. Dies bedeutet generell das bewusste Einbeziehen von Kontextwissen in die jeweiligen Schritte der Untersuchungsphase. Gerade das alltagsweltliche Wissen von Sozialarbeitern im Wohnungslosenbereich kann so z. B. im ‚Theoretical Sampling‘ (siehe nächsten Punkt), systematisch genutzt werden. In unserer Untersuchung fanden bereits vor Beginn der eigentlichen Untersuchung viele informelle Gespräche mit Institutionen der Wohnungslosenhilfe statt, um einen Eindruck von der ‚Szene‘ zu erhalten. So haben wir zusammen mit Streetworkern der Teestube ‚komm‘ einige Rundgänge durch verschiedene Stadtbereiche unternommen, um einen Eindruck sowohl von zentralen Aufenthaltsorten der Münchener Wohnungslosen, wie auch der wichtigsten Hilfeinrichtungen

(Suppenschulen, Streetworkbüros, Teestube etc.) zu gewinnen. Über die gesamte Dauer des Forschungsprozesses fand ein reger Austausch mit verschiedenen Mitarbeitern der Wohnungslosenhilfe statt – im Rahmen von lockeren Gesprächsrunden genauso wie auf Sitzungen und Tagungen⁴⁰. Auf diese Weise besteht die Chance, dass soziologisch bedeutsame wie auch aus dem Arbeitszusammenhang dieser Berufsgruppen wichtige theoretische Überlegungen zutage gefördert werden. Dies wiederum stellt einen essentiellen Ansatzpunkt für die noch viel zu wenig existierende, äußerst wichtig erscheinende Zusammenarbeit von Soziologen und Praktikern dar (vgl. hierzu Strauss 1994: 13f).

5.3 Theoretical Sampling

Beim Theoretical Sampling gehen die Entwicklung der Richtlinien für die Datenerhebung und die Entwicklung der Theorie Hand in Hand. Es baut auf einem induktiv-deduktivem Vorgehen auf. Theoretical Sampling bedeutet „das Heranziehen von Beispielen von Vorkommnissen, Ereignissen, Handlungen, Populationen usw., das von der sich entwickelnden Theorie geleitet wird. Es wird eingesetzt zur Herstellung von Vergleichen zwischen diesen und innerhalb dieser Beispiele von Aktivitäten, Populationen usw.“ (Strauss 1994: 49). Das Theoretical Sampling sollte den ganzen Forschungsprozess begleiten. Das Sampling ist erst beendet, wenn die Theorie ausreichend gesättigt ist. Der Vorteil dieser Vorgehensweise gerade hinsichtlich der Untersuchung von schwer zugänglichen Populationen auf dem Weg zu einer Theoriegründung aus den Daten liegt vornehmlich in ihrer grundsätzlichen Offenheit, der Chance des „Belehrtwerdens“ durch das Untersuchungsfeld und dem daraus resultierenden erweiterten Blickwinkel während der Datenerhebungs-/Untersuchungsphase.

Ein in diesem Zusammenhang äußerst interessantes Beispiel für praktisch erfolgtes Theoretical Sampling zeigt sich, als wir in der Teestube zufällig eine Person interviewten, bei der sich während des Interviews herausstellte, dass er seit einiger Zeit in einer eigenen Wohnung lebt. Daraufhin wurde im Forscher-

⁴⁰ z. B. die Tagung „Facetten der Wohnungslosigkeit“ im Frühjahr 1999.

team darüber beraten, inwieweit die bisherige Definition der Untersuchungsgruppe überdacht werden muss. Wir legten fest, dass auch per Definition ehemalige Wohnungslose in unserem Untersuchungszusammenhang von Interesse seien, da sie wertvolle Erkenntnisse bezüglich der subjektiven und objektiven Zugehörigkeit zur Lebenswelt Wohnungsloser geben können. Mit dieser neuen Erkenntnis gingen wir zurück ins Feld und suchten gezielt ähnliche „Fälle“.

5.4 Die Untersuchungsgruppe

Bei einer Untersuchung im Stil der Grounded Theory besteht kein Anspruch auf statistische Repräsentativität, vielmehr steht im Vordergrund das Erreichen von ‚konzeptueller Repräsentativität‘, das heißt, alle Faktoren, die das Untersuchungsphänomen ausmachen, sollten durch die entwickelten Konzepte repräsentiert werden. In unserem Projekt sollte also das Phänomen ‚Wohnungslosigkeit und Strafvollzug‘ in verschiedenen Kontexten untersucht werden, um so Vergleichsmöglichkeiten zu schaffen. Für die Stichprobenziehung bedeutet dies, eine möglichst große Heterogenität der Untersuchungspersonen anzustreben. Das bereits beschriebene ‚Theoretical Sampling‘ spielt hierbei die zentrale Rolle.

Parallel zur Datenanalyse kristallisierten sich immer wieder verschiedene Auswahlkriterien heraus, die dann bei der Auswahl der jeweils nächsten Untersuchungspersonen Anwendung fanden. So versuchten wir sowohl Personen mit längerer als auch kürzerer Wohnungslosigkeitsphase für ein Interview zu gewinnen als auch Personen, die gegenwärtig den Ausstieg aus der Wohnungslosigkeit geschafft hatten. Zusätzlich befragten wir wohnungslose Männer und Frauen, die sich durch Altersstruktur, Wohnsituation und Häufigkeit der Strafvollzugserfahrung unterschieden. Und auch durch den Zugang zu den Untersu-

chungspersonen strebten wir an, eine breit gefächerte, durch unterschiedliche Merkmale charakterisierte Untersuchungsgruppe zusammenzustellen.⁴¹

Unsere Untersuchungsgruppe setzt sich aus 30 Männern und 6 Frauen⁴² zusammen⁴³. Mit vier der Männer fanden nach ca. drei Jahren Wiederholungsinterviews statt. Zusätzlich führten wir mit 7 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen aus dem System der Wohnungslosenhilfe und Straftatlassenenhilfe Experteninterviews durch.⁴⁴

Die Erstinterviews fanden zwischen 1995 (die Interviews aus diesem Jahr stammen aus Projektvorarbeiten) und 1998 statt, die Experteninterviews im Sommer/Herbst 1998, die Fraueninterviews im Winter 1998/1999, ebenso die Wiederholungsinterviews.

Im Folgenden möchte ich etwas näher auf die charakteristischen Merkmale der Untersuchungsgruppe eingehen.

Alter: Das Durchschnittsalter der wohnungslosen Männer beträgt (zum Erhebungszeitpunkt) 48 Jahre. Der jüngste ist 21 und der älteste 79 Jahre. Die bei weitem größte Altersgruppe besteht aus den 40–59-jährigen, die 73 % der gesamten Untersuchungsgruppe ausmachen. Dieses Übergewicht der „mittleren Jahrgänge“ entspricht einer auch in anderen Erhebungen festgestellten Unterrepräsentierung der jungen Wohnungslosen.⁴⁵

⁴¹ Nun gestaltet sich die praktische Durchführung des Theoretical Samplings natürlich nicht immer glatt und problemlos. Viele Relevanzkriterien lassen sich zwar vorab abklären, zum Beispiel durch Aufsuchen verschiedener Aufenthaltsorte von wohnungslosen Personen und auch ‚Strafvollzugserfahrung‘ und ‚Wohnsituation‘ lassen sich zum Teil durch die Hilfe der Streetworker oder Sozialarbeiter vorab „abchecken“. Es ist aber natürlich nicht immer möglich, eine Person mit ganz spezifischen Merkmalen zu finden (und auch nicht notwendig, denn Heterogenität stellt sich auch zu einem gewissen Teil „von selbst“ her).

⁴² Die Fraueninterviews sind an dieser Stelle nur der Vollständigkeit halber erwähnt, da sie im Projekt eine Rolle gespielt haben. In meiner hier vorliegenden Arbeit finden diese Interviews keinerlei Berücksichtigung, da ich mich ausschließlich auf Männerkarrieren beziehe und werden daher im Folgenden vernachlässigt.

⁴³ Die Fälle konnten selbstverständlich nicht eigenständig mit dem Ziel ausgewertet werden, Umfassendes über die Situation weiblicher Wohnungsloser mit Strafvollzugserfahrung auszusagen; sie bilden im wesentlichen die Funktion einer Kontrastgruppe, bei der durch Einzelfallanalysen unter anderem exploriert wurde, welche Rolle Strafvollzug und Kriminalisierung bei dieser Untersuchungspopulation spielt. In dieser Arbeit wurden die Fraueninterviews nicht berücksichtigt!

⁴⁴ Weitergehend hierzu: Meuser & Nagel (1991).

⁴⁵ Unstimmig zu den Berechnungen von Romaus (1995: 10) haben bei uns allerdings die 30-39-jährigen ein starkes Unterrepräsentanz.

Wohnsituation: Die Hälfte der befragten Männer macht ‚Platte‘ – z. B. in Parks, im Zelt, in Baustellen oder Abbruchhäusern. Zwölf wohnen in Unterkunftsheimen, in Wohnheimen oder in betreuten Wohngemeinschaften und drei der Männer wohnen in einer Wohnung (wobei zwei Mieter einer Sozialwohnung sind und einer zur Untermiete bei einer Bekannten wohnt).

Strafvollzugserfahrung: Der Großteil der Männer (21) war ein oder mehrmals im Gefängnis⁴⁶: in Untersuchungshaft, aufgrund von Haftstrafen oder Ersatzfreiheitsstrafen. Bei fünf Personen fällt der Zeitpunkt der Inhaftierung ausschließlich in die Phase vor der Wohnungslosigkeit, neun waren vor und während der Wohnungslosigkeit im Gefängnis und sieben weisen ausschließlich während der Phase(n) der Wohnungslosigkeit Strafvollzugserfahrung auf. Die Erfüllung des Kriteriums „Strafvollzugserfahrung“ wurde natürlich aufgrund unseres Untersuchungsschwerpunktes während des Projektes vor allem in der ersten Phase des Forschungsprozesses „forciert“ und in vielen Fällen vorab abgeklärt. Die sieben Männer ohne jegliche Kontakte zum Strafvollzug wurden im Zuge des ‚Theoretical Sampling‘ als Vergleichsgruppe rekrutiert, um auf diese Weise etwas über (eventuell) vorhandene alternative Copingstrategien innerhalb der Lebensführung und im Umgang mit Kriminalisierung zu erfahren.

Rekrutierung der Interviewpartner: Die Rekrutierung der Interviewpartner erfolgte auf unterschiedlichem Wege: Mehrere Männer meldeten sich über einen Aushang in der Teestube bei uns und auch die Sozialarbeiter dort vermittelten uns einige Kontakte.⁴⁷ Im Unterkunftsheim in der Pilgersheimerstraße sprachen wir Leute im Wartebereich der Bettenmarkenausgabe an und im Wohnheim an der Gabelsbergerstraße vermittelte uns der Heimleiter Interviewpartner. Mehrere Kontakte wurden auch auf Rundgängen mit Streetworkern in Schwabing, St. Anna und in der Innenstadt geknüpft.⁴⁸ Als Entschädigung für die Teilnahme

⁴⁶ Bei zwei der Interviews konnten keine Angaben zur Strafvollzugserfahrung gemacht werden.

⁴⁷ Die Teestube war für uns einer der zentralen Rekrutierungsorte, da sie von vielen verschiedenen Typen von „Wohnungslosen“ frequentiert wird: sowohl von Leuten, die „Platte“ machen, als auch von Leuten die in Pensionen, betreuten Wohngemeinschaften wohnen oder von ehemals Wohnungslosen, die inzwischen (teilweise durch die Hilfe der Mitarbeiter der Teestube) wieder über eine eigene Wohnung verfügen.

⁴⁸ An dieser Stelle möchten wir uns nochmal ganz herzlich bei den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der verschiedenen Institutionen des Wohnungslosenhilfesystems und der Straftlassenenhilfe für die in allen Bereichen sehr offene und spontane Unterstützung bedanken: unter anderem für die informellen und sehr hilfreichen Gespräche, für die

am Interview bezahlten wir 20 DM, was sicherlich als maßgebliches Kriterium für die wenigen Verweigerungen angesehen werden kann.

Der Erstkontakt zu den Personen auf der Straße und in den Einrichtungen wurde natürlich durch die bereits vorhandene Vertrauensbeziehung zwischen den Personen und den Streetworkern/Sozialarbeitern erleichtert. Da wir ausschließlich in Hilfe-/Wohneinrichtungen und mit Hilfe von Streetworkern rekrutierten, fehlen in unserer Untersuchungsgruppe diejenigen wohnungslosen Personen, die jegliche Hilfe ablehnen und nicht über Hilfeeinrichtungen angesprochen werden. Bezüglich des Anspruches der Heterogenität der Untersuchungspersonen stellt dies ganz klar einen Mangel der Studie dar, aber während unserer „Felderschließung“ trafen wir keine Wohnungslosen, die ihr Leben auf der Straße völlig autonom gestalten (wobei wir mehrere Personen in unserem Sample haben, die ihr Geld ohne Inanspruchnahme von Sozialleistungen verdienen oder/und sich gegenüber dem Hilfesystem distanzieren).

Personen aus dem Wohnungslosen-Hilfesystem: Zur Erlangung eines komplexen Bildes ‚Wohnungslosigkeit und Strafvollzug‘ war es für uns zentral, einen Teil der gesellschaftlichen Institutionen in die Untersuchung mit einbeziehen, die die Wohnungslosen als Hilfesuchende aufsuchen, mit denen sie konfrontiert sind und mit denen sie sich auseinandersetzen. Als Pendant zu den Befragungen der Wohnungslosen schien es uns wichtig, auch die subjektiven Bedeutungs- und Handlungsmuster sowie Vorstellungen über mögliche Problemlösungsvorschläge der Experten zu explorieren. Im Mittelpunkt stand für uns hier das System der Wohnungslosenhilfe und Straftatlassenenhilfe, da es – abgesehen von vielen anderen Hilfestellungen – von den Wohnungslosen im Umgang mit den komplexen Institutionen der Großstadt (wie z. B. Wohnungsamt und Sozialamt), und auch mit den für unsere Untersuchungsthematik zentralen Institutionen der formellen Sozialkontrolle (wie Polizei, Staatsanwaltschaft, Gerichte) als wichtige Hilfe- und Vermittlungsinstanz wahrgenommen wird. Insgesamt haben wir sieben Experteninterviews mit Streetworkern und Sozialarbeitern des Streetwork-Büros Schwabing, des Streetwork-Büros München-Mitte, der betreuten Wohngemeinschaften, dem Wohnheim an der Gabelsber-

Kontaktherstellung zu unseren Interviewpartnern/partnerinnen und für das Überlassen der Büroräume für die Interviewdurchführung.

gerstraße, dem Unterkunftsheim an der Pilgersheimerstraße und der Münchner Zentralstelle für Straftentlassenenhilfe durchgeführt.

Wiederholungsbefragungen: Gerade im Hinblick auf den für uns zentralen Aspekt der Karriereverläufe schien uns dieses ein sehr sinnvolles Vorgehen zu sein. Wir hofften einerseits, mit einer wiederholten Befragung nach einem gewissen Zeitraum eine Validitätskontrolle der erhobenen Daten durchführen zu können und zusätzlich Sachverhalte, die bei der Erstbefragung unzureichend zur Sprache kommen würden, noch weiter aufzuhellen. Und natürlich waren wir daran interessiert, die einzelnen Karriereverläufe und Strategien des sozialen Copings noch differenzierter und konsequent erfassen zu können.

Auf den ersten Blick erschien es uns auch problemlos, Interviews mit einigen der bereits befragten Wohnungslosen durchzuführen, da wir durch unsere Projektvorarbeiten wussten, dass sich viele Wohnungslose auch über lange Zeiträume an denselben Orten aufhalten. In der Praxis aber stellte sich dieses Unternehmen als schwierig heraus. So war zum Beispiel eine Kontaktaufnahme zu den 1995 bis 1997 Befragten über die jeweiligen Streetworker/Sozialarbeiter in vielen Fällen nicht mehr möglich, da wir aufgrund der damaligen Wahrung von Anonymität nicht über vollständige Namen verfügen und so ein Wiederfinden der Personen in der Teestuben-Statistik unmöglich machte. Bei den Personen, bei denen wir einen Namen hatten, waren einige verstorben oder verzogen und einige meldeten sich nicht auf unser Anschreiben. Letztendlich kam es nur zu vier Wiederholungsinterviews – leider – denn die Interviews erwiesen sich hinsichtlich Veränderungen im Karriereverlauf und positiver Validitätskontrolle im Vergleich zum Erstinterview als sehr interessant und aufschlussreich.

5.5 Datenerhebung

Interviewsetting:

Die Interviews fanden fast ausschließlich in den Büroräumen der verschiedenen Einrichtungen statt, nur drei Interviews wurden in unserem Institutsbüro

durchgeführt. Die Nutzung der von den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Einrichtungen netterweise zur Verfügung gestellten Büroräume hatte große Vorteile für die Durchführung der Interviews. Denn zum einen konnten die Gespräche so in Ruhe und ohne Störungen stattfinden, zum anderen waren die Räumlichkeiten den meisten Interviewten bereits durch Gespräche mit den Streetworkern/Sozialarbeitern vertraut. Gerade die Teestube kann man als festen Bestandteil der Lebenswelt vieler Wohnungsloser bezeichnen und nach Girtler muss man „...um wirklich gute Interviews zu bekommen, (...) in die Lebenswelt dieser betreffenden Personen gehen und darf sie nicht in Situationen interviewen, die ihnen unangenehm oder fremd sind“ (Girtler 1992: 151).

Interviewdurchführung und Interviewtechnik:

Konträr zu standardisierten Verfahren stehen im Zentrum der qualitativen Interviewführung Offenheit und situative Flexibilität. Für den Befragten heißt das, dass er frei antworten und seine subjektiven Perspektiven und Deutungen offen legen kann (vgl. Kohli 1978), was u.a. zu einer stärkeren Vertrauensbeziehung zwischen Interviewer und Befragtem führen kann. Das Vertrauen entsteht aber auch, wenn die Interviewten sich ernst genommen und nicht ausgehorcht fühlen und allgemein eine möglichst gleichberechtigte Beziehung zwischen Interviewer und Interviewtem aufgebaut wird. Die Möglichkeit der Flexibilität erlaubt dem Interviewer „bei Bedarf“ zu wechseln: er kann schweigsam oder engagiert sein sowie durch „lästiges Nach- und Rückfragen“ Unstimmigkeiten aus dem Weg räumen (vgl. hierzu Honer 1994: 636).

Eine wichtige Phase war der einleitende Teil des Interviews, in der wir die Thematik und den Ablauf des Interviews vorstellten und versuchten, die „...natürliche(n)“ Interaktionsbarrieren, wie sie zwischen Fremden grundsätzlich üblich sind, abzubauen.“ (Honer 1994: 630). Zusätzlich mussten wir in den verschiedenen Einrichtungen unsere eigene Position als Forscherinnen der Universität deutlich machen – in einigen Fällen wurden wir anfangs für neue Sozialarbeiterinnen gehalten – um bei Themen bezüglich der Inanspruchnahme von Einrichtungen relativ objektive Meinungen zu erhalten. Am Ende des Interviews erfolgte ein informelles Abschlussgespräch, im Zuge dessen teilweise

noch wichtige Punkte angesprochen wurden, die dann im Nachhinein protokolliert wurden.

Alle Interviews wurden mit jeweils zwei Interviewerinnen gleichzeitig durchgeführt. Während eine Person zunächst den „aktiven“ Part übernahm, skizzierte die jeweils andere die wichtigsten ‚Stationen‘ von Wohnungslosigkeits- und anderen Karrieren (Strafvollzug, Berufsverlauf etc.) und fragte im Anschluss gezielt hinsichtlich unvollständiger und unklarer Angaben nach.

Die Interviews dauerten zwischen 30 und 90 Minuten und wurden per Tonband aufgezeichnet. Keiner unserer Interviewpartner störte sich an dem mitlaufenden Aufnahmegerät. Wichtig erschien allerdings manchen die von uns auch zugesicherte Wahrung der Anonymität.

Wir führten *leitfadengestützte Interviews mit einem narrativen Einstieg* durch. Bei der Form des narrativen Interviews stehen die Rekonstruktion der eigenen Lebensgeschichte mitsamt der „inneren Reaktionen“ auf Erfahrungen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern im Mittelpunkt. Die Interviewer spielen während des Interviews eine gleichzeitig passive und aufmerksame (Neben-)Rolle, das heißt, der Befragte sollte so wenig wie möglich in seinem Erzählfluss (und auch in seinen Erzählpausen) unterbrochen oder gestört werden. Die Interviews begannen stets mit einer „narrativen Einstiegsfrage“ an den Interviewpartner („Erzählen Sie doch mal von Anfang an aus Ihrem Leben...“). Zwar garantiert dieser Erzählimpuls nicht immer einen ununterbrochen produktiven Erzählstrom. Die empirischen Kontingenzen eines Gesprächs sind in der Realität doch oft sperriger als die grundlagentheoretische Ableitung von ‚Erzählzwängen‘ durch Schütze (1976, 1977) ahnen lässt, dennoch kamen auf diese Weise in den meisten Fällen flüssige Erzählungen zustande. Die Ausführlichkeit und Art der Rekonstruktion der Lebensgeschichten fiel unterschiedlich aus, denn einmal hängt sie davon ab, was jeweils als mitteilungswürdig oder eben als nicht erwähnenswert erscheint, es können aber auch Zufälligkeiten der Interaktionssituation im Interview die Art der Rekonstruktion beeinflussen. Bei der „Zensur“ von Lebensereignissen spielten bei unseren Interviewpartnern zum Teil auch Faktoren wie eine vorhandene Alkoholproblematik und psychische Probleme eine Rolle. Biographische Themenbereiche wie Ehe, Scheidung oder (nicht-vorhandene) Kontakte zu Kindern führten manchmal zu sensiblen

Phasen, in denen unsere Interviewpartner sehr nachdenklich oder melancholisch wurden. In solchen Fällen vollzog entweder der/die Interviewte einen „thematischen Sprung“ oder wir versuchten die schwierige Thematik umzulenken.

Im Anschluss an diesen ersten narrativen Teil des Interviews, war es für unseren Untersuchungszweck notwendig den zweiten Teil des Interviews durch einen sehr offen gehaltenen Leitfaden zu steuern, da es uns nicht alleine um die ‚subjektiven Relevanzen‘ der Befragten ging – diese sind vor allem für die Analyse von Copingstrategien von Bedeutung –, sondern wir auch daran interessiert waren, die Wohnungslosigkeitskarrieren und ihre Subkarrieren so detailliert wie möglich nachzuzeichnen. Folgende Themenbereiche waren im Leitfaden aufgelistet:

- die Zeit vor der Wohnungslosigkeit;
- der Berufsverlauf;
- der ‚Familienverlauf‘;
- die sozialen Kontakte in der Zeit vor und während der Wohnungslosigkeit;
- die konkreten Auslöser von Einstiegen in die und Ausstiegen aus der Wohnungslosigkeit;
- die Dauer und Häufigkeit bzw. zeitliche Platzierung von Freiheitsstrafen und anderen strafrechtlichen Sanktionen;
- Erfahrungen mit dem System der formellen Sozialkontrolle und dem System der Wohnungslosenhilfe;
- (Vorstellungen über) Wege aus der Wohnungslosigkeit.

Wurden einer oder mehrere dieser Themenbereiche während des Erzählens von unserem Interviewpartner vernachlässigt, so notierte eine von uns diese „Lücken“ und sprach diese in der Nachfragephase an. Nach jedem Interview erstellten wir ein „Kurzstatement“ in dem wir alle Besonderheiten und unsere subjektiven Eindrücke bezüglich des soeben geführten Interviews schriftlich festhielten.

Bei den *Mitarbeitern im Wohnungslosenhilfesystem* schieden narrative Interviews aus, da wir ja nicht am Lebenslauf dieser Personen oder an biographischen Deutungsmustern interessiert waren. Hier führten wir eher offene, jedoch

auch durch Leitfaden gesteuerte Interviews. Für jede der zu befragenden Personengruppen (Streetworker und Sozialarbeiter der verschiedenen Einrichtungen) wurde ein jeweils eigener, dem Aufgabengebiet angemessener Leitfaden entwickelt. Wesentliche Inhalte dieses Leitfadens waren

- die jeweiligen Handlungsfelder der Befragten und ihre formalen Kompetenzen in diesen Feldern;
- die (wahrgenommenen) faktischen Handlungsmöglichkeiten;
- die Kooperation bzw. Kooperationsmöglichkeiten mit anderen einschlägigen professionellen Gruppen;
- die Wahrnehmungs- und Deutungsmuster hinsichtlich der spezifischen Lage von Wohnungslosen.

5.6 Datenauswertung

Mit Hilfe des Auswertungsprogramms WINMAX pro (Kuckartz 1995) analysierten wir 28 der 30 Männerinterviews⁴⁹. Von den sechs Fraueninterviews wurden vier Einzelfallanalysen erstellt. Die Experteninterviews wurden partiell ausgewertet und dienten zusätzlich als nützliche Informationsquellen beim ‚Theoretical Sampling‘ und bei der Analyse der Betroffeneninterviews.

Auch wenn nach Strauss für die Auswertung keine Standardisierung der Methode vorgesehen ist, sondern die ‚Methode der Grounded Theory‘ lediglich als Leitlinie zu verstehen ist, müssen dennoch bestimmte Operationen ausgeführt werden und im folgenden beschriebene Arbeitsschritte genau eingehalten werden (vgl. Strauss 1994: 33).

Neben dem bereits beschriebenen ‚Theoretical Sampling‘ ist die Anwendung eines Kodierparadigmas essentiell. Unter Kodieren versteht man das Konzeptualisieren von Daten indem über Kategorien und deren Zusammenhänge Fragen gestellt werden und vorläufige Antworten gegeben werden (vgl. Strauss 1994: 48). In aufeinander aufbauenden Analyserunden, ausgehend von einer

⁴⁹ Alle Interviews wurden vollständig transkribiert und anonymisiert. Zwei Interviews konnten nicht ausgewertet werden.

ersten Memorunde werden die Daten fortschreitend weiterinterpretiert, mit dem Ziel einer vorsichtigen, sukzessiven Steigerung des Abstraktionsgrades und Informationsgehaltes (nach Riemann 1979: 128).

Nach Strauss ist beim gesamten Kodiervorgang die Fähigkeit des Untersuchers entscheidend, kreativ zu kodieren und so bietet er für die Auswahl von Codes keine Systematik an, wie für die vorliegende Fragestellung die bestmögliche Konzeptualisierung zu finden ist. Dennoch empfiehlt Strauss am Anfang bei gängigen Kategorien wie Geschlecht, Klasse oder Alter zu bleiben.

In unserem Projekt haben wir um einen Einstieg in die Interviews zu finden, zunächst jeweils ein kurzes Summary erstellt, in welchem die wichtigen Lebensdaten chronologisch in Form einer Lebensgeschichte nachgezeichnet wurden. Zusätzlich haben wir zu jedem Interview eine Karriereverlaufsskizze erstellt.

Zunächst wurde das vorhandene Datenmaterial wiederholt durchgearbeitet, dies zunächst Wort für Wort bzw. Zeile für Zeile. Dabei wurde mittels „Übersetzung“ der Inhalt in Codes verwandelt, ohne dabei die Daten unter ein vorgefertigtes Schema zu pressen. Bei diesem ersten Kodierschritt, dem so genannten offenen Kodieren, ist es das Ziel zunächst möglichst viele Kategorien zu bilden.

Parallel dazu wurden theoretische Memos (z. B. über Unstimmigkeiten im Interview, Vorschläge für Codes, Beziehungen zu anderen Codes, Hypothesen und methodische Überlegungen) geschrieben, um die Ideen, erste Eindrücke, Gedankengänge und Orientierungen festzuhalten. Dieses erstellen von Memos war für uns ein wichtiger Bestandteil des gesamten Forschungsprozesses. Über die oben beschriebene Funktion der Memos hinaus nutzen wir diese auch als Austauschmedium im Projektteam. Ebenso hilfreich erwies sich das Führen eines Analysetagebuchs, in dem die wichtigsten Analyseschritte chronologisch festgehalten wurden.

Somit gelangten wir durch das Stellen von Fragen an die Daten und das Vergleichen zwischen jedem Ereignis hinsichtlich Ähnlichkeiten und Unterschieden und das Schreiben und Überarbeiten der Memos zu einer Liste von Codes einschließlich Anmerkungen. In unserer Untersuchung waren das zunächst

Codes, die den Karriereverlauf (Bsp.: „schwere Kindheit“ etc.), die Lebensführung (Bsp.: „Platte“), die Straftaten (Bsp.: „Jugendsünden“), die Strafvollzug (Bsp.: „Erfahrung“), sowie das Netzwerk (Bsp.: „Familie“) betreffen. Zu diesen Aspekten wurden zunächst eher deskriptiv „Fakten“ gesammelt, die dann innerhalb der fortschreitenden Analyse immer weiter abstrahiert wurden.

Im darauf folgenden Schritt, dem axialen Kodieren, werden die Daten auf eine neue Art zusammengeführt. Ziel ist es hierbei zu einer Verfeinerung und Differenzierung ausgewählter Aspekte des Untersuchungsphänomens zu gelangen, sowie Verbindungen zwischen Kategorien und ihren Subkategorien zu schaffen. Von den vielen verschiedenen Kategorien, die beim offenen Kodieren entstanden sind, werden einige Kategorien ermittelt, die für eine weitere Ausarbeitung lohnend erscheinen. Zentral ist hierbei das Kodieren anhand eines Kodierparadigmas um die Entwicklung und Verdichtung von Konzepten sicherzustellen. Dabei werden die Kategorien in Bezug auf 1) ursächliche Bedingungen, 2) den Kontext, 3) intervenierende Bedingungen, 4) Handlungs- und interaktionale Strategien, im Umgang mit dem Phänomen und 5) Konsequenzen, die aus Handeln folgen, bearbeitet, welche wir in unserer Untersuchung wie folgt präzisiert haben:

Im Zentrum stehen die untersuchten Phänomene (Ereignisse, Geschehnisse, Zustände), die sowohl Konsequenzen von Handlungen und Interaktionen sind ebenso wie sie auch Handlungen und Interaktionen hervorrufen können, die auf eine Bewältigung oder einen Umgang mit dem Phänomen abzielen. Die Phänomene können mehrere unterschiedliche Ausprägungen haben und werden von einer Reihe verschiedenartiger Bedingungen ‚produziert‘. Die ursächlichen Bedingungen verweisen auf die Ereignisse und Vorfälle, die zum Auftreten oder zu der Entwicklung des Phänomens führen. Neben den ursächlichen Bedingungen stehen die intervenierenden Bedingungen, unter denen wir die subjektiven persönlichen Bedingungen verstehen, die das Handeln beeinflussen und sowohl positiven als auch negativen Einfluss haben können. Als Kontextbedingungen bezeichnen wir die sozusagen greifbaren objektiven Fakten, die ein Phänomen umrahmen. Auch hier gilt, dass diese sowohl positiven wie negativen Einfluss haben können und sich dadurch als Unterstützung wie als

Grenzen darstellen. Die so untersuchten Kategorien stellen sich als Achsen eines Beziehungsnetzes dar.

Während der gesamten Phase des axialen Kodierens findet ein ständiger Wechsel zwischen offenem und axialem Kodieren statt, mit einer immer stärkeren Fokussierung auf, sowie Ausarbeitung von, einzelnen Kategorien. Ziel ist die Differenzierung ausgewählter Aspekte des Untersuchungsphänomens.

In einem weiteren Schritt kommt man zum so genannten selektiven oder auch theoretischen Kodieren. Hierbei sollen die ermittelten Kategorien zu einem Modell integriert werden. Es werden so genannte ‚Core-Kategorien‘, die „Herzstücke“ der zu bildenden Theorie, ermittelt. Das Vorgehen beim selektiven Kodieren ist ähnlich dem des axialen Kodierens, allerdings auf einer abstrakteren Ebene. Durch systematisches In-Beziehung-Setzen der Kernkategorie mit anderen Kategorien und das Auffüllen von Kategorien, die einer weiteren Verfeinerung und Entwicklung bedürfen, werden diese Beziehungen validiert. Strauss vergleicht das so entstehende Modell mit einer Sonne, die in systematisch geordneten Beziehungen zu ihren Planeten steht, wobei die jeweilige ‚Core-Kategorie‘ im Zentrum steht. Mehrere dieser „Sonnensysteme“ können systematisch nebeneinander stehen und somit im Ergebnis eine „analytische Version der Geschichte“ (vgl. Strauss 1994) erzählen.

Bei der entstehenden Theorie soll ein möglichst großes Ausmaß an Variation berücksichtigt werden, wohl wissend, dass derartige Analyseergebnisse in die entgegengesetzte Richtung hin kritisiert werden können. Die Kunst des Forschers besteht darin, durch Interpretation des Datenmaterials den goldenen Mittelweg zwischen Ordnung auf der einen und Variation auf der anderen Seite, zu gehen und somit ein Gleichgewicht zwischen Dichte und Variation herzustellen. Die entstehenden Theorien sind nach Strauss dann nützlich, wenn sie nicht nur Daten abbilden, sondern diesen eine Gestalt geben, Beziehungen stiften, hin zu neuen Einsichten führen und neue Fragen und Probleme entdecken. (vgl. hierzu Strauss 1994)

In der vorliegenden Arbeit wurden dann spezifische Aspekte der Projektanalysen speziell auf meine Fragestellung hin weiter vertieft. Dazu habe ich den besonderen Schwerpunkt auf das Leben VOR der Wohnungslosigkeit gelegt um

in der weiteren Analyse das Thema dieser Arbeit – den EINSTIEG in die Wohnungslosigkeit – besser herausarbeiten zu können.

6 Das Leben vor der Wohnungslosigkeit

Um den Beginn der Wohnungslosigkeit und somit den Einstieg in die Wohnungslosigkeit verstehen zu können, ist ein Blick zurück, auf das Leben vor der WOHNUNGSLOSIGKEIT, notwendig. In nur wenigen Fällen stellt der Lebensverlauf von später Wohnungslosen von Beginn an einen klassischen Abwärtsverlauf – im Sinne eines deterministischen Karrieremodells – dar. Zu nennen sind hier in einem Fall eine Heimkarriere von frühester Kindheit an und die Flucht aus dem Heim auf die Straße als Jugendlicher oder eine schon als Jugendlicher beginnende ‚nichtsesshafte‘ Karriere als Landarbeiter und Wanderer. Ansonsten liegen vorrangig ‚normalisierte‘ Lebensverläufe – bis zum Einstieg – vor: der Aufbau einer bürgerlichen Existenz mit teilweise ehrgeiziger Berufsaufbauphase und Familiengründung. In den Interviewerzählungen schwingt jedoch oft das ‚Anbahnen der Krise‘ mit. So werden in der Retrospektive zum Teil die Anfänge einer Ehekrise, eines beruflichen Abstiegs, einer Alkoholproblematik als Beispiele für potentielle Einflussfaktoren genannt, die den Verlauf ab einem bestimmten Zeitpunkt begleiten und den Einstieg potentiell begünstigen und teilweise vom Befragten als ‚persönliche Schlüsselstelle‘ verortet werden.

Wohnungslosigkeit kann nicht statisch und losgelöst aus dem Kontext des Lebensverlaufs untersucht werden. Die Wohnungslosigkeit ist demnach nur eine Phase des Karriereverlaufs und der Weg dorthin kann sehr unterschiedlich verlaufen. Als theoretischen Hintergrund bediene ich mich, wie oben erläutert, des kontingenten Karrieremodells.

Aus unseren Daten werde ich exemplarisch einige Lebensverläufe von später Wohnungslosen bis zum Beginn ihrer Wohnungslosigkeit darstellen. Es werden also keine Wohnungslosenkarrerien im eigentlichen Sinne dargestellt, sondern Lebensverläufe von später Wohnungslosen unter dem Aspekt der subjektiven Auslöser bzw. Gründe für die spätere Wohnungslosigkeit. Die Beispiele aus dem Datenmaterial wurden so ausgewählt, dass sie die verschiedenen Aspekte des später folgenden Einstiegs und unterschiedliche „Auslöser“ berücksichtigen. Wichtig ist hierbei, dass die Einteilung sozusagen von den Befragten

selbst vorgenommen wurde, da ich die subjektiven Gründe für den jeweiligen Verlauf als maßgeblich betrachte.

Es handelt sich also nicht um Idealtypen oder ähnliches⁵⁰, es geht hierbei lediglich darum herauszuarbeiten, wie die Betroffenen selbst ihre Karrieren in der Retrospektive einschätzen und wann bzw. wo in ihrem Lebensverlauf sie ihre persönliche Schlüsselstelle für eine spätere Wohnungslosigkeit sehen.

An dieser Vorgehensweise erkennt man schon, dass es nicht möglich ist, eine einfache Ursache-Wirkung-Beziehung im Sinne von „Auslöser → Wohnungslosigkeit“⁵¹ festzulegen, denn es hängt von jeweiligen Einzelnen ab, wie er mit bestimmten kritischen Ereignissen in seinem Leben umgeht und welche individuellen Folgen sich daraus ergeben. Ich nenne dieses Ereignis in meiner Untersuchung jeweils persönliche Schlüsselstelle. Die jeweilige Zuordnung erfolgt also aus der subjektiven Realität der Betroffenen. Ein Ereignis konnte als persönliche Schlüsselstelle herausgearbeitet werden, wenn diesem durch den Betroffene direkt oder indirekt die „Schuld“ an seiner späteren Wohnungslosigkeit gegeben wurde. So kann z. B. die Trennung von der Ehefrau die persönliche Schlüsselstelle sein, aber nicht im direkten temporären Zusammenhang mit dem Einstieg in die Wohnungslosigkeit stehen.

Wie ich nunmehr zeigen werde, folgen Wohnungslosigkeitskarrieren nur selten den gängigen Klischees der Abwärtsspirale. So findet man bei einem überraschend großen Teil der Untersuchten vor der Wohnungslosigkeit einen weitgehend so genannten „normalen“ Lebensverlauf. Darunter ist zu verstehen, dass diese Karrieren gekennzeichnet sind durch so genannte „normale“ Phasen mit Ausbildungs- und Berufsaufbau und dem Aufbau einer „Bürgerlichen Existenz“ mit Heirat und Familiengründung. Die Befragten haben hart gearbeitet, um ihre Familien zu ernähren und beruflich auf der sicheren Seite zu bleiben oder sogar aufzusteigen. Eine spätere Wohnungslosigkeit ist a priori nicht zu erwarten und durch eine für den Betroffenen überraschenden Schicksalsschlag ausgelöst. Als Beispiel möchte ich im Folgenden den Lebensverlauf von Erich B. beschreiben.

⁵⁰ Dennoch bilden die vorgestellten Karrieren die Bandbreite der in der Untersuchung vorgefundenen Karrieren ab.

⁵¹ In diesem Zusammenhang kommt dann das oben beschriebene Coping zum tragen. Das Zusammenwirken von Situation und Coping wird dann im folgenden Kapitel thematisiert.

6.1 Beispiel A: (Erich B.)

Erich B. ist zum Interviewzeitpunkt ca. 60 Jahre alt. Er wurde in Rheinland-Pfalz, in der Nähe von Oggersheim geboren. Seine Eltern hatten einen Bauernhof. Allerdings verstarb der Vater in Kriegsgefangenschaft. Erich B. berichtet daher von einer nicht leichten Kindheit, da er und seine zwei Brüder schon früh im elterlichen Betrieb mitarbeiten müssen und der Hof nicht viel erwirtschaftete.

In der Volksschule ist er Klassenbesten und geht dann zunächst aufs Realgymnasium, muss dann aber vom Gymnasium runter, weil seine Mutter kein Geld mehr für Bücher, Schulgeld, Fahrtkosten usw. aufbringen kann. Zudem lassen seine Leistungen nach, da er neben der Schule sehr viel arbeiten muss. Deshalb wechselt er auf eine Handelsschule, die er mit der Mittleren Reife abschließt. Weiterhin arbeitet er nebenbei auf dem Bau.

„... Und ich hab natürlich die größten Schwierigkeiten gehabt, ich kanns Ihnen a sagen, äh, ja, damals hat des Schulgeld no gekostet 25 Mark und wir ham insgesamt a Rente ghabt, ich hab noch 2 Geschwister, insgesamt a Rente ghabt für die ganze Familie damals von 130 Mark. Und des allein schon 25 Mark, äh, für Schulgebühr abgegangen, ohne die Fahrt und ohne die Bücher, was ich alles gebraucht hab. Und aus der Landwirtschaft konnt ma net viel erwirtschaften, wie mal die Kriegsgefangene drauß war, verstehn Sie, da waren mir ganz allein, ham des Vieh und alles mögliche da müsse mache und ich natürlich unheimlich in der Landwirtschaft angespannt, verstehn se, ohne, dass ich Bücher ghabt hab, äh, ich bin abends vor acht Uhr nicht zu meine Aufgaben gekommen. Ich bin natürlich heimkomme, sofort ins Feld und so weiter und so fort. (schnieft). Und dann hab ich trotz dass ich so gscheit war, hab ich unheimlich, ich bin in die Schule eingeschlafen und alles mögliche gell. Und dann hat zu mir die Studienrätin zu mir gsagt: Ja, was bist denn jetzt, bist Bauer oder willst irgendwas lernen? Die ham kein Verständnis für mi ghabt, wenn jemand damit net konfrontiert is und ma weiß es net, gell. Bauern haben bei uns nix zu suchen und so weiter.“ (Erich B.)

Er macht eine Lehre als Baukaufmann und kann nach drei Jahren Berufstätigkeit sogar eine „Führungsposition“ als kaufmännischer Leiter in einer großen Baufirma in Mannheim übernehmen.

„Und wollt was werde und so weiter und so fort. Und ich war schon ganz jung, äh, hab ich schon Führ-, Führungsposition daheim übernommen. Ich bin-, ich war in der Firma drei Jahr drinnen, da war ich schon gleich kaufmännischer Leiter dann und so weiter. Hab die anderen überflügelt und alles mögliche. (schnieft). Und hab mich umgekehrt dann auch als Chef 100 %-ig bewährt. Ich war in a große Baufirma drinnen.“ (Erich B.)

Als er sich gut etabliert hatte und beruflich und finanziell auf sicheren Füßen steht, heiratet er und führt, wie er immer wieder betont, eine gute Ehe.

„Ja und dann hab ich geheiratet und ... hab dann, äh, a Auto ghabt inzwischen schon, gell, ich konnt mei ganze Möbel und alles bezahlen, bin also nicht in die Ehe gangen mit irgendwelche Schulde und hab sehr gut Geld verdient, weil ich in einer Führungsposition drinne war und so weiter und so fort.“ (Erich B.)

Aus dieser Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen, die er sehr geliebt hat und denen er eine bessere Kindheit ermöglichen wollte, als er sie gehabt hatte.

„Ja, und dann, mir is ziemlich sehr gut gangen und wie ich gheirat hab, ähm, hab ich mir gsagt, meine Kinder geht des net so und so weiter und so fort, mit dem, und hin und her, was ich für a scheiß Jugend ghabt hab und so weiter. Des war noch viel da, von meine Altersangehörige genauso, die ham mir gsagt, so schlecht wie's mir ghabt ham, soll's die Jugend nimmer habn, und so gell. Und ma hat die Kinder schon a bissel angefasst und so weiter und so fort, gell. Mit Schlagen, ich hab meine Kinder zum Beispiel nie gschlagen oder egal was. Hab ich ganz anders gemacht.“ (Erich B.)

In den Jahren 1973/74 kommt es zu einer Krise in der Bauwirtschaft, in Folge dessen er, auf Anraten des Schwiegervaters, einen Gaststättenkiosk übernimmt, den er zusammen mit seiner Frau zu einem gut gehenden Geschäft mit Angestellten ausbaut. Seine Frau macht zunächst die Buchführung und den Einkauf, bis die Kinder in die Schule kommen. Die Kinder waren ca. 6 und 7 Jahre alt und gingen in die Volksschule, als die Ehefrau anfängt ihn mit dem Laden und der vielen Arbeit im Stich zu lassen.

„Ich hab Tag und Nacht in dem Ding drinn gstanden. Und mei Frau und die Kinder, die waren damals so sechs und sieben Jahr alt, sind also frisch in der Volksschule gewesen und so weiter, gell, die konnt, die hat natürlich nit kenne

so eingreife und so weiter und so fort, äh, wie des normal notwendig war, ich war also praktisch ganz allein mit Angestellte.“ (Erich B.)

„Ich war so dings stehend K.O. und da hat mich meine Frau immer mehr im Stich gelassen, nä. Plötzlich, und dann hing der,... plötzlich. Und so weiter, immer mehr im Stich gelassen, bis ich eigentlich immer ganz allein dagestanden bin. Und meine Frau ist bloß no kommen, ums Geld zu holen, gell.“ (Erich B.)

Offensichtlich völlig im „Hamsterrad“ gefangen bemerkt Erich B. nicht die ersten Anzeichen einer Ehekrise.

„...gute Ehe geführt, alles mögliche, des hat sexuell geklappt und auch so, hin und her. ... Na war ich zwölf Jahr verheiratet.“ (Erich B.)

Während seine Ehefrau im Urlaub ist, wird ihm, aus seiner Sicht völlig überraschend, die Scheidungsklage zugestellt.

„Und plötzlich ... ohne heiteren Himmel, ich hab von gar nix gewusst, hin und her, gell, krieg ich vom Gericht a Schreiben. Ich krieg a Schreiben, ich bin net vorbestraft und hab nix, gell. Was is denn des? Und hab grad in der Küche gstanden, wie der Postbote kommen is, ich hab des als net aufgemacht, ich hab gedacht ah ja, wenn nachher a bissel mehr Ruh is, machste des auf, gell. Ich mach des auf, Scheidungsklage, ich bin bald aus alle Hose g'fallen, gell. Verstehn Sie, ich war vollkommen überrascht.“ (Erich B.)

Erich B. versucht noch um seine Frau zu kämpfen, bittet seine Schwiegereltern, seine Mutter sowie die Taufpatin seiner Ehefrau um Hilfe.

„... Ja, ich kann so net mit Dir reden, und des und jenes, gell und da ham ma dann einen Termin ausgemacht, (...), wo ich die Gaststätte zughabt hab, hab noch drei, vier Tag gewartet, dann sind die Schwiegereltern dazugekommen und ihr Taufpatin, (...), also mei Mutter, (...). Verhandelt, verhandelt, verhandelt, nix, und so weiter, warum, weshalb. Ja, ich bin noch jung, ich will noch lebe. Ja, und ich hab an Millionär kennen gelernt und des und jenes und da kann ich in Urlaub fahren und da krieg ich an Bungalow gebaut und des und jenes.“ (Erich B.)

Seine Bemühungen laufen ins Leere. Seine Frau trennt sich, nicht ohne vorher noch die gemeinsamen Konten abzuräumen. Sie verschwindet zunächst alleine

und lässt Erich B. die Kinder zurück, bis sie diese dann 1975 auch plötzlich einfach aus der Schule abholt.

„Is aber vorher hingangen und hat die ganzen Konten abgehoben ghabt. Des hab ich alles net gewusst, gell. (lacht) Und, ich hab plötzlich, ich, ich, ich fass es mal a bissel kurz, plötzlich war mei Frau verschwunden, vor der Scheidung, gell, und die Kinder ham bei mir no gesessen, gell, ich hab die Kinder noch da gehabt. Urplötzlich waren von der Schul die Kinder weggeholt. Ich hab weder gewusst-, meine Eltern, meine Schwiegereltern, mein Bruder ist bei der Polizei, wir haben alles versucht und haben nicht rauskriegt, wo die mit die Kinder is.“ (Erich B.)

Dass er dann auf einmal völlig alleine zurückgelassen ist „bricht ihm das Genick“. Es kommt zu einer völlig unüberlegten Kurzschlusshandlung, infolge deren er seinen Laden schließt, seine Sachen packt und eigentlich ohne Ziel nach München fährt. Von da an lebt er auf der Straße und ist wohnungslos.

„... und wie ich vor allem ganz allein zu Hause war, und hab die Kinder nicht um mich rum ghabt und alles mögliche, dann hab ich durchgedreht. Verstehn Sie, ich hab alles, die ganze Wohnung, hab meine Habseligkeiten zusammengepackt, gell, und des Geld, was i ghabt noch hab, gell, hab den ganzen Laden, hab plötzlich zu gemacht, hab geschrieben: Aus betrieblichem Gründe Betriebsferien bis soundsolang geschlossen, gell und bin nach München gefahren. Wie mir des München eingefallen is, kann ich Ihnen auch net sagen, gell. Bin ich-, hab alles stehen und liegen lasse, gell, bin nach München, bin natürlich nach München kommen und hab i kei Wohnung genommen, bin auf der Straße ghockt, verstehn Sie.“ (Erich B.)

Für Erich B. ist die Entwicklung seiner Lebensgeschichte absolut überraschend und unvorhersehbar eingetreten. Sein Leben entsprach bis zu dem Zeitpunkt, als er die Scheidungsklage in den Händen hält, seiner – und weitestgehend auch den üblichen gesellschaftlichen – Vorstellungen von einem „normalen“ Leben.

6.2 *Beispiel B: (Egons S.)*

Der Lebensverlauf von Erich B. ist kein Einzelfall, er steht exemplarisch für viele von uns untersuchte Karrieren. In vielen anderen Fällen stellt sich das Leben vor der Wohnungslosigkeit ganz ähnlich wie beschrieben dar, allerdings mit dem Unterschied, dass die erlebte Krise bzw. das kritische Lebensereignis nicht zu einer so schnellen und abrupten Wohnungslosigkeit führt. Vielmehr wird dieser Moment sozusagen als der Anfang vom Ende gewertet und als solcher auch als persönliche Schlüsselstelle im Lebensverlauf beschrieben. Wir finden dann in den Interviewerzählungen Hinweise über ein ‚Anbahnen der Krise‘. So werden in der Retrospektive zum Teil die Anfänge einer Ehekrise, eines beruflichen Abstiegs, einer Alkoholproblematik als Beispiele für potentielle Einflussfaktoren genannt, die den Verlauf ab einem bestimmten Zeitpunkt begleiten und den Einstieg begünstigen und vom Befragten als persönliche Schlüsselstellen für den späteren Verlauf ihres Lebens verortet werden. Dies wird ganz deutlich am Beispiel von Egon S.:

Egon S. ist im April 1941 zwischen Grafenwöhr und Zollgast in einem Bunker geboren, ist also zum Interviewzeitpunkt 56 Jahre alt. Er macht in Amberg eine Lehre als Bäcker und Konditor. Sein Beruf hat ihm aber von Anfang an nicht gefallen, auch wenn er den Worten seines Vaters Glauben schenkt, der meinte, dass eine abgeschlossene Berufsausbildung für das ganze Leben wichtig sei.

Er geht nach Stuttgart und arbeitet noch ein halbes Jahr als Bäcker. Seinen Beruf gibt er danach auf und schult zum Einzelhandelskaufmann um. Ein Bekannter von Egon S. hat in Stuttgart ein paar Geschäfte, wo er als Kaufmann arbeiten kann. Bei diesem Bekannten kann er auch wohnen.

Bald bietet sich Egon S. die Gelegenheit einen kleinen, vernachlässigten Betrieb mit zwei Angestellten von einem alten Mann für 40 000 DM und eine „Leibrente“ zu übernehmen. Daraufhin schult er wieder um, geht dazu für zwei Jahre nach Fellbach und danach auf die Meisterschule, wo er seinen Meister als Sanitär-, Gas-, Wasserinstallateur und Bauspengler macht. Somit ist er in der Lage sich selbständig zu machen.

„Und äh also als Kaufmann und dann hat mir a älterer Herr, der wollte aufgeben aufgrund des Alters, hat mir günstig angeboten seinen Betrieb, des war

damals a alter, etwas vernachlässigter Betrieb, ein kleiner, mit zwei Mann, hat er ghabt. Und 40.000 Mark, die hatt ich damals grad, hat ers mir angeboten und gegen eine Leibrente. (...) Ja, und ich hab dann angenommen, hab dann umgeschult, war dann in Felbach, hab dann dort äh in Felbach gelernt und zwei Jahr später bin ich auf die Meisterschule (...) und hab n Meister gmacht (...) Seit... äh für Sanitär, Heiz äh für Sanitär, Gas Wasser (...) und Bauspengler. Dann war ich selbständig...“ (Egon S.)

Egon S. hat in vielen großen Firmen gute Aufträge, baut seinen Betrieb aus und hat schließlich 22 Angestellte.

„Da hab i, da hab i da mei ganzes Geld beim Kauf von dem Betrieb da neigsteckt, des der hat damals zwei, drei Leute ghabt, ich hab dann 22 ghabt. Ich war überall drin, bei der Stadt Stuttgart, beim Daimler-Benz, V. Vasen, Lackfabrik Sch., Lederfabrik R., überall war i drin.“ (Egon S.)

In der Zwischenzeit hat er auch geheiratet und bekommt zwei Kinder. Neben der Arbeit in seinem Betrieb renoviert Egon S. noch ein Fachwerkhaus für seine Familie, kauft zwei Wohnungen und einen Schuppen.

„Die Wohnung hab ich auch kauft, die nebendran auch (...) Des is a Einliegerwohnung, des ghört jetzt alles ihr (...) Und dann S.straße ghört ihr jetzt, weil ich habs ihr ja überschrieben, und die W.straße, des, was ich da dazugkauf hab von der Metzgerei F. Hab ich auch sehr viel zahlt, aber ich wollts unbedingt, weils gleich angrenzende war. Und da warn so Schuppen, Lagerschuppen und zwar alte drin, aber da hab ich mir dann Regale gebaut und hab mir das Material gstaut. Und dann Einfriedung gmacht, Zaun alles selber von der Firma aus na ja...“ (Egon S.)

Während Egon S. sein Geschäft und sein Haus aufbaut, vernachlässigt er seine Frau. Er trinkt lieber noch ein Viertele mit seinen Kunden, als mit seiner Frau zum Tanzen zu gehen.

„Die wollt alles haben. Aber ich mein, ich hab auch mein Fehler gmacht (...) Sie hat öfters zu mir gsagt, wir kommen nicht mehr zum Tanzen. Dann hab ich gsagt, entweder ich bau mein Betrieb auf, weiter aus oder aber wir gehen zum Tanzen. Ich mein, war auch a blöde Antwort. So viel Zeit hätte man immer ghabt. (...) Und da hab ich dann auch scho (...) manchmal etwas zu viel getrunken, weil wenn man bei der Kundschaft a Küche oder Bad besprochen hat, und in Stuttgart trinkt man ja Wein, hat man halt auch eins, zwei Gläser

trunken (...) Dann, und zu Haus dann auch noch, wenn man dann heimkommen is abends um achte.“ (Egon S.)

Seine Versäumnisse und die Anzeichen für eine Ehekrise, die seine Frau ausendete, wollte er nicht wahrhaben, gesteht sie sich im Rückblick aber ein. So erzählt er zunächst, dass sich seine Frau 1984 überraschenderweise von ihm scheiden ließ. Unglücklicherweise für ihn hatte er seiner Frau die Liegenschaften Ende 1983 überschrieben gehabt, aus Sicherheitsgründen, da die Motorradfirma Kreidler Konkurs machte, die wohl zu seinen Kunden zählte.

„... Und ich hatte ihr die Liegenschaften überschrieben. Aus Sicherheitsgründen, weil damals machte der Kreidler Konkurs, die Firma Kreidler, is so a riesen Motorradfabrik gwesen und äh, Sie kennen doch die Mopeds da, ne ja, und äh da hab ich 50.000 Mark grad noch kriegt, aber auch nur weil ich den Chefbuchhalter gut kannte, die anderen hams auch nimmer kriegt und dann machte noch mal ne Firma Konkurs, des warn dann 10.000 Mark, die hab ich nimmer kriegt. Und dann hab ich mir überlegt, an a Scheidung hab ich nie gedacht, überschreibst es, des war dann 83, über..., äh Ende 83, überschreibst es deiner Frau, zur Sicherung von der Familie, die Liegenschaften. Weil ich konnt ja des Gschäft ihr nicht überschreiben, weil ich ja Einzelbetrieb war, keine GmbH oder sonstwie. Na ja, auf jeden Fall hab ich dann des ihr überschrieben, drei Monate später kam die Scheidungsklage, ohne Gründe, ohne alles.“ (Egon S.)

Nach der Scheidung fährt Egon S. erst mal für 14 Tage mit einem befreundeten Polizisten nach Oberstdorf. Danach weiter nach München, wo er „mal da, mal dort“ arbeitet.

„Da bin erstamal 14 Tage nach Oberstdorf, da hat mich a befreundeter Polizeibeamter nuntergafahrn, weil des Auto Unfall ghabt, des Auto kaputt, a schöner 280er SE, Daimler. Und äh, na ja, auf jeden Fall war ich dann 14 Tage in Oberstdorf und dann bin ich nach München. Und dann hab ich halt da und dort gearbeitet.“ (Egon S.)

Offensichtlich trinkt er in dieser Zeit ziemlich viel, da ihm bei seinen Gelegenheitsjobs meistens nahe gelegt wird „aus Gründen des Alkoholmissbrauchs“ zu gehen. Dafür hat Egon S. als ehemaliger Unternehmer Verständnis.

„Und dann hab ich halt da und dort gearbeitet und meistens wurd ich aus Gründen des (...) Alkoholmissbrauches nahe gelegt, zu kündigen. Und dann bin ich freiwillig gegangen, weil es äh, da wird man nicht rausgeschmissen als Meister, da legt mans ihm nahe, (...) ne. Und des versteht man dann auch, weil ich hätt ja auch keinen eingestellt.“ (Egon S.)

Es fängt ein beruflicher Abstieg an, er bekommt immer niedrigere Jobs, die er auch annimmt, da er auf Grund seiner vorherigen Selbständigkeit vom Arbeitsamt keine Unterstützung bekommt.

„... Und dann äh hab ich mich halt so durchgwurschtelt. Vom Arbeitsamt bekam ich nichts, weil ich selbständig war, dann bin ich nach Bremen gegangen. Und in Bremen hab ich dann 2 3/4 Jahr gearbeitet (...) des war jetzt vor zwei Jahr, drei Jahr, äh 2 3/4 Jahr gearbeitet.“ (Egon S.)

Er zieht nach Bremen um, wo er 2 3/4 Jahre bei einem Arbeiterverleih arbeitet. Nachdem er Anfangs in einem Männerwohnheim wohnt, scheint er bald eine eigene Wohnung gefunden zu haben. Sein beruflicher und persönlicher Abstieg schreitet dennoch weiter voran und findet seinen Höhepunkt darin, dass er krank wird und dadurch seinen letzten Job bei der Verleihfirma verliert.

„Und dann bin ich krank geworden, hab ich Wasser in die Beine kriegt, äh, des ging da drüben über Arbeiterverleihfirma (...) und die sind auch ziemlich rigoros, gell, also äh ich hab dann dene Krankmeldung geben, hab ich gsagt, ich kann ned, Sie sehen ja. Ich hab nimmer aufm Gerüst stehen können. Dann hab ich, ich hab auch zu wenig rote Blutkörperchen, ich hab ja nur noch die Hälfte ghabt damals. Jetzt hats sich wieder bissl erholt, geht aber wahrscheinlich auch wieder zurück und dann die Beine dazu. Und dann hat ich Darmbluten, dann musste ich halt operiert werden. Na war ich in Bremen im Krankenhaus, Rechts der Weser, und äh da war ich dann vier Wochen im Krankenhaus, ne. Und äh, dann bin ich dann kommen, dann hat er gsagt, ja, für Sie hab ich keine Arbeit mehr. Dann bin ich wieder nach München her.“ (Egon S.)

Egon S. geht nun wieder nach München, wo er meist „rumgammelt“ (Egon S.) und einige Jobs von der Jobbörse annimmt. Hier beginnt dann seine eigentliche Wohnungslosigkeit. Er wohnt im Männerwohnheim an der Pilgersheimerstraße, bezieht zunächst Arbeitslosengeld, dann Arbeitslosenhilfe und arbeitet nebenher schwarz.

Das Beispiel von Egon S. zeigt ganz deutlich, dass die Scheidung von seiner Frau als entscheidendes kritisches Lebensereignis anzusehen ist und auch von ihm als persönliche Schnittstelle gewertet wird, aber nicht unmittelbar als Auslöser für seine Wohnungslosigkeit gesehen werden kann. Er hat sich nach dieser Schnittstelle noch einige Jahre einigermaßen über Wasser gehalten.

6.3 Beispiel C: (Lothar G.)

Ein ähnlicher Verlauf zeigt sich bei Lothar G., wenn auch mit dem gravierenden Unterschied, dass die beschriebene instabile Phase sehr viel früher beginnt und seine persönliche Schlüsselstelle in seiner psychischen Labilität auf Grund einer gestörten Vater-Sohn-Beziehung liegt. Das interessante an diesem Verlauf ist, dass bereits sehr früh Ausbruchstendenzen in seiner Karriere auszumachen sind, er aber dennoch zunächst den Aufbau einer bürgerlichen Existenz erkennen lässt.

Lothar G. ist zum Interviewzeitpunkt ca. 30 Jahre alt. Er ist in München geboren und aufgewachsen und hat hier den qualifizierten Hauptschulabschluss gemacht. Anschließend hat er eine Lehre zum Elektroinstallateur abgeschlossen und eine Schlosserlehre begonnen, die er jedoch nicht abgeschlossen hat. Bis zu seinem 20. Lebensjahr kann man auch bei Lothar G. von einem so genannten „normalen“ Lebensverlauf (Familie, Lehre, Arbeit, eigene Wohnung...) sprechen. Er lebt bis er 18 Jahre alt ist bei seinen Eltern in München und zieht dann nach seiner Lehre als Elektroinstallateur in eine eigene Wohnung ebenfalls in München. Nach zwei Jahren beginnt sein unstetes Leben.

„I: Also, du hast n halbes Jahr die Wohnung gehabt und auch als Elektroinstallateur gearbeitet. Und dann nach dem halben Jahr, wie ist es dann dazu gekommen, dass du die Wohnung nicht mehr gehabt hast?

B: Ja, des ist richtig, ja (..) eh, also, ich hab Probleme ghabt, also uferlose Probleme, ja, also, des ist irgendwie so, wie wennst dich ... also, wie soll man des erklären? Wie wenn man (...) wie wenn man sich in einem Wald befindet mit hunderttausend Leuten und man weiß nicht was man machen soll, ha, also so.“ (Lothar G.)

In der folgenden Zeit hatte er eigentlich immer eine Wohnung und hat auch immer gearbeitet, wenn auch bei unterschiedlichen Arbeitgebern; es war immer ein Wechsel zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit.

„Entweder hab i selber gekündigt, oder mir ist gekündigt worden, immer des gleiche Spiel. Ja, des ist dann immer so tröpfchenweise dahingegangen (...) Arbeit, nicht Arbeit oder arbeitslos wieder Arbeit und so Ausstellung, Einstellung...

I: Also du hast dann praktisch meistens ne Wohnung ghabt..

B: ja

I: Also auch so wenn du sagst, nach dem halben Jahr war Schluss mit der Wohnung, hattest du dann sofort wieder ne neue, oder

B: Des hab i immer wieder gschaft, ja, komischerweise, ja. Also i hab immer a Wohnung und immer Arbeit ghabt, also i war immer fleißig a in der Arbeit, aber irgendwas ist immer passiert bei mir (...)“ (Lothar G.)

Lothar G. hat seit seiner Kindheit massive Probleme mit seinen Eltern, besonders mit seinem Vater. Bereits im Alter von 13 oder 14 Jahren beginnen seine Alkoholprobleme.

„... Dann hab i plötzlich gmerkt, dass i Alkoholprobleme hab. (...) des war eigentlich schon vorher, des war scho seit meinem 15. oder 16. Lebensjahr was des, da war des scho, scho der Fall, ja (...) das i des gmerkt hab. I habs nicht gmerkt, sagma so. Es war einfach total daneben war des bei mir. Von Anfang an ... schon von der, von der Jugendzeit an, ja (...) 13, 14“ (Lothar G.)

Der Bruch war ungefähr, als Lothar G. 13 oder 14 Jahre alt war, aber den Beginn des problematischen Verhältnisses zu seinem Vater datiert er bereits auf seine Grundschulzeit. Er sieht die Ursachen seiner Probleme vor allem darin, dass seine Familie – und ganz besonders der Vater – immer Erwartungen und Ansprüche an ihn gestellt haben, die zu hoch waren.

„Des geht in Wahnsinn rein ja, des kann ich gar nicht leisten“ (Lothar G.)

Verständnis und Gespräche gab es so gut wie nie, dafür erhielt Lothar G. ständig Schuldzuweisungen.

„...also des is..., Zuckerbrot und Peitsche im Prinzip so..., also wenn Du des machst kriegst Du des, und wenn Du des nicht machst, kriegst Du gar nichts

oder so auf dem Prinzip ja..., und ich hab des jahrelang mitgespielt oder nicht oder auch nicht, des is halt immer wieder schief gegangen,... von der Familie..., es fehlt jegliches Verständnis, jegliche Grundlage auf ein Gespräch oder Diskussion...“ (Lothar G.)

Er hat heute noch einen enormen Hass auf seinen Vater und träumt oft davon seinen Rachegefühle gegenüber seinem Vater Luft zu machen.

„..., und ich laß mich nicht mehr niedermachen, des geht einfach nicht mehr..., und na ja, jetz hams halt einen Sohn, einen einzigen Sohn hams und der is eben schiefgelaufen, mit dem müssens halt, des is eben meine Strafe dafür, dass sie sich damit abfinden müssen, dass ihr Sohn eben schiefgelaufen is, ja.....,aber sonst..., ich hab mich nie gerächt oder was..., ich denk oft sehr viel an Rache, ja, aber des is immer so ein hin und her- Spiel Mutter Vater, ja und, da nimm i immer wieder davon Abstand, ja..., also was mir, was mir zum Beispiel so gefallen würde an Rachegedanken, mein Vater liebt seine Büsche und seine Bäume und dann den Garten, ich möcht zu gern bei dem übern Zaun steigen und seine ganzen Büsche und und Bäume umsägen.“ (Lothar G.)

Seine erste Straftat ist ein Bankraub, den er bereits mit 20 Jahren begeht.

„...mit 20 war des, ja (...) und den hab ich dann versoffen den Bankraub, ja, und a Jahr später habens mich dann festgenommen, weil ich nicht mehr konnte, hab, bin also selber zur Polizei und hab mi gstellt und dann hab i drei Jahre bekommen, dann hab i 18 Monate abgessen“ (Lothar G.).

Nach dem Bankraub befindet er sich auf der Flucht vor der Polizei und schläft daher nicht mehr in seiner Wohnung. Er lebt wohl zu dieser Zeit weitgehend auf der Straße, hier beginnt also eigentlich seine erste Wohnungslosigkeit. Allerdings berichtet Lothar G., dass er auch schon zu der Zeit, in der er seine erste Wohnung hatte, häufiger auf der Straße übernachtet hat:

„...ich hab ja immer so a Tendenz ghabt, dass ich immer so auf Platte machen wollte, des war scho immer bei mir so vorhanden, ... also ich hab mit Wohnung auch schon mal öfters draußen gschlafen und so, des war scho immer bei mir so vorhanden (...) Ich hab oft lieber vor der eigenen Haustüre gschlafen, als wie i eben neigegangen bin. (...) Des ist einfach, des nennt man eine dissoziale Tendenz.“ (Lothar G.)

Da er zu diesem Zeitpunkt einen festen Wohnsitz hat, spreche ich hier noch nicht von einer Wohnungslosigkeit. Er hält das Leben auf der Flucht nicht lange aus und stellt sich freiwillig der Polizei. Mit 22 Jahren wird er zu 3 Jahren Gefängnis verurteilt, von denen er 18 Monate absitzt. Hier merkte er, dass er Alkoholiker ist und bekommt auch Kontakt zu den Anonymen Alkoholikern. Im Anschluss an seinen Gefängnisaufenthalt machte er etwa ein dreiviertel Jahr lang eine Therapie in Landsberg bzw. Oberstdorf im Allgäu.

Die Zeit im Gefängnis und insbesondere die Zeit in der Therapie gefallen ihm sehr gut.

„...die schönste Zeit meines Lebens, das war uferlos schön war des, ja, Knast und Therapie...“ (Lothar G.)

Als Gründe für diese Bewertung führt er an, dass er sich hier entfalten konnte, endlich Hilfen bekommt, ernst genommen wird und positive Lebenserfahrungen machen konnte.

Nach der Entlassung aus der Therapie konsolidiert Lothar G. sich und baut sich ein neues Leben auf. Er nimmt sich eine Wohnung an einem See und tritt zwei Jobs an, einen als Hardware-Techniker in einer großen Bank und einen als Hausmeister. Er kann relativ schnell seine Schulden aus dem Bankraub in Höhe von 36.000,- DM zurückzahlen und ist 6 Jahre gefestigt. Überraschend kam es aber zu einem psychischen Zusammenbruch infolge dessen er alles „hingeschmissen“ hat. Lothar G. kündigt seine Wohnung und seine Jobs. Er ist so antriebsarm, dass er zu keinerlei Aktivitäten mehr in der Lage ist. Daher stellt er weder einen Arbeitslosengeld- noch einen Sozialhilfeantrag. Er begibt sich zurück nach München und macht dort seit ungefähr Ende 1993 ‚Platte‘. Hier beginnt dann seine seither nicht unterbrochene manifeste Wohnungslosigkeit. Er wohnte zuerst in einem Rohbau, anschließend in einem alten Reisebus.

6.4 Beispiel D: (Horst S.)

Auch wenn zunächst alles daraufhin deutet, dass es sich bei Lothar G. um einen normalisierten Verlauf bis zu seinem Bankraub handelt, wird bei genauerer Betrachtung deutlich, dass seine Probleme schon früh in seiner Kindheit beginnen, jedoch zunächst kompensiert werden.

Der folgende Lebensverlauf dagegen steht sinnbildlich für das Stereotyp der Wohnungslosenkariere, er ist gekennzeichnet durch das, was man gemeinhin als „typisch“ für die Untersuchungsgruppe annehmen möchte: man findet hier Männer die eine schwere Kindheit bzw. Jugend hatten, häufig eine Heimkarriere hinter sich haben und nicht selten auch bereits sehr früh Straffälligkeiten begangen haben und bei denen man von einer nicht-kompensierten Problemkarriere sprechen kann. Ich möchte dies zunächst am Beispiel von Horst S. erläutern:

Horst S. wurde 1953 in München als uneheliches Kind italienischer Gastarbeiter geboren, die ihn zu Pflegeeltern geben, was er allerdings erst nach dem Tod seiner leiblichen Eltern durch das Nachlassgericht erfährt. Er wächst bei seinen Stiefeltern in Giesing auf. Seine frühkindliche Entwicklung beschreibt er ansonsten als normalen Werdegang, mit Kindergarten und Schule. Seine Stiefeltern haben beide gearbeitet.

Horst S. besucht eine Hauptschule, strebt eigentlich das Abitur an, beginnt aber dann doch eine Lehre als Autolackierer, die er nach einer Operation der Nasennebenhöhlen aufgeben muss. Er sattelt daraufhin auf Autospengler um, schließt diese Lehre aber auch nicht ab. Daher beginnt er zu jobben und schlägt sich dann mit Gelegenheitsarbeiten durch.

„Lehre, ja zuerst als Autolackierer mei und dann bin i halt umgesattelt worden auf Autospengler, mach i den Versuch, und naja, des hat dann a net klappt, des hob i net zu Ende gebracht, ohne Brief, naja und dann is des jobben angangen langsam, mal da, mal da, da a Jahr, da zwoa Jahr, da a halberts Jahr.(...) Mal im Lager, mal als Beifahrer, irgendwo, was halt grad am Markt war.“ (Horst S.)

Autos scheinen ihn nicht nur beruflich stark zu interessieren – er hat „Autos geradezu im Blut“.

„Naja, des is halt dann so - wie ma sagt - verstärkt immer größer worden. Weil, wenn ma a Sucht hat, a gewisse - des Autofahren des liegt ma im Blut - ich bin heut beruflich Kraftfahrer...“ (Horst S.)

Dies wird ihm schon bald zum Verhängnis, da er bereits im Alter von vierzehn, fünfzehn Jahren mit Freunden Spritztouren mit geklauten Autos unternimmt. Er rutscht nach und nach mit seiner ‚Gang‘ in eine kriminelle Laufbahn ab.

„... ja mit vierzehn, fünfzehn Jahren hob i schon Spritztouren gmacht, meistens waren die Türen scho so auf, oder die Fenster, gell, naja dann san ma halt die Blasn sagt ma im Bayerischen, die Gang halt, sogt man, umeinanderzockelt, bis die Tanks alle leer waren und hams Auto steh lassen, dann hams uns irgendwann alle erwischt, ja dann geht’s zum Richter.“ (Horst S.)

Dafür bekommt Horst S. auch seine erste Jugendstrafe in Form von verschärftem Wochenendarrest.

„Ja, da hot ma nei müssen, glaub i um Freitag abends bis acht Uhr und wie i auslernt war oder wer in der Arbeit gstanden is, dann is ma am Montag in der Früh um sechs Uhr wieder entlassen worden, damit ma hoit am Montag wieder in d Arbeit gehn ko. Was heißt gesessen? Erziehungsmaßnahme is hoit. Naja, was kann ma da drüber noch sagen? Beschissen sowieso. Wenn dann noch dazu der Jugendknast do is, wo ma aufgewachsen is, in Giesing is des Neudeck - des wern Sie wahrscheinlich kennen -, und die Spezl’n da vorbeigehen und neihorchen: Wie geht’s? Oh, des hältst net aus.“ (Horst S.)

Seine Lehre als Autospengler beendet er jedenfalls nicht und gerät immer mehr auf die schiefe Bahn. Er durchläuft viele Formen der Jugendstrafe – von 2 Tagen angefangen bis zu 4 Wochen für Schaufensterscheiben einschlagen, Zigarettenklaue, Spritztouren und weitere nicht genau beschriebene Straftaten.

„...Ja, genau so, des hat sich dann Dauerarrest geheißt, also 14 Tage lang oder 4 Wochen, des is immer so a Spanne. Nach dem richterlichen Entscheid, da können’s ham 2 Tage oder 8 Tage, eine Woche, 14 Tage, 3 Wochen, 4 Wochen. Und danach fängt halt dann die Jugendstrafe an. Entweder Bewährung – die hob i a durchlaufen, des is alles scho hinter mir.“ (Horst S.)

Seine Straftaten und die damit einhergehenden Arreste treten dann auch immer häufiger und in immer kürzeren Intervallen auf, und führen schließlich dazu, dass er Probleme mit seinem Arbeitgeber bekommt.

„...Na guat, dann hab i mal 2 Tag ghabt, dann 4 Wochen, des is immer so alle drei, vier Wochen kommen und, tja, naja, Berufsmäßig is a bißerl dann daneben raus gegangen, mim Sitzen 14 Tage, der Arbeitgeber sagt auch: Ja, wo warst denn, wo warst zuletzt, was hast gearbeitet, was hast gelernt?“ (Horst S.)

Seine Eltern scheinen ihn aber trotzdem, was materielle Grundbedürfnisse angeht, nicht hängen zu lassen.

„...da war ma dann bei die Eltern, gell, da hat ma Freilauf, Klamotten kriegt, Essen kriegt, des hams uns quasi hinten neigschoben, wahrscheinlich heute is a a so.“ (Horst S.)

Andererseits berichtet er von Messerstichen, die ihm sein Stiefvater zugefügt hat und von Prügelstrafen, wenn ihn mal wieder die Polizei zu Hause abgeliefert hat.

„Da wird man dann von der Polizei rausgeholt, mit da Gruppen, (...) Polizeiwagen hintennach, von Stadtteil zu Stadtteil, heim gekommen, der Stiefvater, bumm, bumm, weil es eigene Kind is ja net, des kann ma schlagen, ja da kriegt man da so seinen gewissen Touch (...) da hab i dann a eigene Ding gehabt, des sind dann de, wie sagt ma da, de Fluchtmomente, wo man dann raus möchte. Des kann man immer haben, wenn der Vater sagt, solange du die Fuß unter..., den alten Spruch, des geht heut an jedem Jugendlichen genauso, wie mir damals, da sind dann die Streitereien angegangen, und später, '76 wars hab i a paar mal a Messer in die Brust kriagt von ihm, blabla weg blabla, i war a Störfaktor.“ (Horst S.)

Als Horst S. 23 Jahre alt ist, verlässt er das Elternhaus, nachdem es immer wieder zu Handgreiflichkeiten zwischen Vater und Sohn gekommen ist und zieht in eine eigene Wohnung.

Seine Strafen werden im Laufe der Zeit immer länger und seine Vergehen immer schlimmer. Die Aufenthalte im Gefängnis scheinen ihm zwar einerseits nicht sonderlich gefallen zu haben, aber er hat sich andererseits wohl daran ge-

wöhnt. Während seiner 3-jährigen Haftstrafe in Stadelheim fängt er eine 18-monatige Schreinerlehre an, die er aber nicht beendet, da er stattdessen beginnt das Abitur nachzumachen.

„Des war do wo i die 18 Monat de Schreinerlehre gmacht hob, aber die hob i ned abgeschlossn, weil dann is de Schui dazwischn kumma...“ (Horst S.)

Nach der Entlassung geht er zum selben Zweck für ein paar Semester auf eine Abendschule.

„Mei, des war a Stückl im Knast und an Rest heraußn.“ (Horst S.)

Horst S. wohnt zunächst für kurze Zeit bei seinen Stiefeltern, zieht dann aber mit seiner alten und neuen Freundin zusammen, die inzwischen wieder geschieden war. Diese hatte er mit 21 Jahren kennen gelernt und war mit ihr insgesamt über einen Zeitraum von 17 Jahre zusammen. Die Beziehung lag brach, während Horst S. eine 3-jährige Haftstrafe in Stadelheim (1977-80) absitzt. In dieser Zeit heiratete seine Freundin einen anderen. Diese Ehe dauerte jedoch nur ein Jahr und Horst S. half seiner Freundin danach bei der Scheidung.

„Na, na na. Do bin i kurzzeitig zu meine Eltern, oiso zu meine Stiefeltern, ja und 81 bin i dann mit der anderen zamzogn. I war mit dera ja scho seit 74 beinander. Und in der Zeit wo i eingesperrt war, wars a Johr lang verheirat mit jemand. Der war, jetzt woas is ja, der war praktisch zeugungsunfähig. Und die Ehe wurde nicht vollzogen, na ja, und bei der Scheidung da von dene zwoa damals, naja, da hob i ihr geholfen, also, gerichtsmäßig, bei Gericht und so.“ (Horst S.)

In der ersten Zeit bekommt er vom Arbeitsamt eine finanzielle Unterstützung um sein Abitur fertig zu machen, verbunden mit der Auflage danach eine festgelegte Zeit versicherungsbeitragspflichtig zu arbeiten. Nach dem bestandenen Abitur arbeitet er fünf Jahre lang bei Bosch im Maschinenbau im Dreischichtbetrieb, also Früh-, Spät- und Nachtschicht.

„... wo i dann raus bin, des ist genau so auf die Entlassung zuaganga. Weil des is dann mim Arbeitsamt von Weilheim ist des dann ganga, des hat 80.000 Mark oder was des kost hat. Da hab i mi verpflichten müssen, des war der Grund warum i da fünf Jahr beim Bosch gearbeitet hab, da musst di verpflichten, das du soundsolang versicherungsbeitragspflichtig beschäftigt bist. Hätt i

des net gemacht, hätt i de 80 Mille voll zahlen müssen. Ja, aber s Arbeitsamt Weilheim hats gemacht, guat, i habs bestanden und ois..." (Horst S.)

Horst S. beginnt intensiv Taek-kwon-do im Verein zu machen. Jedoch scheint ihn der Sport in Verbindung mit Alkohol immer wieder zu Prügeleien zu verleiten. So kommt es z. B. nach der Wiesn, zu einer schweren Schlägerei während der er gleich mehrere Menschen niederschlägt. Er muss dafür und für andere Straftaten einmal 8 Monate, ein andermal 10 Monate ins Gefängnis, wegen Körperverletzung, Raufereien und ähnlichem.

„Na ja, dann san de schlimmeren Sachen anganga. Vorbestraft zwecks Körperverletzung, Raufereien etc., da hamms mi dann verdonnert. Mal 8 Monate, dann ist wieder was gewesen später, dann 10 Monat, dann a Jahr. Ja und dann kann i sagen i war schuldig, des geb i ja zu, weil i hab da schneller geschlagen durch die sportliche Ausbildung. Naja, und des is halt dann immer extremer worden. Und dann bin i eines Tages mal von der Wiesn hoam ganga, da hob i a Freundin ghabt, vom Training ganz heiß, sowieso auf der Wiesn, bloß Limo, weil als Sportler nix, koan Rauch, null, naja, und dann warn da vier Typen, beim Denkmal oben warens dann daglegn.“ (Horst S.)

Nachdem sie 14 Jahre zusammen sind und die Freundin zwei Fehlgeburten hatte, bekommen sie 1989 einen Sohn. Als dieser ca. 3 Jahre alt ist, trennt seine Freundin sich von ihm.

„...17 Jahr war i mit der Frau beinander, der Bua is 6, jetzt warns ja 20 scho, guate drei Jahr simmer auseinander. Nix Obdachlos und so, nix, da war ich Sozialempfänger damals.

I: Da haben sie zusammen gewohnt

B: Ja, sicher. Dann war i überbrückungsmäßig Sozialhilfeempfänger, dann hab i as Arbeitslosengeld rückwirkend kriagt, san sowieso glei zwoa drittel wegganga.“ (Horst S.)

Nach der Trennung von seiner Freundin (ca. 1990/91) zieht er zu seiner Stiefmutter, da diese nach dem Tod ihres Mannes allein war und aufgrund von Alter und Krankheit sowieso pflegebedürftig. Die Freundin bleibt mit dem Sohn, der da dann schon ca. 2 bis 3 Jahre alt gewesen ist, in der gemeinsamen Wohnung. Während dieser Zeit hat er ca. zwei Jahre als Fahrer in einer Spedition gearbeitet.

„Jetzt war i in der elterlichen Wohnung, weil ich ja da dann weg muss, da bleibt dann meistens die Frau beim Kind, des is logisch, wo er hingeht interessiert net, jetzt hab i natürlich die Lösung ghabt, dass i zu meiner Mutter, de war damals allein, weil der Mann gestorbn is, schwerstbehindert, also Rückgratverkrümmung und – Alzheimerische kann man ned sagen, aber in der Richtung – ja, na hab ich sie halt pflegt, nebenher gearbeitet, Möbeltransporte gmacht, naja, da war i da einzige, obwohl da no a paar Stiefbrüder warn, in Amerika drüben zwoa, und so...“ (Horst S.)

Nachdem die Mutter gestorben ist, bleibt Horst S. in der elterlichen Wohnung wohnen, bis seine Speditionsfirma Konkurs macht, und er arbeitslos wird. 1991, da ist Horst S. 38 Jahre alt, kann er die Miete nicht mehr bezahlen und bekommt eine Räumungsklage.

„Naja, na is abganga: Räumungsklage, keine Miete hamma zahlen können, na bin i arbeitslos worden, de hat Bankrott gmacht, de Firma, na stehst auf der Straße. Und mit 38...“ (Horst S.)

Die erste Zeit ist er wohl bei Bekannten untergekommen, dann war er mal für drei Monate in einer Pension. Er versucht er sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser zu halten, muss also morgens früh aufstehen. Das verträgt sich nicht mit seinen Zimmergefährten und es kommt zum Krach, in Folge dessen Horst S. aus der Pension fliegt. Daraufhin schläft Horst S. lieber draußen und macht ‚Platte‘.

Der Lebensverlauf von Horst. S. ist von frühester Jugend an durch Straffälligkeiten, Alkoholmissbrauch und Gewaltbereitschaft geprägt. Auf den ersten oberflächlichen Blick weist er viele kritische Punkte auf, an denen ein Einstieg in die Wohnungslosigkeit möglich gewesen wäre, er aber immer entweder bei seiner Freundin oder seinen Eltern Unterstützung und Hilfe bekommen hat. Zudem finden sich immer wieder Ansätze ein so genanntes normales Leben führen zu wollen, die dann aber immer wieder an den verschiedenen Straftaten scheitern. Interessanterweise sind aus seiner Sicht die Strukturen an seiner momentanen Situation Schuld, da er mit um die 40 Jahren zum alten Eisen gehört und das Arbeitsamt ihm keine Stelle mehr vermittelt. Aus seiner Sicht ist der Auslöser für seine Wohnungslosigkeit der Wohnungsverlust durch Räumungsklage, was wiederum ursächlich in seiner Arbeitslosigkeit und dem Un-

vermögen des Arbeitsamtes ihn zu vermitteln liegt. Als seine persönliche Schlüsselstelle macht er strukturelle Gegebenheiten für seine Situation verantwortlich.

6.5 Beispiel E: (Heinz T.)

Das folgende Beispiel steht symbolisch für Lebensverläufe von Männern, deren Leben vor der Wohnungslosigkeit davon gekennzeichnet ist, dass sie zwar immer oder zumindest fast immer gearbeitet haben, diese Jobs allerdings entweder häufig wechselten oder sich am so genannten untersten Rand der Arbeitswelt bewegten. Das bedeutet zum einen ein unterdurchschnittliches Einkommensniveau, wenig strukturelle Sicherheiten, da hier häufig zwischen sog. Jobs mit Unterkunft in saisonalen Branchen gewechselt wird. Bedingt durch die strukturelle Unsicherheit, welche derartige Job-gebundenen Unterkünfte mit sich bringen, kann man hier von einem „sich bewegen am Rande der Wohnungslosigkeit“ sprechen. Es lässt sich bei diesen Karrieren kaum Tendenzen zur Schaffung von festen oder bleibenden Werten oder persönlichen Strukturen wie Familie oder berufliche Karriere feststellen.

Dies möchte ich zunächst am Beispiel des Lebensverlaufs von Heinz T. verdeutlichen.

Bis zu seinem 15. Lebensjahr wächst Heinz T. (geb. 1941) mit 13 Geschwistern in Niederbayern auf. Als er mit 14 Jahren – während seiner Lehre als Knecht – mit einem Freund zusammen gestohlenen Hopfen verkauft, muss er dafür 3 Wochen in den Jugendarrest. Kurze Zeit nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis „türmt“ er von zu Hause und beginnt, durch Deutschland zu reisen, wobei es ihn nie lange an einem Ort hält. Zuerst fährt er nach Ludwigshafen, dort muss er wegen Zechprellerei wiederum 3 Wochen in den Jugendarrest. 1958 arbeitet er als Süßwassermatrose auf dem Rhein. Nach 8 Monaten „flüchtet“ er nach Hamburg, ohne die ihm zustehende Heuer und seine Papiere abzuholen.

„...die Schnauze vollgehabt. Ich konnt nicht mehr Wasser sehen (...). da bin

ich abghaut. Ich hab alles liegen und stehen lassen, bin einfach hinunter, ohne Geld, ohne alles, ohne Papiere, ohne alles.“ (Heinz T.)

Er reist weiterhin durch viele Städte (u.a. Lüneburg, Braunschweig, Hannover, Hamburg), jobbt von Zeit zu Zeit, zumeist als Pferdepfleger oder Spüler, bleibt jedoch nie lange an einem Ort.

„...dann hab ich wieder mal, zwei, drei Monate da gearbeitet, gell (...) wenn Du jetzt nicht gearbeitet hast, dann musstest Du, ja, dann bist Du geflogen.“ (Heinz T.)

In Hannover muss er für 4 Wochen ins Gefängnis, wobei er nichts zum begangenen Delikt äußert.

„...da bin i mal wieder straffällig geworden, was heißt straffällig, da hams mi einsperrt...“ (Heinz T.)

Während seines Aufenthaltes unternimmt er mit anderen Insassen einen Ausbruchversuch, wird aber schnell gefasst und muss erneut einsitzen.

„...da hams mich zum Durchstiften gebracht...“ (Heinz T.)

Sein unstetes Leben und Herumreisen wird 1970 durch eine Heirat kurzzeitig unterbrochen. Während seiner vierjährigen Ehe unterzieht er sich ein halbes Jahr einem Alkoholentzug in der Herzogsägmühle⁵² und nimmt anschließend eine Stelle als Pferdepfleger in Landshut an. (Das Ehepaar wohnt zu dieser Zeit in Würzburg). Als 1973 seine Tochter geboren wird, befindet sich seine Ehe bereits in einer schweren Krise und seine Frau will nicht in die von ihm eingerichtete neue Wohnung an seinem Arbeitsplatz ziehen. 1974 wird die Ehe geschieden. Ab diesem Zeitpunkt muss er wiederholt wegen Unterhaltspflichtverletzung ins Gefängnis.

„Ja, weil i kei Arbeit ghabt hab.“ (Heinz T.)

Die insgesamt circa sieben Gefängnisaufenthalte fallen alle in die Zeit seines Herumziehens; auf diese Weise sitzt er unter anderem in Garmisch, Regensburg, Kempten und München, jeweils kurze Zeit im Gefängnis.

⁵² Stationäre Einrichtung der Obdachlosenhilfe in Peiting.

Seit 1978 lebt er in München, teilweise in Pensionen, teilweise in Unterkunftsheimen, mal unter der Wittelsbacherbrücke, mal auf einer anderen ‚Platte‘. Früher hat er noch zeitweise gearbeitet momentan hofft er, in Frührente gehen zu können.

„...dann hab i ein paarmal gearbeitet, so lang, wie ichs ausgehalten hab (...) ich bin schon zu alt, die vom Arbeitsamt sagen, ich bin nicht mehr vermittelbar...“
(Heinz T.)

Seit 1993 wohnt er durchgehend in einem Dreibettzimmer in einer Pension.

„...ich krieg ja Arbeitslosenhilfe, gelt. Und bei Arbeitslosenhilfe krieg ich jetzt genau 600 Mark. Ja, und von der Arbeitslosenhilfe muss ich noch rund 136 Mark muss ich da nachzahlen, und das andere zahlt halt das Sozi drauf, Wohngeld“ (Heinz T.)

Zu seiner Familie hat er keinerlei Kontakt mehr, seine Tochter hat er vor 20 Jahren das letzte Mal gesehen.

Kurz vor dem Interview hat er zum zweiten Mal mit Hilfe von Sozialarbeitern einen Wohnungsantrag ausgefüllt.

„Aber ich wollt, ich hab dort mal schon in der Pilgersheimer hab ich schon einen [Wohnungsantrag A. d. A.] ausfüllen lassen, aber den wollt ich dann doch net abgeben lassen, gelt (...) Mei, ich möcht jetzt amal endlich mal wirklich für mich mal was haben“ (Heinz T.)

Heinz stellt einen typischen Vertreter dieser Verläufe dar. Streng genommen, kann man bei ihm nicht einmal von einem Leben vor der Wohnungslosigkeit sprechen, denn bereits nach Ende seiner Kindheit in einem Alter von 15. Jahren beginnt seine Art Wohnungslosenkariere die durch zahlreiche Gefängnisaufenthalte unterbrochen wird. Der Karriereverlauf von Heinz beinhaltet das häufig auftauchende Muster, welches durch einen ständigen, unsteten, im Detail unüberschaubaren Wechsel von „Platte machen“, Aufhalten in Unterkunftsheimen und kurzzeitigen Phasen von „Jobs mit Unterkunft“ gekennzeichnet ist. Diese fast 40 Jahre andauernde Wohnungslosenkariere wird nur durch eine dreijährige „sesshafte“ Phase unterbrochen, während der er verheiratet ist. Die mindestens acht Gefängnisaufenthalte liegen mit einer Ausnahme

(Jugendarrest als 14-jähriger) alle innerhalb der Wohnungslosenkariere und fallen durch kurze Dauer auf (zumeist 3-4 Wochen, der längste Aufenthalt liegt bei drei Monaten). Charakteristisch für den Karriereverlauf von Heinz ist auch die stets eintretende Unterbrechung durch einen kurzen Gefängnisaufenthalt an nahezu jeder neuen Zwischenstation seines Herumreisens.

Innerhalb seines Karriereverlaufs lassen sich keine konkreten Veränderungen oder persönlichen Schlüsselstellen herausarbeiten. Sein Leben „ist“ Wohnungslosigkeit.

7 Der Einstieg in die Wohnungslosigkeit

Die in Kapitel 6 beschriebenen Lebensverläufe stellen die Bandbreite der unterschiedlichen in der Untersuchung vorgefundenen Verlaufsmuster dar. Im nun folgenden Kapitel werden darüber hinaus Beispiele und Zitate von Wohnungslosen Personen auftauchen, die oben noch nicht ausführlich mit ihrem gesamten Lebensverlauf vorgestellt wurden, aber ähnlichen Verlaufsmustern folgen. Es findet in diesem Kapitel keine statische Zuordnung zwischen Karrieremustern und Einstiegsvarianten statt, denn das entspricht in keiner Weise den Ergebnissen die ich vorgefunden habe und widerspricht auch dem kontingenten Forschungsansatz. Vielmehr sollen die dargestellten Karrieremuster dazu dienen die Lebenswelt der Betroffenen besser zu verstehen und das nun folgende besser in diesen Zusammenhang einordnen zu können.

Es geht also im Folgenden darum, genau zu analysieren, wie das Phänomen „auf der Straße leben“ entsteht. Was lässt sich zu den Auslösern und Kontextbedingungen und den subjektiv-persönlichen Bedingungen bezüglich des Einstiegs in die Wohnungslosigkeit sagen? Was passiert hier genau, dass Menschen, die ihre Wohnung verlieren, tatsächlich als Lösungsstrategie die Straße wählen. Wählen sie diese überhaupt aktiv oder sind sie eigentlich Opfer unserer gesellschaftlichen, politischen oder wirtschaftlichen Strukturen? Die Wege unterscheiden sich vorwiegend durch die Art und Weise, wie an den kritischen persönlichen Schlüsselstellen agiert und reagiert wird. Spätestens an dieser Stelle kommt dem Handeln der Betroffenen selbst – im Wechselspiel mit seiner Umgebung, seinem Netzwerk aber auch den strukturellen Bedingungen – eine unabdingbare Bedeutung zu. Unterschiedliches Coping mit und an diesen Stellen, also verschiedene biographisch erlernte Handlungsstrategien kommen zum Einsatz und führen die Betroffenen zu unterschiedlichen Ergebnissen.

Die theoretische Anlage meiner Untersuchung bringt es mit sich, dass nur diejenigen in die Untersuchung Eingang gefunden haben, die später wohnungslos wurden, also deren Handlungsstrategien sie in die Wohnungslosigkeit gebracht haben oder es nicht verhindert haben. Aber kann man deshalb von gescheiterten oder erfolglosen Copingstrategien sprechen? Wichtig ist bei der Betrachtung die subjektive Sicht der betroffenen und somit auch die subjektive Beur-

teilung des Handelns zu berücksichtigen und als Forscher ernst zu nehmen. Nicht zulässig ist meines Erachtens, eine herablassende akademische Betrachtungsweise, die mit Unverständnis und schlimmstenfalls sogar Schuldzuweisungen arbeitet. Etwa wie, „die sind doch selbst schuld an ihrem Schicksal, hätten sie sich halt mehr bemüht damals ...“ usw. Dennoch ist es auch völlig verfehlt, in eine mitleiderfüllte Beschützerrolle für die armen Opfer der Gesellschaft zu schlüpfen. Die Betrachtung des Einstiegs in die Wohnungslosigkeit ist vielschichtig. Eines lässt sich vorab sicher sagen: auch in meiner Untersuchung habe ich nicht den Auslöser für Wohnungslosigkeit gefunden.

Was lässt sich zu den Auslösern und Einflussfaktoren bezüglich des Beginns der Wohnungslosigkeit sagen? Was muss passieren, dass Menschen ihre (eigene) Wohnung verlieren und in Folge auf der Straße oder in Notunterkünften leben?⁵³

Der Einstieg in die Wohnungslosigkeit ist ein komplexes Gebilde, es lässt sich kein monokausaler Zusammenhang weder zwischen Karriere und Einstieg noch zwischen Handeln und Einstieg, noch zwischen Coping und Einstieg finden. Fügt man alle Betrachtungsebenen zusammen – also alle Karrierevorgaben, Netzwerk, Handeln usw. – kann das Phänomen Einstieg beleuchtet, hinterfragt und letztlich vielleicht sogar verstanden werden. Bei meinen Analysen konnten zwei zentrale Einstiegsphänomene herausgebildet werden: Zum einen „Strukturbedingtes Hineinschlittern“ und zum anderen „Flucht“. Im Folgenden möchte ich diese Phänomene darstellen.

7.1 Strukturbedingtes Hineinschlittern/Scheitern an, mit und durch Strukturen

Ein erstes auffallendes Ergebnis meiner Untersuchung ist, dass in meiner Untersuchungsgruppe Männer, die auf Grund einer Kumulation von kritischen Lebensereignissen auf verschiedene Art und Weise einen scheinbar unaufhaltbaren Abstieg erleben und sich am vorläufigen Ende dieses Weges auf der Straße wieder finden. Hierbei darf allerdings nicht der Eindruck entstehen, dass

⁵³ Zum Leben ohne Wohnung vgl. Ludwig-Mayerhofer, W. et al. (2001).

die Betroffenen sich als bloße „Erleider“ ihrer Situation darstellen. Dennoch finden sich in dieser Kategorie diejenigen wieder, deren Handeln oder Nicht-Handeln in Bezug auf strukturelle Bedingungen bewusst oder unbewusst in einen Weg in die Wohnungslosigkeit mündet. In gewisser Weise kann von einem „Hineinschlittern“ in die Wohnungslosigkeit gesprochen werden. Zum Einen weil die eingeschlagenen Handlungsstrategien im Moment der persönlichen krisenhaften Schlüsselstellen nicht dauerhaft den gewünschten Erfolg haben, zum Anderen kann aber gerade auch ein erfolgreicher Umgang z. B. mit den zuständigen Behörden, den Weg in die Wohnungslosigkeit begründen.

Die Lebensverläufe unterscheiden sich durch das Coping, also dem Umgang mit den jeweiligen Situationen – den Handlungsstrategien. Interessant ist hierbei, dass durch entsprechendes *vermeidungsorientiertes Handeln*⁵⁴ durchaus die drohende Wohnungslosigkeit am kritischen Lebensereignis (siehe hierzu Erich B. Kap. 6.1) zunächst abgewendet werden kann. Nicht selten sogar für mehrere Jahre. Vermeidungsorientiertes Handeln kann hier sein, sich direkt selbstständig um eine neue auf Dauer angelegte Arbeit und/oder eine neue Wohnung/Unterkunft zu kümmern.

7.1.1 Nach Wohnungsverlust

Der scheinbar nahe liegende Auslöser bei einem Einstieg in die Wohnungslosigkeit – sollte man meinen – ist der Verlust der Wohnung. In den Daten der vom Sozialreferat der Stadt München durchgeführten „Strukturuntersuchung der so genannten Nichtseßhaften“ von 1989 wird der Verlust der Wohnung mit 61 % immerhin von fast zweidrittel⁵⁵ der Befragten als einer der auslösenden Momenten, also den Gründen für den Beginn der Wohnungslosenkarriere genannt. Allerdings ist davon auszugehen, dass in dieser Studie die Auslöser anders erfasst bzw. codiert wurden als in meiner Untersuchung. Das mag auf den ersten Blick banal klingen – natürlich verliert jeder am Beginn seiner Wohnungslosenkarriere seine Wohnung – dennoch muss das nicht der Auslöser für Wohnungslosigkeit sein. Wenn ein Wohnungsloser, wie es häufig geschieht,

⁵⁴ Gemeint ist hier Vermeidung von Wohnungslosigkeit.

⁵⁵ Vgl. Kapitel 2.2.2.

aufgrund einer Scheidung oder aufgrund eines Trennungswunsches der Frau seine Wohnung verlässt, liegt auch ein ‚Verlust der Wohnung‘ vor, nur dass ich in diesem Fall diesen nicht als den eigentlichen Auslöser betrachte. Hier kommt nach meinem Forschungsansatz⁵⁶ das Handeln bzw. auch das Nicht-Handeln ins Spiel.

Eine Variante des „Hineinschlittern“ in die Wohnungslosigkeit durch *Vermeidungsorientiertes Handeln* ist das Aufsuchen von Ämtern wie Wohnungsamt oder Arbeitsamt. Gemeint ist hier, dass sich der in einer schwierigen Lebenssituation befindliche, von Wohnungslosigkeit bedrohte, in dem sicheren Vertrauen auf funktionierende staatliche Hilfsstrukturen an die Behörden wendet. Was den Betroffenen oft nicht bewusst ist, dass sie sich damit auf einen strukturell vorgesehenen Weg in die Wohnungslosigkeit begeben. Was sie eigentlich vermeiden wollen wird von behördlicher Seite vorangetrieben.

Die Situation ist zunächst folgende: die Betroffenen wohnen in einer eigenen Wohnung, für die sie bisher die Miete aufbringen konnten. Aufgrund neu aufgetretener finanzieller Schwierigkeiten kann die Wohnung dann aber nicht mehr gehalten werden.

So zum Beispiel bei Klaus H. Er hat eine Wohnung in München-Fürstenried, eine feste Arbeitsstelle bei Tengemann und soll an eine andere Filiale außerhalb der Stadt versetzt werden.

„... Weiterbildung zum äh, Marktleiter als Stellvertretung. Den hab i abgeschlossen und-. Gut, beim Tengemann, da hat's mir zwar net viel genützt, weil die da in der Beziehung voll besetzt waren. Da hätt i dann in an anderen Markt versetzt werden müssen, außerhalb von München, da hob i gsagt: Na, beim besten Willen net, na. Da hätt i ja Fahrzeit über zwei Stunden ghabt.

I: Und wie kam des jetzt genau, dass Sie diesen letzten Job beim Tengemann aufgegeben haben?

B: Ja, eben wegen der Versetzung. Wegen der Versetzung, ja. Weil ich eben versetzt werden sollte und von da an hatt ich keine festen Anstellungen mehr. Genau. Nur noch so Jobs.“ (Klaus H.)

Da er nicht bereit, ist sich versetzen zu lassen, gibt er seinen festen Job auf und nimmt Gelegenheitsjobs an. Damit beginnen dann seine finanziellen Schwie-

⁵⁶ Vgl. hierzu Kapitel 4.

rigkeiten. Problematisch ist für ihn in diesem Zusammenhang, dass sein Arbeitslosengeld nicht sofort kommt und er erst einmal Sozialhilfe benötigt.

„Da hab i noch a Wohnung g'habt, ja. ... Die hab i mir dann finanziell nimma leisten können, ... weil's eben finanziell nimmer so klappt hat. Des hob i dann erst mit'm Sozialamt abklären müssen wegen der Finanzierung.“ (Klaus H.)

Seine Strategie folgt den gesellschaftlichen Vorstellungen rationalen Handelns, denn er geht zum Wohnungsamt in der Hoffnung, dass er dort Hilfe bekommt.

„Na, die (Pension, A.d.A.) is mir zugewiesen worden. Zugewiesen. Ja, genau. Also, i hob mi erst am Sozialamt gemeldet, die ham mi dann ins Wohnungsamt geschickt, in die Burgstraße, da ist mir dann die Pension zugewiesen worden. Da hat's geheißen, das beste Haus am Platze, also, des möcht i zwar net sagen, aber (lacht), aber gut, ja, besser als gar keins, ja. Des ... des, also mi hat's scho schockiert, was da teilweise für Leute drinnen waren, grad in meinem Alter, ja. Des is kei Ausnahme. Es waren viele junge Leute drinnen, ... die wo ... so ziemlich persönliche ... Schicksale ghabt haben. Wohnungslos, arbeitslos. Waren a teilweise schon auf der Straße inzwischen.“ (Klaus H.)

Ihm wird ein Pensionszimmer vermittelt und nachdem er auch noch mit dem Sozialamt Kontakt aufgenommen hat, ist auch die Finanzierung der Pension zunächst gesichert.

„Und a des Geld für die Pension (...) Und des is halt erst übers Sozialamt gelaufen, wie i dann Arbeitslosenhilfe dann bekommen hab. Da hab i an Teil selber zahlen müssen.“ (Klaus H.)

De facto ist Klaus H. bereits hier wohnungslos, was er selber erst wesentlich später erkannte und sich auch persönlich eingestand.

„...seit der Pension da, ging's eigentlich bergab...“ (Klaus H.)

Sein Versuch mit behördlicher Unterstützung eine drohende Wohnungslosigkeit durch Verlust der Wohnung abzuwenden war nicht nur gescheitert, sondern sogar auf Grund der Art der Hilfe vorangetrieben worden.

Die unterstützende Wirkung der „Pensionen“ auf dem Weg in die Wohnungslosigkeit ist dahingehend zu sehen, dass sie eine subjektiv noch nicht wahrgenommene Wohnungslosigkeit manifestieren. Zum Einen dadurch, dass die Betroffenen per Definition mit dem Einzug in die einschlägigen Pensionen woh-

nungslos sind, zum Anderen dadurch, dass die Männer hier – häufig zum ersten Mal – mit der „Wohnungslosenszene“ in Berührung kommen.

„... Dann bin i halt unterganga. Seitdem (...) i bin halt, wie soll man sogn, von einer Pension in die andere oder so oder mal wieder Platte gmacht oder auf der Straß glebt halt, aber i bin eigentlich anständig blieb, i hab kei, i hab nix verbocha, gar nix.“ (Micha I.)

Ein unvorbereiteter und für die Betroffenen schicksalhafter Weg beginnt. Allerdings kann man nicht davon ausgehen, dass bei jedem Versuch eine drohende Wohnungslosigkeit mit Hilfe der zuständigen Behörden abzuwenden, diesen Verlauf nimmt. Ein Beispiel ist hier Harald S., der auch als er seine Wohnung verliert, den Weg zum Wohnungsamt sucht.

„Ja, jetzt natürlich, auf die schnelle von, find mal ne kleine Wohnung, nä. Und Geld hat ma a net glei, dass ma sich, nä, selbst-. Und dann bin ich ans Wohnungsamt gegangen. ... Dann hat die erst mir mal nen großen Vortrag gehalten, was ich Anspruch hab, oder. Dann hab ich mich auf ne Liste gesetzt, nä. Des hat erst a mal 10 Mark gekostet, bis die weiter g'macht hat, damals, nä. Melden Sie sich wieder. Nä. Sie sind jetzt registriert. Nä. Ja, dann hab i natürlich in der Zwischenzeit scho was g'sucht, aber es hat net ganz so hingehauen, wie ich's gern g'habt hätt.“ (Harald S.)

Eine Vermittlung hat bis heute nicht stattgefunden. Auch damit helfen behördliche Institutionen den Weg in die Wohnungslosigkeit zu unterstützen.

7.1.2 Nach Arbeitsplatzverlust

In weiteren Fällen wird die Wohnungslosigkeit durch die Kündigung des Arbeitsplatzes ausgelöst. Dies finden wir z. B. bei Horst S. (vgl. Kapitel 6.4), der nach dem Konkurs der Speditionsfirma für die er tätig war, die Miete für die Wohnung nicht mehr aufbringen kann und eine Räumungsklage erhält.

Eine besondere Ausprägung dieser Kategorie stellt der Arbeitsplatzverlust mit einer daran angeschlossenen Wohnung dar.

So verliert einer der Befragten aufgrund von Firmenschließung kurz vor Beendigung seiner Ausbildung seine Lehrstelle und die damit verbundene Berechtigung

gung auf einen Wohnheimplatz für Lehrlinge. Er versucht zunächst noch etwas Aufschub für seinen Auszug raus zu handeln, der ihm dann auch für zwei Wochen gewährt wird. Mitten im dritten Lehrjahr findet er natürlich nicht auf die Schnelle eine neue Lehrstelle und muss somit zwei Wochen nach Betriebs-schließung das Wohnheim verlassen.

„Ja, entlassen halt, entlassen worden, dann ham die Leute im Heim gesagt: O.K., zwei Wochen können ma, können ma Dich noch dalassen, bist Du ne Wohnung ... gefunden hast., des wurde von, von, vom Arbeitgeber bezahlt teilweise, weil des war sauteuer, ..., da hab ich selber bloß 100 Mark noch bezahlt, den Rest hat ... der Arbeitsgeber bezahlt. ... Ja, und zwo Wochen konnt i noch wohnen, weil wenn ich kei Lehre hab, kann ich a net da drinnen wohnen, is a, a reines Lehrlingswohnheim gewesen. Und für Studenten auch teilweise mit. Und Du hast da k-, Dein Wohnvertrag läuft in dem Moment sofort aus, wenn Du kein Lehrvertrag hast. Und ham die noch gesagt: O.K. Zwei Wochen laß ma Dich noch da. Damit Du Dir wenigsten a, a Wohnung suchen kannst oder sowas.“ (Dennis P.)

Leider geht Dennis P. nicht genauer darauf ein, warum er nicht zu seinen Eltern in die neuen Bundesländer zurückkehren möchte. Er sagt nur, dass er das nicht wollte. Er macht daraufhin ‚Platte‘ in einem Zelt.

„Hab i nix, gefunden in der kurzen Zeit und nach Hause wollt ich nimma, hab ich kein Bock, hab ich g'sagt: O.K. (pfeift). Schlafst im Zelt, schaust Du, wast Du da machen kannst.“ (Dennis P.)

Zunächst beantragt er noch Arbeitslosengeld und hält sich ansonsten mit Gelegenheitsjobs „über Wasser“.

„... Arbeitslosengeld beantragt, erst mal und ... kannst, jetzt machst mal wieder Geld dann sozusagen. Ja, und seitdem ... muß ich mich halt so durchbeißen halt, mit Gelegenheitsjobs und sowas. Was halt so alles gibt, des geht schon, also man kann sich schon einigermäßen über Wasser halten.“ (Dennis P.)

Eine direkt an den Arbeitsplatz gekoppelte Wohnung bzw. Unterkunft ist eine ausgesprochen labile und für die Betroffenen prekäre Situation. Sie sind in zweifacher Hinsicht von ein und derselben Person abhängig. Verliert man den Job, ist die Wohnung unweigerlich auch weg.

Ähnlich wie bei Dennis P. stellt sich der Fall bei Rudolf F. dar. Nach der Trennung von Frau und Kindern arbeitet Rudolf F. zunächst bei Schaustellern und nach einem Jahr beginnt er in einer kleinen Firma in Nürnberg. In dieser Firma arbeitet er einige Jahre und erst durch den überraschenden und frühen Tod des Firmeninhabers verliert er erneut den Boden unter den Füßen. Seine Wohnung war unmittelbar an die Firmenzugehörigkeit gekoppelt. Da es scheinbar keine geeignete Nachfolge für den Firmenchef gab, wurde die Firma aufgelöst und somit auch die Wohnmöglichkeit für Rudolf F. Bei seinem zweiten Versuch selbständig in einer neuen Stadt – jetzt ist es München – Fuß zu fassen, gelingt es ihm nicht geregelte Arbeit und eine Unterkunft zu finden und er wird wohnungslos.

„... Ja, dann hab i halt alles verkauft. Dann bin i a Jahr zu den Schaustellern gegangen, aber des hat ma a ned passt...ja und dann [...] Dann bin i auf Nürnberg. Bin i nach Nürnberg rauf, und dann hab i ein gfunden, bei dem hab i nacher wohnen können, hab i alles ghabt, alles, aber der is halt glei drauf in die Knie gegangen, zu früh gestorben.. ja des war so a Ein-Mann-Betrieb, der hat so und so Sachen gmacht und bei dem war i fast zwei Jahr,.. nachher is er halt gestorben und dann is der Betrieb aufgelöst worden. Bin i nach München runter...“ (Rudolf F.)

Hier wird erneut deutlich, dass der subjektive Auslöser – die Trennung von der Ehefrau – nicht zur Wohnungslosigkeit führt, obwohl sie vom Betroffenen als Auslöser wahrgenommen wird. Genauer genommen ist die Scheidung der Beginn des Weges in die spätere Wohnungslosigkeit. Effektiv scheint Rudolf F. an den strukturellen Bedingungen der Großstadt zu scheitern, da er sich dort nicht auskennt, keine Kontakte hat und zudem nicht sofort Arbeit findet.

7.1.3 Nach Strafvollzug

Man kann also feststellen, dass den Betroffenen häufig nicht bewusst ist ab welchem Zeitpunkt sie wohnungslos sind. In einigen Fällen kann man zudem feststellen, dass der strukturell vorgesehene Werdegang die Männer unmittelbar in die Wohnungslosigkeit geführt hat. Bei Klaus H. wird das ganz deutlich, In seiner subjektiven Wahrnehmung beginnt seine Wohnungslosigkeit erst als

er nach einer Haftstrafe wegen Beförderungerschleichung seinen Pensionsplatz verloren hat.

„Ja, des Ausschlaggebende war eigentlich a Haftstrafe. Die hab i dann halt antreten müssen, wegen Beförderungerschleichung, ... und des war eigentlich des Ausschlaggebende, dass die Wohnung verloren gegangen is, die Arbeit, der Arbeitsplatz, Des is eigentlich verdammt schnell gungen. Von einem Tag auf'n anderen, praktisch, nä. Es war jetzt a scho a Haftbefehl draußen, die ham quasi bloß noch auf mich gewartet. ... Und, ja gut, der Spaß hat mich dreizehn Monate gekostet ... ??? Bis Mai diesen Jahres, im Mai war die Entlassung. Ja und seit dem ... bin ich obdachlos. Vorher, also, is eigentlich ganz gut gelaufen, Lehre wie g'sagt, dann eigentlich ununterbrochen an Arbeitsplatz gehabt, zwar zweimal gewechselt, aber ohne größere Pausen dazwischen. ... Und, ja, bis zu der Haftstrafe da. Des war dann scho der Knackpunkt. Also (lacht), also wie g'sagt, i wär halt gern in der, in der Sparte geblieben im Verkauf. Aber jetzt is, irgendwann muß i an die Kasse und i hob jetzt dann a Vorstrafe im Führungszeugnis drinnenstehen, da schaut's natürlich ganz finster aus in der Beziehung. Des ... Da hab ich natürlich keine Chance mehr.“ (Klaus H.)

Die von ihm hier beschriebene Situation ist genau genommen schon die erste Phase seiner Wohnungslosigkeit. Allerdings ist in meiner Untersuchung die subjektive Sicht der Betroffenen ausschlaggebend für die Beurteilung durch den Betrachter.

Strafvollzug als unmittelbarer ‚Trigger‘ von Wohnungslosigkeit konnte nur in zwei Fällen herausgearbeitet werden⁵⁷. Strafvollzug kann aber – vor allem bei wiederholten Aufenthalten – den Auslöser für eine Trennung von Seiten der Frau darstellen. Nach der Entlassung aus dem Gefängnis ist für diese Personen die Rückkehr in die eigene Wohnung verbaut, der Einstieg in die Wohnungslosigkeit wird allerdings auch hier meist durch ein Zurückgreifen auf andere persönliche Netzwerke verzögert.

„Und die zwei, also insgesamt war ich sechs Jahre drin. Ja gut, dann bin ich noch mit meiner, also mei Frau, da hat sie sich noch net scheiden lassen. Da hat sie gesagt, bleiben wir mal eine Zeitlang getrennt und ich bin dann dort zu

⁵⁷ Meine Ergebnisse stehen damit im Widerspruch zu den Erkenntnissen Girtlers, der davon spricht, dass ein nicht unerheblicher Teil seiner „Sandler“ ehemalige Straftäter wären und Strafvollzug konstituierend wäre für Wohnungslosigkeit. (vgl. hierzu Girtler (1980) sowie Kap. 2.3.2).

einem Freund, den hab ich kennengelernt, bin ich in die Richtfeldstraße. Da am Olympiazentrum. Na, gut. Und da hab ich dann zuerst einmal bei ihm gewohnt, aber er hat ein 1-Zimmer-Appartement, 32 Quadratmeter. A Frau und ein Kind.“ (Johann P.)

Johann kommt also zunächst noch bei einem Freund im Olympiadorf unter. Allerdings wird Johann sehr schnell klar, dass diese Lösung des Wohnungsproblems nicht von Dauer sein kann.

„Da war ein französisches Bett drin, ein Sofa, ein Fernseher und ein Tisch, dann war das Zimmer voll. Das habe ich eine Woche ausgehalten, dann hab ich gesagt: Thomas, na, des geht net. Ich komme mir eingesperrt vor. Weil er hat gesagt: John, in der Früh leise und abends vor 10.00 Uhr kommen, dass die Tochter, dass die schlafen kann. Also, das hab ich gemacht und dann habe ich gesagt: Na und dann hab ich Platte gemacht im Olympiazentrum, des war noch das erste Mal.“ (Johann P.)

Bei Wilhelm M. hat das System Job mit Unterkunft viele Jahre gut funktioniert.

„Ende 72 nach München gekommen. Und hab da zunächst verschiedentlich als Kellner gearbeitet (...) und (...), später, da war ich (...) da hab ich auch meistens dort gewohnt dann, wo ich äh äh gearbeitet hab da, des war halt so meistens so in Wohnungen...“ (Wilhelm M.)

Bis Mitte der 90er Jahre kommt er so gut zurecht und ist seiner Einschätzung nach niemals wohnungslos. Bis er dann straffällig wird und für 18 Monate Gefängnis nach Bernau kommt.

„...dann bin ich straffällig geworden und äh war ich einmal kurz in Stadelheim und nacha insgesamt mal 18 Monate in Bernau, also mit Stadelheim zusammen. Also da war erst, warns glaub ich sechs Wochen U-Haft und dann war ich in Bernau den Rest. Und (...) dann bin ich entlassen worden im (...) Februar 95. Und da hab ich, danach hab ich auch a Wohnung gekriegt.“ (Wilhelm M.)

Zunächst scheint alles in bester Ordnung, ihm wird vor Entlassung aus dem Gefängnis eine Wohnung vermittelt um ihm den Start zurück ins normale Leben zu erleichtern. Allerdings ist dieses Apartment für ihn auf Dauer nicht fi-

nanzierbar, so dass er relativ schnell nach dem Gefängnisaufenthalt wohnungslos wird.

„... die war halt wahnsinnig teuer und (...) das war ein Ein-Zimmer-Apartment war das halt, das hat 890 Mark gekostet (lacht) und da konnt ichs dann nicht bezahlen, hab zwar noch n bissl was dazu gekriegt, aber nicht sehr viel und äh da bin ich dann obdachlos geworden. (...) Ja da, von da an halt. Es war vom Ende 95.“ (Wilhelm M.)

Leider sagt er nichts dazu ob und wie er daraufhin noch Hilfe bei Institutionen gesucht hat. An seinem Beispiel wird deutlich, dass eine einseitige einmalige Bemühung von Seiten der Behörden eine Person – hier nach Strafvollzugsaufenthalt – in eine Wohnung zu bringen nicht die Komplexität der Probleme lösen kann. Diese strukturelle Hilfe greift definitiv zu kurz.

7.1.4 Kontextbedingungen von strukturbedingtem Hineinschlittern

Es konnten in den Analysen drei ursächliche Bedingungen für das strukturbedingte Hineinschlittern ausgemacht werden (Wohnungsverlust, Arbeitsplatzverlust, Entlassung aus dem Strafvollzug). Die Ursächlichen Bedingungen wie Arbeitsplatzverlust oder Wohnungsverlust nach Trennung von der Partnerin sind meist eingebettet in die Kontextbedingung „finanzielle Schwierigkeiten“. Ohne Arbeit hat man kein Einkommen oder nur ein reduziertes Einkommen durch Transferleistungen (wie z. B. Arbeitslosengeld) und kann dadurch unter Umständen seine Miete nicht mehr bezahlen. Nicht selten kommt es hier auch zu verspäteten oder verschleppten Zahlungen von Transferleistungen, die eine drohende Notsituation beschleunigen. Die Angebotene Hilfe ist in vielen Fällen nicht zielführend.

„Ja, ... jetzt natürlich, auf die Schnelle von, find mal ne kleine Wohnung, nä. Und Geld hat ma a net glei, dass ma sich, nä, selbst-. Und dann bin ich ans Wohnungsamt gegangen. ... Dann hat die erst mir mal nen großen Vortrag gehalten, was ich Anspruch hab, oder. Dann hab ich mich auf ne Liste gesetzt, nä. Des hat erst a mal 10 Mark gekostet, bis die weiter g'macht hat, damals, nä. Melden Sie sich wieder. Nä. Sie sind jetzt registriert. Nä. Ja, dann hab i natürlich in der Zwischenzeit scho was g'sucht, aber ... es hat net ganz so hingehauen, wie ich's gern g'habt hätt.“ (Harald S.)

Ein weiteres auffallendes Ergebnis stellt die häufig am unteren Ende des Arbeitsmarktes vorkommenden prekären Arbeitsverhältnisse dar, die eine Kombination aus Arbeit und Wohnung bieten. Hierbei ist an einen Arbeitsverlust der unmittelbare Wohnungsverlust gekoppelt.

„Ja, bei mir war's so, ich war im Lehrlingswohnheim gewesen ..., hab ne Lehre gemacht halt und ... die hab ich halt dann verloren die Lehre, weil die ihren Betrieb abgebaut hat ... Ja, und dann musst ich auch noch aus'm Lehrlingswohnheim raus, kurzfristig, hab kei Wohnung gefunden und dann huit, rucki-zucki, ging's dann. Dann hab ich im Zelt gepennt, ne Weile, jetzt schlaf ich im Wohnwagen ...“ (Dennis P.)

Das Handeln der Betroffenen folgt schienbar stringenten Copingstrategien: sie suchen staatliche Hilfeeinrichtungen und Ämtern auf, deren Aufgabe es ist den Bürgern des Sozialstaats in Notfallsituationen zu helfen. Hierzu gehört das Arbeitsamt bei Verlust des Arbeitsplatzes, aber auch das Wohnungsamt bei Verlust oder drohendem Verlust der Wohnung.

An dieser Stelle kommt es zu einer paradoxen Situation: die vorgesehene und in den vorliegenden Fällen auch wahrgenommene Inanspruchnahme von staatlichen Hilfen führt zu einer Manifestierung des Status „wohnungslos“, obwohl gerade dieser durch die eingeschlagene Handlungsstrategie vermeiden werden soll.

„Also, i hob mi erst am Sozialamt gemeldet, die ham mi dann ins Wohnungsamt geschickt, in die Burgstraße, da is mir dann die Pension zugewiesen worden. Da hat's geheißen, das beste Haus am Platze, also, des möcht i zwar net sagen, aber (lacht), aber gut, ja, besser als gar keins, ja. Des ... des, also mi hat's scho schockiert, was da teilweise für Leute drinnen waren, grad in meim Alter, ja. Des is kei Ausnahme. Es waren viele junge Leute drinnen, ... die wo ... so ziemlich persönliche ... Schicksale g'habt haben. Wohnungslos, arbeitslos, waren a teilweise scho auf der Straße inzwischen. ...Und dann bin halt erst in die Pension kommen...“ (Klaus H.)

Die angebotene Hilfe, das Unterbringen in einer Pension bzw. einem Wohnheim führt de facto zur Wohnungslosigkeit und nicht zur angestrebten Vermeidung von Wohnungslosigkeit. Es sind also hier die Strukturen und Rahmenbe-

dingungen in denen sich die Betroffenen befinden, die zu einer Manifestation eines zu vermeidenden Status führt.

Auch Wiedereingliederungshilfen nach einem Strafvollzug können als Kontextbedingung für ein Hineinschlittern begriffen werden. Eine vermittelte Wohnung die dann zu teuer ist um längerfristig gehalten zu werden, wirkt verstärkend auf die Kontextbedingung finanzielle Probleme und führt dann letztendlich zu einem hineinschlittern in die Wohnungslosigkeit.

„Also da war erst, warns glaub ich sechs Wochen U-Haft und dann war ich in Bernau den Rest. Und (...) dann bin ich entlassen worden im (...) Februar 95. Und da hab ich, danach hab ich auch a Wohnung gekriegt und die war halt wahnsinnig teuer und (...) das war ein Ein-Zimmer-Apartment war das halt, das hat 890 Mark gekostet (lacht) und da konnt ichs dann nicht bezahlen, hab zwar noch n bissl was dazu gekriegt, aber nicht sehr viel und äh da bin ich dann obdachlos geworden.

I: und da waren Sie dann das erste Mal obdachlos?

B: ja ja genau. Ja da, von da an halt.“ (Wilhelm M.)

7.1.5 *Intervenierende Bedingungen von strukturbedingtem Hineinschlittern*

Neben den ursächlichen Bedingungen und den Kontextbedingungen stehen die intervenierenden Bedingungen, also die subjektiven persönlichen Bedingungen, die das Handeln sowohl positiv als auch negativ beeinflussen können.

Ein Ortswechsel in die Stadt (hier München), stellt sich in der Retrospektive häufig als „Anfang vom Ende“ dar.

„...habe eine Frau gheiratet, die Ehe is nach zwölf Jahren kaputt ganga (...) dann bin ich nach München rauf und und München hab ich gmeint, des is eine schöne Stadt, wie soll ma sagen? Dann bin i halt unterganga. Seitdem (...) i bin halt, wie soll man sogn? von einer Pension in die andere oder so oder mal wieder Platte gmacht oder auf der Straß glebt halt, aber i bin eigentlich anständig blieb'n, i hab kei, i hab nix verbocha, gar nix.“ (Micha I.)

Die Betroffenen gehen aus Ihrer gewohnten Umgebung weg und suchen die Großstadt in der Hoffnung auf einen Ort der Anonymität, aber auch als Ort organisierter Hilfe und Hilfeangebote. Die Strukturen der Hilfeeinrichtungen sind in Städten naturgemäß besser ausgebaut, als in kleinen Orten. Man findet hier

verschiedene Hilfeinrichtungen, wie z. B. die Teestube, Streetwork, Unterkünfte, betreute WGs und ähnliches mehr. Was die Betroffenen nicht ahnen, ist das Paradoxon dieser Einrichtungen. So greifen diese spezifischen Hilfeinrichtungen selten bei dem Versuch eine drohende Wohnungslosigkeit zu verhindern. Sie wirken meist erst bei der Unterstützung für Personen, die bereits auf der Straße sind oder bieten konstruktive Hilfe für den Weg aus der Wohnungslosigkeit heraus.

Hinzu kommt, dass die Angebote häufig als unpassend oder unangemessen empfunden werden. Eine Unterbringung in einem Wohnheim oder einer Pension wird als diskriminierend und unangemessen empfunden.

„...ich bin dann mal zum Wohnungsamt gegangen und die ham gesagt, ja, ich sollte halt zur Pilgersheimerstraße gehen, da hatt ich aber keine Lust dazu und (...) des hatte (...) da wollt ich also nicht unbedingt hingehen. Ich weiß nicht, das ist so, da gibt es so große Schlafräume, ich weiß nicht, ich hab nur mal was gehört, mit so zehn Leuten oder so ungefähr glaub ich (...)“ (Wilhelm M.)

„Des war mei Entlassung in dem Jahr ... und seit dem Tag, muß i sagen, war i wieder obdachlos. I war zwar no übergangsweise in so a städtischen Unterkunft drinnen, solche Pensionen, aber da hab i mir dacht, also, bevor i da drinnen bleib, da stürzt wieder ab und dann is aus.“ (Klaus H.)

7.1.6 Konsequenz von strukturbedingtem Hineinschlittern

Hineinschlittern zieht die Konsequenz Wohnungslosigkeit langsam und schleichend nach sich: oft wird die tatsächliche Wohnungslosigkeit sogar noch später wahrgenommen, als sie tatsächlich eintritt.

Im Zuge dieses Prozesses werden unterschiedliche Strategien angewandt um den drohenden Abstiegsprozess zu verhindern. Dies kann zum Beispiel das Aktivieren von persönlichen Netzwerken sein. So versuchen viele Männer zunächst bei Freunden oder Verwandten unter zu kommen.

„Da hat sie gesagt, bleiben wir mal eine Zeitlang getrennt und ich bin dann dort zu einem Freund, den hab ich kennengelernt, bin ich in die Richtfeldstraße. Da am Olympiazentrum. Na, gut. Und da hab ich dann zuerst einmal bei

ihm gewohnt, aber er hat ein 1-Zimmer-Appartement, 32 Quadratmeter. A Frau und ein Kind. Da war ein französisches Bett drin, ein Sofa, ein Fernseher und ein Tisch, dann war das Zimmer voll. Das habe ich eine Woche ausgehalten, dann hab ich gesagt: Thomas, na, des geht net. Ich komme mir eingesperrt vor. Weil er hat gesagt: John, in der Früh leise und abends vor 10.00 Uhr kommen, dass die Tochter, dass die schlafen kann. Also, das hab ich gemacht und dann habe ich gesagt: Na und dann hab ich Platte gemacht im Olympiazentrum, des war das erste Mal.“ (Johann P.)

Diese freundschaftlichen Netzwerke können nur kurzfristig einen tatsächlichen Einstieg verhindern. Etwas stabiler und langanhaltender sind hier die familiären Netzwerke, meist durch die Mutter. Hier konnten einige Fälle ausgemacht werden, wo die Männer wieder bei den Müttern eingezogen sind. Meist geht diese Hilfe bis zum Tod der Mutter, wobei hier sogar ein gegenseitiger Effekt auftreten kann, wenn die Mutter krank und pflegebedürftig ist.

„Jetzt war i in der elterlichen Wohnung, weil i ja da weg musst, da bleibt dann meistens die Frau beim Kind, des is logisch, wo der Mann hingeht interessiert net, jetzt hab i natürlich die Lösung ghabt, des i zu meiner Mutter konnt, de war damals alloa, weil der Mann gstorbn is, schwerstbehindert, also Rückgratverkrümmung und Alzheimerische kann man ned sagen, aber in der Richtung, ja, na hab is hoit pflegt, nebaher gearbeitet, Möbeltransporte gmacht, naja, da war i da oanzige, obwohl da no a paar Stiefbrüder warn, in Amerika drüben zwoa, und lauter so Sacha.“ (Horst S.)

Nachdem dann die Mutter gestorben ist, war auch die Wohnung für Horst S. nicht mehr zu halten:

„Naja, na is abganga: Räumungsklage, koa Miete hab i zoin kenna, na bin i arbeitslos worn, de hat Bankrott gmacht, de Firma, na stehtst auf der Straß.“ (Horst S.)

Wie ich bereits in Kapitel 7.1.5 erläutert habe, führt die Alternative staatliche Hilfe aufzusuchen oder in Anspruch zu nehmen meist auch nicht dazu, dass die Wohnungslosigkeit dauerhaft verhindert werden kann.

7.1.7 Scheitern an, mit und durch Institutionen

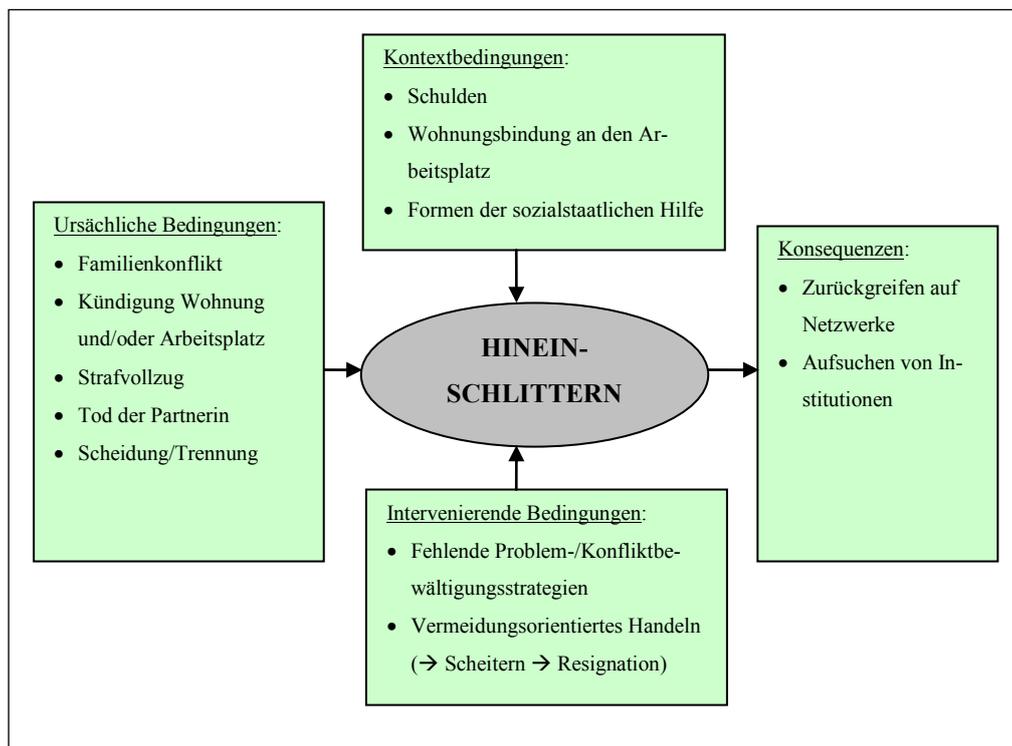
Hilfe-Institutionen – Sozialämter, offene Hilfe-Einrichtungen usw. – spielen für viele Wohnungslose eine wichtige Rolle. Wohnungslose sind in gewisser Weise ‚strukturell‘ auf solche Institutionen angewiesen: Auch in meiner Untersuchung zeigt sich, dass Wohnungslosigkeit häufig aufgrund des Fehlens sozialer Netzwerke entsteht. Pointiert gesagt: Wohnungslos wird man nicht durch den Verlust einer Wohnung, sondern durch mangelnde Ressourcen, eine neue Wohnung zu finden. Diese mangelnden Ressourcen sind natürlich häufig finanzieller Art; was aber eben auch fehlt, sind z. B. Freunde oder Verwandte, bei denen man vorübergehend unterkommen könnte.⁵⁸ Um überhaupt wieder an eine Wohnung zu kommen – und auch anderweitig Unterstützung zu finden – bleiben vielen Wohnungslosen nur die Hilfe-Institutionen (Dear & Wolch 1987: 199).

Wenn ich hier von Hilfe-Institutionen spreche, so verkenne ich nicht, dass es sich dabei auch um Institutionen sozialer Kontrolle handelt, worauf ich an dieser Stelle aber nicht weiter eingehen möchte. Wichtiger ist in meinem Kontext die Ambivalenz der Hilfe-Institutionen: So sehr sie oft essentielle Hilfestellung leisten, so sehr besteht auch die Gefahr, dass sie Abhängigkeit ihrer Klientel erzeugen oder diese zumindest aufrechterhalten.⁵⁹ Diese Tatsache konnten durch meine Analysen gezeigt werden. Coping mit Hilfeinstitutionen beinhaltet immer auch diese Ambivalenz zwischen Hilfe und Abhängigkeit. Dennoch: Ich konnte zeigen, dass Wohnungslose mit den Hilfe-Institutionen umgehen, also nicht ausschließlich passive Rezipienten sind, auch wenn ich sehr gravierende Unterschiede im Ausmaß der Aktivität beobachten konnte. Ohne die Wichtig-

⁵⁸ „These data make it apparent that kin and friendship networks provide the most important line of defense against literal homelessness for the extremely poor; the homeless are those among the extremely poor for whom this defense has failed. The apparent reason there are not more homeless, in short, is that most of those who might otherwise be homeless avoid that fate through the generosity of their family members and social networks.“ (Wright 1989: 86). Oder, noch mehr in einer Verlaufsperspektive formuliert: „There is very good, although somewhat indirect, evidence that many of the homeless have simply worn out their welcome with parents, other kin, and friends, who after an extended period of support, patience, and shared resources are exhausted“ (Rossi 1989: 38).

⁵⁹ Dies betont z. B. Schmid (1990). Allerdings finden man auch hier die einleitend angesprochen Tendenz, die – im Vergleich zu den ‚Platte machenden‘ ‚Nichtseßhaften‘ (so Schmid bewußt gewählte Bezeichnung, vgl. ebd., S. 7) – erhöhte Passivität derjenigen ‚Nichtseßhaften‘, die in einem Wohnheim untergebracht sind, ausschließlich der Hilfeinstitution zuzuschreiben; die Vorstellung, dass diese Personen evtl. gerade wegen ihrer Hilflosigkeit institutionelle Hilfe in Anspruch nehmen müssen, wird m.E. zu schnell ausgeblendet.

keit und Leistung der verschiedenen Institutionen schmälern zu wollen ist ein wichtiges Ergebnis meiner Untersuchung, dass die angebotene Hilfe differenziert zu betrachten ist und sich in einigen Fällen kontraproduktiv zu den Zielen der Betroffenen darstellt. Nicht jede Form der Hilfe führt bei genauer Betrachtung zu den erwünschten Ergebnissen. Coping im Zusammenhang mit Institutionen kann durchaus zu subjektivem Misserfolg führen, obwohl objektiv betrachtet alle vorgesehenen Maßnahmen ergriffen wurden.



Grafik 5: Hineinschlittern als ein zentrales Phänomen des Beginns der Wohnungslosigkeit

7.2 Flucht

Der Begriff *Flucht* weckt zahlreiche Assoziationen: Menschen fliehen vor Krieginnruhen, vor Umweltkatastrophen, Menschen fliehen auch aus dem Gefängnis, vor einem gewalttätigen Ehepartner oder vor einem selbstverschuldeten Unfall und – Menschen fliehen auch in die Wohnungslosigkeit.

Auch wenn die Hintergründe, die Ausgangs- und Zielpunkte und die passiven und aktiven Gewichtungen des eigenen Handlungsanteils bei Flucht sehr unterschiedlich sind, so impliziert Flucht in allen Fällen auch gemeinsame Komponenten bezüglich des Handelns. Das Fliehen geschieht aus unterschiedlichen, jedoch meist als extrem erlebten Situationen.

Zum Einen muss man (freiwillig oder unfreiwillig) Vergangenes, zum Teil über lange Zeit Aufgebautes (privates Hab und Gut, verwandtschaftliches Netzwerke oder ein berufliches Eingebunden sein) hinter sich lassen. Zum Anderen erscheint das Ziel und die Zeit nach der Flucht, die nahe oder ferne Zukunft in den meisten Fällen sehr unsicher und ungewiss.

„...und dann stehst am Hauptbahnhof und schaust blöd... Auf einmal merkst halt, irgendwie abends merkst halt, stehst da und hast gar koa Bett net. Hoast gar koa Bett“ (Franz B.).

„...na, da bin i dann direkt, da bin i dann weg von Regensburg, na bin i nach München, weil i gmeint hat, da kann i was packen, aber des is auch ned ganga und da hab i dann niemand kennt (...) und dann wars aus.“ (Bert K.)

Diese zentralen Komponenten der Definition spiegeln sich auch bei der Entstehung des Phänomens Flucht wider. Flucht vollzieht sich im Falle der Wohnungslosen in verschiedenen Facetten und Mustern, aus unterschiedlichen Gründen mit unterschiedlichen Begleitumständen, aber alle mit einer sofortigen oder etwas späterer beginnenden Konsequenz: der Wohnungslosigkeit.

7.2.1 Flucht nach Scheidung oder Trennung

Häufigster Auslöser ist jedoch das Beenden der Beziehung und/oder Einreichen der Scheidungsklage durch die Frau – wenn auch sicherlich nicht immer als einziger Faktor. In diesen Fällen erfolgt eine Flucht aus der mit der Familie bewohnten Wohnung. Das Phänomen impliziert vor allem ein panikartiges Verlassen der Wohnung und des Wohnortes. Vergleichbar mit einer Kurzschlusshandlung packen die Männer in Panik einige Habseligkeiten zusammen und setzen sich teilweise ohne ein im Nachhinein rekonstruierbares Ziel oder bestimmte Planungen bezüglich der weiteren Zukunft in den Zug und fahren

(weit) weg von ihrer (ehemaligen) Heimat⁶⁰ und lassen ihr bisheriges Leben – Familie, Arbeitsplatz, Eigentum – hinter sich.

„Bin ich, hab alles stehen und liegen lasse, gell, bin nach München, bin natürlich nach München kommen und hab i kei Wohnung genomme, bin ich auf der Straße ghockt, verstehn sie“ (Erich B.).

„Da hab ich gesagt, eh ich mich da... ich will kein Ärger mehr ham..., Rumgestreite, hab ich halt mei Sackl und Packl genommen und bin halt auf die Straße“ (Joachim K.).

Die Trennung ist nicht nur ungewollt auf Seiten des Mannes, sie wird subjektiv als Schicksalsschlag erlebt, der unverhofft, völlig überraschend und scheinbar plötzlich wie aus heiterem Himmel über den Betroffenen hereinbricht, mit der Folge, dass die aufgebaute bürgerliche Existenz innerhalb eines kurzen Moments wie ein Kartenhaus zusammenfällt und subjektiv kein Ausweg aus der Situation gesehen wird. *Flucht* verbleibt als einzige Problembewältigungsstrategie.

„I: ...da haben Sie mit Ihrer Frau zusammengewohnt, und wie ist das dann vor sich gegangen?

B: ja, i bin dann auszogen daheim und praktisch vorm Nix dagstanden na, da bin i dann direkt, da bin i dann weg von Regensburg, na bin i nach München, weil i gmeint hat, da kann i was packen, aber des is auch ned ganga und (...) da hab i dann niemand kennt (...) und dann wars aus...“ (Bert K.)

Qualitative Hintergründe von Flucht bei Trennung von Seiten der Partnerin sind schwierig zu fassen, sie beinhalten sowohl individuelle wie gesellschaftlich vorgegebene Aspekte. Die Betroffenen haben nach ihrer Aussage zum Teil sehr viel in die Familie investiert. Sie sehen sich als Familienväter und als Familienernährer. Sie arbeiten (in manchen Fällen als Selbständige) „Tag und Nacht“ – und am Wochenende zusätzlich schwarz.

„...verstehn Sie, deswegen hab ich auch mei Frau net mehr verstande, verstehn Sie, die hat nur, weil des hat gstimmt, mir ham überhaupt kei Familienleben mehr g'habt, verstehn Sie, ich hab dauernd hab ich in der Firma

⁶⁰ Zumeist in eine Großstadt (in unserem Fall München), in der meist keine verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Netzwerke vorhanden sind.

drinnen ghockt, net. Ich hab jeden Tag aufghabt und so weiter und so fort.“
(Erich B.)

Die Familie ist ihr Ein und Alles, für das sie sich aufopfern. Und dann kommt, unverhofft, ganz plötzlich, die Scheidungsklage oder die Frau verlässt ihren Mann.

„Ich war so dings stehend K.O. und da hat mich mei Frau immer mehr im Stich gelasse, nä. Plötzlich, und dann hing der,... plötzlich. Und so weiter, immer mehr im Stich gelasse, bis ich eigentlich immer ganz allein dagestanden bin. Und als mei Frau is bloß no kommen um's Geld zu hole, gell. (...) Und plötzlich ... ohne heiteren Himmel, ich hab von gar nix gewußt, hin und her, gell, krieg ich vom Gericht a Schreiben. Ich krieg a Schreiben, ich bin net vorbestraft und hab nix, gell. Was is denn des? Und hab grad in der Küch gstanden, wie der Postbote kommen is, ich hab des als net aufgemacht, ich hab gedacht ah ja, wenn nachher a bissel mehr Ruh is, machste des auf, gell. Ich mach des auf, Scheidungsklage, ich bin bald aus alle Hose g'fallen, gell. Verstehn Sie, ich war vollkommen überrascht.“ (Erich B.)

7.2.2 *Flucht nach Konflikt mit Eltern/Familie*

Flucht impliziert vor allem ein panikartiges Verlassen von Familie und Arbeitsplatz, und somit der in vielen Fällen ehrgeizig aufgebauten Existenz. Die auslösenden Momente für Flucht beziehen sich hier ausschließlich auf Probleme bezüglich des familiären Netzwerks. Hierzu gehören neben der eigenen „erworbenen“ Familie aber auch Bezugspersonen oder Eltern und Geschwister. So können auch der Tod einer Bezugsperson oder ein Familienstreit mit den Eltern ein Fliehen auslösen.

„... und ähm weil da mein Vater gestorben is, mein Vater war meine stärkere Bezugsperson und ich mich mit meiner Mutter noch nie gut verstanden hab, is das dann eskaliert so mit 19. Mit 18 hats schon den ersten Streiß gegeben wo ich da aus der Lehre rausgeflogen war als Gärtner, da hat meine Mutter keine Lust mehr auf mich gehabt. Und dann mit 20 bin ich endgültig rausgeflogen Gut, und dann hab ich das abgebrochen, ja gut, und dann bin ich von zu Hause rausgeflogen, damals war ich 20 gewesen und hab dann auf der Straße gelebt.“ (Ulrich K.)

„... des is eigentlich vor zehn Jahren ungefähr so los ganga. Da war i bei meine Eltern da auf'm Bauernhof und do hob i, hob i mit eana, da hot eigentlich ois baßt, und mei Schwester die hat dann, war in a Schei-, in da Scheidung glebt, weil's ihra Mann ihra so gschlong hot und so weiter, also hat's mei Vater wieder aufnomma ... mit ihre zwei Kinder. Na hot's irgendwie Streit geben und so weiter, auf jeden Fall hab ich dann mein Koffer gepackt, hob ma 2000 Mark vom Konto, äh, vom Konto g'holt und vor zehn Jahren, zehn, elf Jahren und bin nach München gegangen.“ (Franz B.)

7.2.3 *Flucht vor offenem Strafverfahren*

Neben den Hauptauslösern für Flucht aus dem persönlich familiären Bereich gibt es noch weitere Auslöser für eine Flucht „auf die Straße“ zum Beispiel ein offenes Strafverfahren. In diesen Fällen fliehen die Betroffenen eine Zeitlang vor den Strafverfolgungsorganen und ziehen ein „anonymes“ Leben auf der Straße ohne feste Adresse vor. So ist zum Beispiel Lothar G. (vgl. Kapitel 6.3) nach einem Bankraub längere Zeit auf der Flucht, bis er sich den Strafverfolgungsbehörden stellt. Ein anderer flüchtet aus seiner Heimatstadt aufgrund eines offenen Strafverfahrens wegen Ladendiebstahl und ist dadurch dann erst mit der Wohnungslosenszene in Berührung gekommen.

„Ja, denn war ich, eh, denn hab ich, dann war ich bei der Müllabfuhr mal, zwei Jahre oder was, ja. Das war auch sehr gut muss ich sagen, ja. Dann hab ich ein Verfahren offen gehabt, wegen so Sachen wie Ladendiebstahl und so Scherze da, ne und dann war ich auf der Flucht irgendwie auch und dann hab ich auch keine Wohnung mehr gehabt, später mal; dann hab ich in ner Gartenlaube auch gewohnt, ja. So bin ich also in Kontakt gekommen mit der ganzen Szene überhaupt auch, also mit der Straße und so.“ (Ralf K.)

Heinz T. (vgl. Kapitel 6.5) flüchtet bereits als Jugendlicher vom elterlichen Hof, weil er ein offenes Strafverfahren wegen Hopfendiebstahl hat.

„Ja gut, bis ich halt, bis das aufkommen ist, da bin ich halt flüchten ganga. Und da ham mi mei Eltern schon geholt, logisch. Naja, und dann bin i von dahoam abgrückt. Da war ich in Ludwigshafen, da hab i a Zechprellerei gmacht, da hams mi auch einsperrt drei Wochen in Ludwigshafen oben.“ (Heinz T.)

7.2.4 *Flucht vor bevorstehender Räumungsklage*

Auch in Bezug auf eine bevorstehende Wohnungsräumung oder Kündigung kann es zu einer Fluchtaktion kommen, wenn aus der Sicht der Betroffenen keine andere Handlungsalternative in Sicht ist. So packt einer der Befragten einen Tag, bevor es zur Zwangsräumung kommen soll, ein paar Tüten zusammen und macht sich aus dem Staub.

„Dann bin i mit acht Plastiktüten von der Wohnung weg. Oan Tag, bevor die kema warn, i hob ma denkt, mit dem, mitm Gricht, i – nix mehr! Na bin i hoit naus. Wo gehst hin, do hi, do her, was machst, kennst München, wo sollst higeht?“ (Horst S.)

Ursache war hier eine Arbeitslosigkeit die auf Dauer dazu geführt hat, dass einfach keine Mietzahlungen mehr möglich waren. Solange die Mutter noch gelebt hat, konnte man gemeinsam die Miete noch aufbringen. Aber mit dem Tod der letzten Bezugsperson in Verbindung mit dem Konkurs der Firma brach alles zusammen.

„Naja, na is abganga: Räumungsklage, koa Miete hamma zoin kenna, na bin i arbeitslos worn, de hat Bankrott gmacht, de Firma, na stehst auf der Straß.“ (Horst S.)

7.2.5 *Flucht aus Kinder- bzw. Jugendheim*

Auch eine Flucht als Jugendlicher, nach einer in Heimen verbrachten Kindheit, aus dem Heim auf die Straße fällt in die Kernkategorie Flucht.

„...ich bin viel in Heimen aufgewachsen seit meinem neunten Lebensjahr und irgendwann hats mir gstunken im Heim zu sein und da hab ichs hingeschmissen und bin auf die Straße gelaufen“ (Albert P.)

In diesem Fall darf als Kontext für die Flucht eine zu dieser Zeit bestehende Drogensucht angenommen werden. Der Befragte tingelt durch die Drogenszene, jobbt mal hier mal dort, findet bei Bekannten aus der Szene Unterschlupf und lebt ohne festen Wohnsitz.

„...ja, ja, das war dann in Duisburg, eh , danach bin ich in die Lehre gekom-

men, bin auf ne andere Abteilung gekommen und da fing ich dann an eh Shit zu rauchen, meinen ersten Joint, meine erste Pfeife (...) na, das ging so bis nach meiner Bundeswehrzeit, da war ich 21, 22, hatte ne abgeschlossene Lehre und ja dann bin ich also ziemlich abgerutscht in diese Drogenszene (...) auch mit härteren Drogen, mit Heroin und allem, eh, hab ne zeitlang auch auf der Straße gelebt, ne Zeitlang bei Bekannten oder Freunden, hab zeitweise mal gedealt, Gelegenheitsjobs dabei (...) also ziemlich kunterbunt bis, bis hin zum 28. Lebensjahr.“ (Albert P.)

7.2.6 *Kontextbedingungen für Flucht*

Es gibt also unterschiedliche ursächliche Bedingungen, warum die Männer in unserer Untersuchung an irgendeiner Stelle in ihrem Leben als einzige Handlungsoption für sich die Flucht sehen. Allerdings ist es unbestritten so, dass von der Frau oder Lebenspartnerin verlassen zu werden, bei einer Scheidungshäufigkeit von 44 % im Jahr 2003 in Westdeutschland (Geißler 2006: 338) Prozent heutzutage sicherlich kein ungewöhnliches Ereignis ist und nicht zwangsläufig zu einer Flucht und schon gar nicht auf die Straße führen muss. Auch offene Strafverfahren führen nicht bei jedem zu einer Flucht.

Es kann zwar meist ein direkter Auslöser für Flucht ausgemacht werden, aber selbstverständlich gibt es zusätzlich einige andere Bedingungen die Flucht umrahmen bzw. auf die Fluchtaktion einwirken. Diese Bedingungen können sowohl im strukturellen wie auch im persönlichen Bereich verortet sein.

Zentrale Kontextbedingungen in meiner Analyse sind hier finanzielle Probleme, in Form von Schulden. Hier taucht auch der nach der Trennung erhobene Unterhaltsanspruch der Frau auf, der oftmals von den Männern nicht geleistet oder auch als unangemessen/ungerecht empfunden wird und das fluchtartige Verlassen der Heimat mit beeinflusst.

„... da hab ich noch gearbeitet. Allerdings hab i von der alten Wohnung, na hab i von meiner Ex-Frau, die hat drei Jahr umsonst praktisch drin gelebt. I hab die Fehlbelegungsabgaben zahlt und den Unterhalt für die Kinder und sie war ned amal fähig, dass sie halt ab und zu amal Miete zahlt oder so was. Nach der Scheidung is natürlich..., weil des war a Dienstwohnung (...) und jetzt hab i die Schulden von der Dienstwohnung no aufm Hals und die die Schulden von der Fürstenriederstraß, weil da bin i dann nimmer nachkomma, weil ich hab

ab und zu im Monat bloß 400 Mark ghabt, was sollst da machen. Und seit 96 hab i dann s Handtuch gschmissen, na hab i zehn Jahr zahlt, ununterbrochen immer 1500 Mark jeden Monat und i hab nimmer können, i hab nimmer leben können und nix mehr. Dann bin i auf d Straß ganga, eineinviertel Jahr ungefähr, ja, eineinviertel Jahr

I: und Sie haben gesagt, Sie haben dann die Wohnung in der Fürstenriederstr. aufgegeben?

B: ja, die hab i aufgegeben müssen, weil i hab, i bin doch mitm Zahlen nimmer nachgekommen.“ (Armin G.)

In einem anderen Fall kam es bei einem selbständigen LKW-Fahrer (wohl mit eigenem LKW) nach einem schweren PKW-Unfall zu einer dauerhaften Krise. Während eines langen Krankenhausaufenthaltes kam es zu einem Schuldenberg, der offensichtlich das Scheitern seiner Ehe nach sich zog.

„Und dann hab i ihn mal doch a mal braucht, weil i weg hab müssen, und da hab i dann an Spezi mitg'nomma, den hob i fahren lassen. ... Und ... und beim Retourfahren war des Auto Totalschaden. Er is g'storben. Und i war, so halbert. ... Und, ja, ja dann bin i rauskemma vom Krankenhaus, Schulden, Schulden. Sog i: Des zahl scho i. Ja, und da is ein Brief nach'm andern kemma, sie wissen's selba, wie's läuft und, ja, und dann hab i lang net arbeiten kenna. Dann is natürlich des Geld na ausganga. (schnieft).“ (Peter M)

An dem Lebensverlauf von Peter M. kann man sehr gut verdeutlichen, wie eine Kumulation von kritischen Lebensereignissen in die Wohnungslosigkeit mündet. Die persönliche Schlüsselstelle, die Peter M. als Auslöser für seine Wohnungslosigkeit sieht ist der Unfall. Dennoch wird bei genauer Betrachtung deutlich, dass dieser nicht unmittelbar zur Flucht und somit zu seinem Einstieg in die Wohnungslosigkeit geführt hat. Er versucht zunächst noch seinen Betrieb aufrecht zu halten und stellt einen Fahrer für den LKW ein. Dennoch scheinen ihm die Kosten davon zu laufen. Zudem hat er offensichtlich nicht die für Selbständige Unternehmer üblichen Vorsorgen für Ausfallzeiten, z. B. in Form von Versicherungen getroffen.

„Und dann die Kosten san a bißerl weitergelaufen. ... Dann hob i scho an Fahrer nauffan, aber der kostet Geld. Ja, der hat am Tag 300 Mark eing'fangt, des war ihm zwenig. Weil des..., der hat ja für 50 Mark Diesel braucht und, und, Versicherung und Steuer, Sie wissen's selber und ... Ja, und dann san halt die Schulden immer mehrer worden ...“ (Peter M.)

Er versucht zu diesem Zeitpunkt noch mittels von seinem Bruder geliehenen Geldes, die drohende Insolvenz abzuwenden.

„... und dann hob i zu meim Bruder g'sagt, er soll mir mindestens 30.000 Mark leihen. Ja, gut, der hat's ma geben.“ (Peter M.)

Als zu den finanziellen und körperlichen Problemen noch ein weiterer gesundheitlicher Tiefschlag – ein Herzinfarkt – kam und zudem die Freundin von Peter M. die Beziehung beendet hat, war für ihn die Flucht die scheinbar einzige Handlungsalternative.

„Und ... ja, dann hob i an Herzinfarkt kriagt, na wars natürlich ganz aus. ... Und dann hat's g'sagt, die Elvira, kann net in Schulden neileben, dann war's aus. Ja und der Laden hat na ihrer g'hört. Bin i auf'd Straß'. Des war alles.“ (Peter M.)

An diesem Beispiel sieht man sehr deutlich, dass das Zusammenspiel mehrerer schwerwiegender Probleme – finanzielle, berufliche, familiäre, gesundheitliche – in verschiedenen Lebensbereichen hier zum Einstieg in die Wohnungslosigkeit führt.

7.2.7 Intervenierende Bedingungen für Flucht

„Fliehen“ als Umgang mit kritischen Lebensereignissen impliziert auf der individuellen Seite häufig ein Fehlen von Konflikt-, bzw. Problembewältigungsstrategien. In manchen Fällen ist dies aufgrund von „psychischen Problemen“ wie z. B. Alkoholabhängigkeit oder Drogensucht interpretierbar.

„...Dann hab i plötzlich gmerkt, dass i Alkoholprobleme hab.“ (Lothar G.)

„ich hatte damals zwar ne eigene Wohnung aber war quasi auch auf der Straße, ging nich mehr lange gut, ein, zwei Monate noch, dann hätt ich auch auf der Straße wieder gelegen, weil eh Miete das hab ich also in die Vene ein, hat mich schon nich mehr interessiert“ (Albert P.)

Einige der Befragten erklären das fluchtartige „auf die Straße gehen“ mit einer schon immer vorhandenen „dissozialen Tendenz“, die sie schon immer zur

Flucht vor Konflikten getrieben habe. Auch habe die Straße und das Leben auf der Straße schon immer eine Anziehungskraft auf sie ausgeübt.

„... ja, aber ich hab ja immer so a Tendenz ghabt, dass ich immer so auf Platte machen wollte, des war schon immer bei mir so vorhanden, ... also ich hab mit Wohnung auch schon mal öfters draußen geschlafen und so, des war scho immer bei mir so vorhanden. Zuhause no ned, aber dann später, wo ich alleine war, also mi hats schon immer dahin gezogen, praktisch. Ich hab oft lieber vor der eigenen Haustüre geschlafen, wie i eben neigegangen wär. (...) Des ist einfach, des nennt man eine dissoziale Tendenz.“ (Lothar G.)

„I bin immer, ja, früher, da wie i jung war, da war i ziemlich lebendig g'wesen. I war in Hamburg 2 Jahre. Und dann in Frankfurt ??? I war in Landshut g'hockt, in München war i a scho, ..., einmal war i in Bernau g'wesen. Ja. ... Ja, ja. Da war immer-, bin i immer wieder von zu Hause geflüchtet. Immer wieder obg'haut. Des is, von meiner Kindheit her.“ (Franz B.)

7.2.8 *Konsequenz von Flucht*

Flucht zieht die Konsequenz der Wohnungslosigkeit mit unterschiedlicher Geschwindigkeit nach sich: der Weg des Einstiegs kann sich recht abrupt, meist aber fließend gestalten. Aber in jedem Fall wird er von einem beruflichen Abstieg begleitet. Einer der Befragten lebt sofort nach seiner überstürzten Ankunft in München auf ‚Platte‘ und findet eine Arbeit als Spüler.

„... gell und bin nach München gefahren. Wie mir des München eingefallen is, kann ich Ihnen auch net sagen, gell. Bin ich-, hab alles stehen und liegen lasse, gell, bin nach München, bin natürlich nach München kommen und hab i kei Wohnung genome, bin auf der Straße g'hockt, verstehn Sie. (schneift). Und hab dann, äh, Arbeit trotzdem angenommen und so weiter, weil ich konnt ja dann kochen, gell. Bin dann in die Gastronomie, hab dann no keine Wohnung gehabt, bin ich trotzdem arbeiten gegangen, jeden Tag und so weiter und so fort.“ (Erich B.)

Andere wiederum wohnen die erste Zeit in Pensionen – bis die von zu Hause mitgebrachten finanziellen Mittel zur Neige gehen.

„...dann hob i Pension, da unten, wo war des g'wesn, die hat 40 Mark kostet, pro Tag. 40 Mark. Und da is Geld a so dahiganga. Mei, was moanst, wie

schnell, dass des Geld weg war. Ja, und dann in's Kino ganga, als Zeitvertreib und in's Fußball raus, in's Olympiastadion. Jedenfalls innerhalb ... von zwei Wochen oder drei Wochen, moan, hob i scho wieder koa Geld nimmer g'habt.“
(Franz B.)

Sehr oft greifen die Betroffenen im Zuge ihrer Flucht kurzfristig auf weitere familiäre – in vielen Fällen ist dies die Mutter – oder freundschaftliche Netzwerke zurück.

„I: Als Sie dann nicht mehr zu Ihrer geschiedenen Frau, als Sie nicht mehr in die Wohnung einziehen wollten, was haben Sie dann gemacht?

B: des war da, (...) und da war ich ja in Schweinfurt bei meiner Mutter.“ (Fritz T.)

„Da hat sie gesagt, bleiben wir mal eine Zeitlang getrennt und ich bin dann dort zu einem Freund, den hab ich kennengelernt, bin ich in die Richtfeldstraße. Da am Olympiazentrum. Na, gut. Und da hab ich dann zuerst einmal bei ihm gewohnt, aber er hat ein 1-Zimmer-Appartement, 32 Quadratmeter. A Frau und ein Kind.“ (Johann K.)

Aus den unterschiedlichsten Gründen erfolgt jedoch nach kurzer Zeit ein Verlust des ‚Stützpunktes‘, der zumeist auch die Möglichkeit einer Rückkehr ausschließt. Das Netzwerk geht vollständig verloren, z. B. durch den Tod der Mutter, dass die Wohnung aufgrund der finanziellen Lage nicht gehalten werden kann (siehe Horst S. Kapitel 6.4).

Bei anderen entwickelt sich das Netzwerk der ‚Kumpel‘ als instabil, da beispielsweise für eine dauerhafte Schlafmöglichkeit zu wenig Platz in der Wohnung vorhanden ist. Die Schwelle zur Wohnungslosigkeit – auf der sich der Betroffene möglicherweise auch schon während dieser Übergangsphase bewegt hat – wird also im letzten Schritt durch diesen Verlust überschritten.

„Da war ein französisches Bett drin, ein Sofa, ein Fernseher und ein Tisch, dann war das Zimmer voll. Das habe ich eine Woche ausgehalten, dann hab ich gesagt: Thomas, na, des geht net. Ich komme mir eingesperrt vor. Weil er hat gesagt: Johann, in der Früh leise und abends vor 10.00 Uhr kommen, dass die Tochter, dass die schlafen kann. Also, das hab ich gemacht und dann habe ich gesagt: Na und dann hab ich Platte gemacht im Olympiazentrum, des war noch das erste Mal.“ (Johann P.)

Hier wird aus der Analyse deutlich, dass es Überschneidungen bei den Kategorien *Flucht* und *Hineinschlittern* gibt, was sich zunächst wie ein Widerspruch anhört ist nur scheinbar ein Widerspruch. Denn, wie oben beschrieben, zieht Flucht nicht immer eine sofortige Wohnungslosigkeit nach sich, sondern kann auch der Beginn eines Abstiegsverlaufs sein (siehe hierzu Konsequenz von Flucht). Dennoch beginnt *Hineinschlittern* natürlich nicht immer mit einer Flucht. Die ursächlichen Bedingungen sind auch hier vielfältig. Dies konnte auch schon in Kapitel 4 „Das Leben vor der Wohnungslosigkeit“ gezeigt werden.

Der letztendliche Auslöser von Wohnungslosigkeit ist also in diesen Fällen der Verlust bzw. das Nichtvorhandensein von Netzwerken und/oder damit verbunden das Fehlen von Handlungsalternativen.

7.2.9 Verlust bzw. das Nichtvorhandensein von Netzwerken/Auflösung von traditionellen sozialen Netzwerken

Bei Beginn der ersten Wohnungslosigkeit brechen viele Beziehungen ab. So wenden sich eine Vielzahl von Bekannten von einem ab, viele Kontakte brechen aber auch ab, weil man einfach nicht mehr erreichbar ist. In diesem Zusammenhang kommt dem Phänomen Stadt eine besondere Bedeutung zu. Viele der Befragten verlassen zu Beginn der Wohnungslosigkeit den bisherigen Wohnort um in die Stadt zu gehen, ohne dort eine konkrete Anlaufstelle (Freunde, Verwandte oder ähnliches) zu haben.

Ein möglicher Grund hierfür könnte ein Schamgefühl sein und damit verbunden der Wunsch in der für die Stadt typischen Anonymität ab zu tauchen. Diese Flucht aus dem persönlichen Umfeld führt natürlich auch zu einer Beschleunigung des Auflösungsprozesses von vor der Wohnungslosigkeit bestehenden Netzwerken. Ursächliche Bedingungen für die Auflösung des Netzwerks ist jedoch häufig, wie eben dargestellt, der familiäre Konflikt - entweder mit den Eltern oder mit der Ehefrau - mit dem das Fluchtverhalten erklärt wird. Die bereits beschriebene Überraschung, die im Zusammenhang mit dem Ereignis Scheidung häufig auftritt, verstärkt zum Einen dieses Fluchtverhalten und ist

zum Anderen eine Erklärung für das Abbrechen der Kontakte von Seiten der Familie/Ehefrauen. Einige Befragte erkennen auch, dass ihr Alkoholproblem ursächlich für das ‚Abwenden der Anderen‘ ist.

„... da sagt er, du warst aber ziemlich hoch drom scho, in deinem Leben, Haus, Frau und Kind, 20 Jahre verheiratet (...) kannst mir den Auslöser sagen, warum das passiert ist, ... schaut mir an ... beim besten Willen ned, i hab alles ghabt, und trotzdem, irgendwas, irgendwas hat ned stimmt (..) und dann mei heimliche Trinkerei, mei, wollt ja ned, dass sie das so richtig mitkriegt, jetzt war da so a Stadl dabei, so a kleiner, kleiner Nebengebäude umgotteswillen, gotteswillen, eines Tages, läuft sie durch, wos higschaut hat Flaschen, Flaschen, Flaschen. (...) nachdem das mich so angebrüllt hat, vor meiner Tochter, dann hab ichs wieder offen gmacht, ich hab gmütlich in der Couch, hab ferngesehen, (hustet) (unverständlich) leere Flaschen um mich rum, weil sie is dann ins Wohnzimmer a nimmer nei, weil i habs ja offen neben mi higstellt, oh, und eines Tages kommen drei Mann vom Gesundheitsamt, da hat sie s Gesundheitsamt gerufen, die sollen mal vorbei schauen, sollen sich des anschauen, was da mit ihrem Mann ist (...) ja ich bin grad am, am, am (unverständlich) von am Bier, stehen die drei da, oha, ja i war schon ganz gut drauf wieder, da sagt der eine, Herr P., wenn sie nicht aufhören, dann laß ich sie morgen abholen...“ (Johann P.)

Die Kontakte werden allerdings nicht nur von den ‚Anderen‘ beendet, sondern zum Teil ganz bewusst von den Betroffenen selbst. Oftmals wird selbst vor den engsten Angehörigen die eigene Situation geheim gehalten, weil es den Betroffenen peinlich ist, dass sie wohnungslos sind. Dieses Schamgefühl wird meist nicht explizit ausgesprochen, erschließt sich aber aus der Tatsache, dass z. B. die von den Kindern oder Geschwistern angebotenen Hilfen nicht angenommen werden, um ihnen gegenüber die eigene wahre Situation nicht eingestehen zu müssen.

„Ja, gut, mein Bruder kann i natürlich a net belasten oder was. Der hat ja selber Familie und-. ... Aber dann is ja gar nimma ganga, da bin i zu ihm ganga. Aber g'sagt, der kann mir a net so groß helfa. Der is a bloß Arbeiter, sehr gut, und sei Frau a. Aber, gewisse Grenzen sind gesetzt.“ (Peter M.)

Möglicherweise handelt es sich auch um eine Form des psychologischen Copings, wenn die Betroffenen erzählen, wer ihnen Hilfe angeboten habe. In den

Darstellungen der Betroffenen erscheint der Verzicht auf diese Hilfe freiwillig und selbst gewählt.

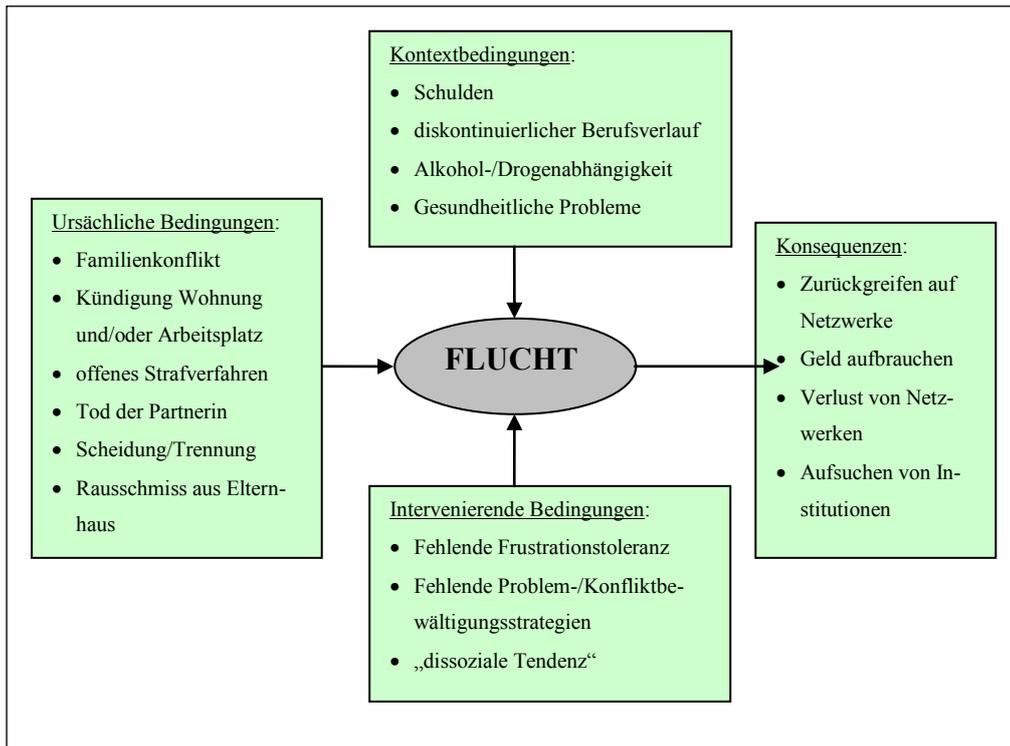
„B: Mit dem Sohn, der wohnt in Weilheim, da hab ich noch Kontakt.

I: Sehen Sie sich dann ab und zu?

B: Ja, ja ich sollte ja nach Weilheim ziehen zu ihm. Der ist verheiratet, der hat gut eingeheiratet, aber ich mag des net, wissen sie, Weilheim is a Dorf, wenn man die Stadt gewohnt is. Hier kenn ich jeden, in Weilheim kenn ich niemand. Da gibt's netamal den Knast noch wo ich drin war, den hams gschlosse. Na, so geht es mir eigentlich gut, ich will mich nicht beklagen.“ (Gustav S.)

Als intervenierende Bedingung wird retrospektiv für den gesamten Verlauf der Netzwerkprozesse bezüglich der Herkunftsfamilie die eigene Position innerhalb der Familie ausgemacht. Die Betroffenen sehen sich im Vergleich z. B. zu ihren Geschwistern als das ‚schwarzes Schaf‘ der Familie an. Dies deutet auf einen problematischen Verlauf von Beziehungen innerhalb des familiären Netzwerkes hin, der letztendlich mit der vollständigen Auflösung der Beziehungen endet.

„Ich hab auch noch sechs Geschwister, aber die eh, hab ich auch keinen Kontakt mit, ne, die funktionieren alle so gut, ja, und ich bin da das schwarze Schaf halt, ja, weil ich halt nicht funktioniere, ja und eh ne.“ (Ralf K.)



Grafik 6: Flucht als ein zentrales Phänomen des Beginns der Wohnungslosigkeit

8 Die Untersuchungsergebnisse im gesellschaftlichen Kontext

Aus den bisherigen Analysen wird die Komplexität der Entstehung von Wohnungslosigkeit auf der individuellen Ebene deutlich. Ich konnte in meinen Ausführungen zeigen, dass beide Extreme einer starren Gegenüberstellung von Gesellschaft auf der einen Seite und Individuum auf der anderen Seite nicht Ziel führend für die Erklärung der Wohnungslosigkeit ist. Dies trifft sowohl zu, wenn den Individuen sämtliche Verantwortung für ihre Situation selbst zugeschrieben werden, als auch wenn ihnen jeglicher Beitrag an der Herstellung ihrer eigenen Situation abgesprochen wird. Es ist deutlich geworden, dass auch Wohnungslose weder frei ihre Präferenzen realisierende Individuen sind, noch gänzlich passive Opfer von Umständen. Das Individuum ist nicht losgelöst von Gesellschaft und damit von gesellschaftlichen Strukturen zu sehen und zu verstehen.

Zudem konnte aufgezeigt werden, dass es sich bei den gefundenen Lebensverläufen um kontingente Verläufe im Sinne des in Kapitel 4.4 beschriebene kontingenten Karrieremodells handelt und die vorgefundenen Karrieren durch soziales Handeln bzw. Coping (vgl. 4.3) ebenso geprägt werden, wie durch persönliche und gesellschaftliche Strukturen und soziale Netzwerke (vgl. 4.5). Der eigene Handlungsanteil ist entscheidend für die Verläufe der Karrieren und für die Einstiege in die Wohnungslosigkeit. Das Coping an den Schlüsselstellen und mit den unterschiedlichen äußeren Bedingungen ist von entscheidender Bedeutung für den Verlauf der jeweiligen Karrieren. Die Betroffenen haben in jeder Situation erneut durch ihr soziales Handeln die Möglichkeit selber auf den weiteren Verlauf ihrer Karrieren Einfluss zu nehmen. Es konnte gezeigt werden, dass die untersuchten Personen unterschiedlichen Mustern sozialen Handelns folgen. Auch bestätigt sich die Annahme, dass die Personen nicht dauerhaft nur an einem Verhaltensmuster festhalten, sie sogar kombinieren und je nach sozialen Umweltbedingungen und ihrer persönlichen Interessenslage variieren. Die Untersuchten Personen müssen als sozial handelnde Personen begriffen werden, die auf die Kontingenzen der Karriereverläufe durch Coping reagieren und somit aktiv an der Herstellung ihrer eigenen Lebenslage beteiligt

sind. Dass sie hierbei unterschiedlich erfolgreich sind und häufig an oder durch äußere Begebenheiten bzw. Strukturen scheitern wurde in Kapitel 7 ausführlich dargestellt.

Im Sinne des kontingenten Karrieremodells ist es also keineswegs so, dass die untersuchten Personen ausschließlich Handler noch Erleider sind, sondern Handeln und Erleiden in einem dualen Verhältnis in jedem Karrieremoment angelegt ist (vgl. Gerhardt 1986: 52, ausführlich in Kapitel 4.3) und die Interaktion von Individuum und Gesellschaft eine zentrale Rolle im Karriereprozess darstellt.

Als Synthese der bisherigen Analyse möchte ich im Folgenden versuchen, eine Vermittlung von Individuen und gesellschaftlichen Strukturen am Beispiel grundlegender gesellschaftlicher Institutionen darzustellen. Institution wird hier verstanden als ein Komplex aus gesamtgesellschaftlich zentralen, allerdings vom Individuum individuell wahrgenommenen gesellschaftlichen Bereichen, die als Voraussetzung für die Vermittlung gesellschaftlicher Grundwerte gelten und der Entwicklung der kulturellen Identität dienen. Diese können sein: Familie, Beruf, Bildung, Arbeit, Stadt. In meiner Untersuchung möchte ich exemplarisch an den Beispielen Familie, Stadt und Arbeit⁶¹ zeigen, wie diese Institutionen, als Vermittler zwischen Individuum und Gesellschaft in Bezug auf die Wege in die Wohnungslosigkeit dienen. Diese sind auf unterschiedlichen Ebenen angeordnet; insofern ist das Folgende keine kohärente ‚Theorie der Wohnungslosigkeit‘, sondern eher ein Versuch, Wohnungslosigkeit ‚gesellschaftlich zu denken‘. Gemeinsam ist diesen Institutionen, dass sie Vermittler zwischen individueller und gesellschaftlicher Reproduktion sind und durch ihre komplexe wechselseitige Vermittlung als Institution bezeichnet werden können.

⁶¹ Der Verweis auf Familie, Stadt und Arbeit findet sich schon bei Ludwig-Mayerhofer (1999), der sich damals auf die in unserem gemeinsamen Projekt erarbeiteten Ergebnisse bezog. Die folgenden Ausführungen zeichnen die in jener Arbeit nur skizzierten Zusammenhänge detailliert nach.

8.1 Familie

Wie bereits an dem Phänomen Flucht gezeigt werden konnte, haben Frauen – hier sowohl Ehefrauen wie auch Mütter – einen starken Einfluss auf den Verlauf der Karrieren von wohnungslosen Männern und werden häufig, sowohl positiv, wie auch negativ als zentrale Figuren gesehen. So scheint das Scheitern der Ehe in vielen Fällen der Hauptauslöser für eine spätere Wohnungslosigkeit zu sein.

Ich habe bereits erläutert, dass hinter den sicherlich zahlreich vorhandenen individuellen Gründen, die ein solches Ereignis zum Auslöser werden lassen, auch gesellschaftliche und gesellschaftlich vermittelte Bilder von der Familie stecken, die als Institution verlässlichen Halt geben soll und auf Dauerhaftigkeit gegründet ist. Aus den Familiengeschichten unserer Interviewpartner wird deutlich, dass auch diese vor dem Zusammenbruch der Familie an das durch das Patriarchat geprägten Bild des Familienoberhauptes und -ernährers geglaubt haben und – wie oben gezeigt werden konnte – oftmals sehr viel für diese Familie getan haben. Daraus lässt sich auch die ungewöhnlich starke Reaktion mit dieser doch so extremen Auswirkung auf den weiteren Lebensverlauf erklären. Diese starke Enttäuschung gilt sowohl den Frauen selbst, wie auch der Institution Familie als Solche.

Aus den Ergebnissen kann man feststellen, dass sich hier ein Prinzip der Abhängigkeit von einer Frau beobachten lässt. Es scheint auch in unserer, einer von Männlichkeit dominierten Gesellschaft, dass die Frau in der Männersozialisation immer noch das Ordnungselement darstellt. Sie strukturiert das direkte Lebensumfeld des Mannes und verschafft ihm ein Heimgefühl. Ist der Mann in der Gesellschaft zwar scheinbar der Pascha – überspitzt formuliert vielleicht sogar der Herrscher – so ist er – genau wie eben dieser – völlig abhängig von seiner Dienerschaft. Ein Verlust eben dieser Dienerschaft führt zu einer völligen Desorientierung und Hilflosigkeit. Als der letzte Kaiser von China im Alter von ca. 30 Jahren durch den Kommunismus abgelöst wurde kam er in ein Umerziehungslager. Dort musste man ihm erst mal beibringen, seine Schuhe selbst zu binden. Den später wohnungslosen Männer ergeht es häufig ähnlich, da ihnen die scheinbar einfachsten und selbstverständlichsten Dinge des tägli-

chen Lebens völlig fremd sind, da bisher hierfür immer die Frauen, erst die Mutter und später die Frau oder Freundin, in ihrem Leben zuständig waren.

Darüber hinaus ist die Kategorie Frau/Familie jedoch nicht nur für den Beginn der Wohnungslosigkeit von außerordentlicher Bedeutung, denn die Analysen zeigen, dass die Familie die Männer – auch in der Wohnungslosigkeit – nicht los lässt.

Ein erster wichtiger Punkt ist die Tatsache, dass fast alle der später wohnungslosen Männer, die eine Familie haben bzw. hatten, zumindest zeitweise keine Alimente gezahlt haben. Das führt zu Freiheitsstrafen, die im Wiederholungsfall kaum mehr zur Bewährung ausgesetzt werden. Während des Vollzugs der Freiheitsstrafe wächst die Summe der nicht gezahlten Alimente weiter. Natürlich sind nicht nur deshalb die Freiheitsstrafen für den weiteren Verlauf der Wohnungslosigkeit im Zweifelsfall ungünstig. Hinter den Unterhaltspflichtverletzungen steht im Übrigen keineswegs immer die reine Zahlungsunfähigkeit. Sie speist sich teilweise noch aus der Enttäuschung über die Kündigung des ‚Familienvertrages‘ durch die Frau.

Ein zweiter Punkt, wo die Familie zum Tragen kommt, ist die Orientierung der kommunalen Wohnungsvergabe – dies gilt sowohl am Einstieg, wie auch später im Verlauf der Wohnungslosigkeit – an der Priorität der Familien. Den meisten Wohnungslosen ist bewusst, dass Familien und insbesondere allein erziehende Mütter in der Vergabe von Sozialwohnungen Vorrang haben, dass sie als alleinstehende Männer in der Hierarchie der Wohnungsvergabe an nachrangiger Stelle stehen.

„... wenn da a Frau mit Kind kommt, dann kann ichs mir abschminken“ (Fritz T.)

„Schaun Sie, wenn i jetzt a Frau wär und im 7. Monat schwanger, hätt i, was ja logisch is, hätt i nächsten Monat a Wohnung“ (Gustav S.)

Bei manch einem der Befragten ist, auf Grund seiner Erfahrungen und Enttäuschungen, der Wunsch nach ‚Ungebundenheit‘ vielleicht stärker als der Wunsch nach ‚Bindung‘; der Mangel an Beziehungen während der Wohnungslosigkeit hat in den überwiegenden Fällen sicherlich andere Gründe. Zum Einen ist die Wahrscheinlichkeit eine Frau kennen zu lernen schon aufgrund der

zahlenmäßigen Präsenz von wohnungslosen Frauen – der Frauenanteil liegt ‚nur‘ bei 10 – 15 % – gering, zum anderen erschweren die Lebensbedingungen – z. B. die fehlende Privatsphäre – das Führen einer Beziehung.

Nicht nur die Ehefrauen bzw. Frauenbeziehungen, auch die Mütter nehmen bezüglich des Netzwerkes der Männer eine wichtige Rolle ein, da viele Interviewpartner berichteten, dass dort ihr erster Zufluchtsort nach der Trennung oder Scheidung von der Ehefrau, oder dem Verlust der Wohnung, war. Ist die Mutter der letzte Rückhalt und der letzte funktionierende Bestandteil des Netzwerkes aus der Zeit vor der Wohnungslosigkeit, kann z. B. ihr Tod zu einer Instabilität führen, die wie bei einem der Interviewpartner, Auslöser für die Wohnungslosigkeit ist. Die Mütter stellen oft eine Art ‚letzter Anker‘ dar und bieten dadurch mehr Verlässlichkeit als Ehefrauen.

„...ja, ich bin nach meiner Scheidung zu meiner Mutter, zurück. Des war auch a Knackpunkt bei mir. Mei Vater is 78 gestorben und des hat mei Mutter ned verkraft (...) und damals hab i gearbeitet..., in Dachau, bei der Müllabfuhr. Hab i auch gut verdient, is ja kei Schande, oder wenn ma bei der Müllabfuhr arbeitet. (...) Und mei Mutter war die ganze Woche allein, weil ich hab bis Freitag allweil in Dachau geschlafen und Wochenende bin ich halt zu meiner Mutter, und die war immer allein.“ (Micha I.)

Nicht zu unterschätzen ist in diesem Zusammenhang, dass durch den Tod der Mutter nicht nur der emotionale Rückhalt entfällt, sondern die finanzielle Lebensader durch z. B. die Rente der Mutter abgeschnitten wird. (siehe Horst S.)

Wie bereits in Kapitel 7.2 dargestellt ist auf die überraschende Trennung und die nicht gewollte Beendigung der Ehe eine panikartige Flucht aus der Familie und gewohnten Umfeld ein häufiges Phänomen. Zielpunkt ist dann nicht selten die nächste Großstadt.

„Und plötzlich ... ohne heiteren Himmel, ich hab von gar nix gewußt, hin und her, gell, krieg ich vom Gericht a Schreiben. (...), ich bin net vorbestraft und hab nix, gell. Was is denn des? Und hab grad in der Küch' g'standen, wie der Postbote kommen is, ich hab des als net aufgemacht, ich hab gedacht ah ja, wenn nachher a bißel mehr Ruh is, machste des auf, gell. Ich mach des auf, Scheidungsklage, ich bin bald aus alle Hose g'fallen, gell. Verstehn Sie, ich war vollkommen ÜBERRASCHT. Und des Schönste war noch, mei Frau is

vorher noch in Urlaub g'fahren, net, mit die Kinder, net.“ (Erich).⁶²

Der Zerfall der Familie und der Bruch in der Lebensbiographie führen zu einer ungewöhnlich schweren Verletzung. Die Unfähigkeit mit der Verletzlichkeit des Verlassens werden adäquat umzugehen äußert sich in der unüberlegten und überstürzten Flucht in die nächste Großstadt. Angesichts der steigenden Scheidungsraten ist es kein ungewöhnliches Schicksal, wenn eine Ehe auseinander bricht. Umso erstaunlicher ist die heftige Reaktion auf das Zusammenbrechen eines tradierten Familienbildes in welchem der Mann als Familienoberhaupt und Haupternährer gilt. „Die ‚Verletzbarkeit‘ der Männer beruht jedenfalls *auch* auf dem Glauben an solche Bilder. Selbst wenn man also nach individuellen Ursachen für den Glauben an dieses Bild sucht und solche findet, so ändert das nichts daran, dass diese Bilder keine beliebigen, zufälligen Schöpfungen von Individuen, sondern gesellschaftlich produziert sind. Die Enttäuschung der Männer über das Verhalten der Frauen ist auch eine Enttäuschung über die Nicht-Verlässlichkeit der Institution Familie“ (Ludwig-Mayerhofer 1999: 75)

Als Reaktion auf die Verletzung durch die Trennung bzw. Scheidung kommt es häufig zu einer Trotzreaktion, nach dem Motto, „wenn du mich verlässt, dann zahl ich auch nicht für dich“.

„Und na is mei..., mei Frau is da auf do..., (schnauft) mit dera war ich verheiratet, verstehens. Ja, die hat mi auch na sitzen lassen“ (Hubert M.)

„Da ham wir uns 81 scheiden lassen, Anfang 81 war das, ja, da bin ich wieder 81 zur Seefahrt erst mal gegangen. Bis, ja bis Anfang 83. Ja, und dann hab ich alles aufgegeben. Da hatte ich keine Lust mehr. Irgendwie meine Frau, die hat zu viele Anforderungen gestellt.“ (Uwe Sch.)

In der Retrospektive werden durchaus auch eigene Versäumnisse eingeräumt, die letztendlich zum Scheitern der Beziehung geführt haben können.

„Tja, und also schuld bin ich eigentlich, mei Ehe is kaputtgegangen, also, muß ich auch sagen, weil ich fremd ganga bin allweil. Des, mei Frau hat dann irgendwann gsagt, i schiaß di in Wind, auf deutsch gsagt, jetzt mag i nimmer.

⁶² Die Namen der Befragten wurden geändert. Auch sonst haben wir uns bemüht, durch Änderung von Namen und Orten dem Bedürfnis der Befragten nach Anonymität Rechnung zu tragen.

So is mei Ehe kaputtgangen. Zviel Geld ghabt hab i, mir ham alle beide gearbeitet. Und Schwiegerleut ham alle, wie soll i sagn, die ham mei Kind hint und vorn verwöhnt und und mir ham alle beide dreimal im Jahr in Urlaub fahrn können und so (...) Uns is zu gut gangan (...) Jetzt heut bereu ichs, dass ich weg bin, ja.“ (Micha I.)

Im Zusammenhang mit Flucht taucht immer wieder das Phänomen Stadt auf, da Zielort der Flucht oft die Stadt – in unserem Sample München – ist. Die Entscheidung hierzu wird retrospektiv als plan- und ziellos empfunden. Zum einen wird durch Flucht in die Stadt eine möglichst große Distanz zur ehemaligen Frau und auch des heimatlichen Umfeldes erreicht, zum anderen spielen aber auch großstadttypische Aspekte eine Rolle, wie die allgemeine Anziehung der verheißungsvollen, schönen Großstadt, die Hoffnung auf Arbeit, sowie eine schützende Anonymität im Moment des als Scheitern empfundenen Situation.

8.2 Stadt

Was machen Männer, die sich von ihrer Familie trennen, sei es von der eigenen oder der Herkunftsfamilie? Sie packen ihren Koffer und fahren in die nächste Großstadt, die wie Lyn Lofland (1973) beschreibt, „ein Magnet – ein Ort der Wünsche und der Hoffnungen“, ist.

„Dann bin ich nach München rauf und München hab' ich gemeint, des is eine schöne Stadt, wie soll ma sagen?“ (Micha I.)

Die Männer fliehen nicht nur aus dem gewohnten Umfeld, sie suchen geradezu die Anonymität und die Verheißungen der Großstadt als Ausgangspunkt für einen Neuanfang. Was in dem obigen Zitat noch relativ allgemein anklingt, wird von dem folgenden Interviewpartner bunt ausgemalt:

„Wenn'st 2000 Mark ein- einstecken hast und so, gell, und an Koffer für Klammotten und so und dann stehst am Hauptbahnhof und schautst blöd. (...) I bin zum Friseur ganga, i bin zum Friseur ganga, weil i hob ziemlich lange Hoar g'hobt, so lange Hoar naja, jedenfalls bin i zum Friseur ganga hab mir die Haare schneiden lassen, für 85 Mark, ja, ah in der Schützenstraße Ja, zerscht hob i's ma schneiden lassen, so kurz und dann hob i ma noch so

Schneckerl nei machen lassen.“ (Franz B.)

Der Befragte markiert den ‚Eintritt‘ in das Stadtleben mit einer Art Initialritus: Soeben vom Land gekommen, mit 2.000 DM in der Tasche, was ihm, der bis dahin auf dem elterlichen Bauernhof gelebt hat, als viel Geld erscheint, lässt er sich zunächst einmal das entsprechende ‚Äußere‘ verpassen; er lässt sich die Haare für eine beträchtliche Summe modisch ‚stylen‘, in einer Art und Weise, die ihm vermutlich ‚großstädtisch‘ vorkommt. Diese Handlung steht für den Neuanfang, den er machen will. Es symbolisiert den Eintritt in eine andere Welt, ein gesellschaftlich produziertes Bild. Großstadt steht für den Ort des Erfolgs.

Dennoch darf nicht übersehen werden, dass die Großstadt – um noch mal mit Lyn Lofland (1973) zu sprechen – „eine Welt von Fremden“ ist und dies gilt für einen Neuankömmling erst recht. Ohne Freundschafts- und Verwandtschaftsnetzwerke und mit wenig Geld wird das Leben in der Großstadt schnell zum Risiko. Gewiss findet man möglicherweise einen Job auf dem „Jedermannsarbetsmarkt“ (Sengenberger 1978); aber dieser geht leicht wieder verloren, damit bleiben einem nicht nur vermeintlichen „Verheißungen der Großstadt“ verwehrt, sondern auch der Zugang zu Wohnraum. Und so wird das Leben in der Großstadt schnell viel zu teuer. Nur wenig später nach seinem ‚Einzug‘ in die Großstadt ist Franz B. jedenfalls bereits pleite:

„Und da is des Geld a so dahin ganga. Mei, was moanst, wie schnell, dass des Geld weg war. Ja, und dann ins Kino ganga, als Zeitvertreib und zum Fußball raus, ins Olympiastadion ... Jedenfalls innerhalb ... von zwei Wochen oder drei Wochen, hob i scho wieder kein Geld nimmer ghabt.“ (Franz B.)

Die fehlende ‚Einbettung‘ in ein Netzwerk von verlässlichen Beziehungen ist aber keineswegs nur hinsichtlich Arbeit und Wohnung von Bedeutung. Es führt auch dazu, dass Beziehungen, die man zu Noch-Nicht-Bekanntem herstellt, riskant sind. Mehrere der wohnungslosen Männer sind auf diese Weise in ein kriminelles Milieu geraten. Und auch sonst erweisen sich die Bekanntschaften, die die Wohnungslosen schließen, als wenig hilfreich. Geschichten wie die folgende, in der ein Wohnungsloser in wenigen Stunden eine große Geldsumme ‚verliert‘, werden immer wieder erzählt.

„Ja und wie ich von St. Adelheim [JVA] rausgekommen bin, hab ich 5000 Mark in der Tasche gehabt Und dann war ich mit einem weg, dem trau ich das nicht zu, aber da ham sich noch mehrere dazugefunden, ne ... Am nächsten Tag in der Früh, wie ich aufgewacht hab, hab ich kein Geld mehr.“ (Hubert M.)

Auch die Frauen in der Großstadt bleiben den Wohnungslosen fremd. Bei Zufallsbekanntschaften ist das Risiko groß, dass Wohnungslose auf Partnerinnen treffen, die nicht zu ihnen ‚passen‘ – das heißt, die aufgrund ihrer sozialen Herkunft Erwartungen an Lebenspartner haben, die die Wohnungslosen nicht erfüllen können. So fühlte sich Franz B., der von einem Dorf nach München gekommen war, von den Wünschen einer potentiellen Lebensgefährtin überfordert:

„Na hob i oane kennagelernt, von der Uni ... Ja, hob i oane kennagelernt. Die is nur auf Privatschulen ganga. (...) A bisserl a Höhere. Ja. Nur Fremdsprachen ... Die hat gemeint gehabt, i soll mit 30 so die Arbeit hinschmeißen und soll's Abitur machen“ (Franz B.)

Auf der anderen Seite stellt sich aber die Frage, welche neue Art von Beziehungen und Netzwerken sich in der *Stadt* bilden. Interessant erscheint hierbei das Netzwerk unter ‚Gleichen‘, also innerhalb der Szene der Wohnungslosen. Dabei fällt auf, dass viele Wohnungslose sich selbst als Einzelgänger darstellen indem sie sich ganz ausdrücklich und bewusst von den ‚Anderen‘ distanzieren. Sie machen alleine ‚Platte‘, verweigern sich der angebotenen Hilfe und suchen auch nicht selbsttätig Hilfe auf. Ich spreche hier von ‚autarken‘ Wohnungslosen. Diese Autarkie ist letztendlich dann auch die Erklärung für das nicht in Anspruch nehmen von Hilfen jeder Art am kritischen Lebensereignis, dass dann in letzter Konsequenz zur Wohnungslosigkeit führt. Dieses Verhaltensmuster lässt sich in den Interviews bei den „Autarken“ durchgängig im gesamten Lebensverlauf feststellen.

Andere allerdings haben sich in kleinen Gruppen zusammengeschlossen und sich ein ‚autonomes Hilfesystem‘ aufgebaut. Es bilden sich freundschaftliche Kontakte, man hilft sich gegenseitig aus bei finanziellen Problemen, vertreibt sich gemeinsam die Zeit und sorgt in gewisser Weise füreinander. Gelegentlich wird von ehemaligen Wohnungslosen, die inzwischen in einer eigenen Woh-

nung wohnen, berichtet, dass sie den zurückgebliebenen Kumpeln Unterschlupf bieten – zum Übernachten oder auch nur zum nachmittäglichen Fernsehen – oder diese einen Teil ihrer Sachen in der Wohnung unterstellen können. In einem Fall wurde berichtet, dass ein ‚Aussteiger‘ seinen dann nicht mehr benötigten Wohnwagen an zwei seiner Kumpel weiterreichte. Es bildet sich bei wenigen ein freundschaftliches Netzwerk um sich in kleinen alltäglichen Dingen gegenseitig zu unterstützen, dass sich im wesentlichen dann nicht von den ‚traditionellen‘ Freundschaften und Bekanntschaften unterscheidet. Hierfür ist die *Stadt* von essentieller Bedeutung, da diese Szene nur in Städten zu finden ist.

Eine bedeutendere Rolle im Zusammenhang von Wohnungslosigkeit und *Stadt* spielt in der Regel jedoch die professionelle Hilfe durch Streetworker und andere Hilfsorganisationen und häufig sogar als Art Ersatzfamilie fungiert. Die professionellen Hilfeeinrichtungen bilden durch ihre Unterstützung ein emotionales wie auch ein formal-praktisches Netzwerk. So bieten Einrichtungen wie die oben beschriebene (vgl. Kap. 2.2.3) ‚Teestube‘ die Möglichkeit, eine Meldeadresse einzurichten und die Post zu empfangen und zu lagern. Über diese praktisch-organisatorischen Angebote hinaus nimmt die persönlich-emotionale Unterstützung eine zentrale Position ein. Für die Betroffenen sind die Streetworker oft die einzigen Personen, die ihre Probleme ernst nehmen und ihnen bei der Bewältigung ihrer Probleme behilflich sind – oft geht es nur um ‚Zuhören‘. Durch diese Kombination wird das professionelle Hilfesystem in vielen Fällen zur ‚Ersatzfamilie‘. Besondere Bedeutung kommt dieser Einrichtung zunehmend hinsichtlich der hier untersuchten Personen am Einstieg in die Wohnungslosigkeit zu. Die zunehmende Zahl der Hilfesuchenden in der Teestube, die in Wohnungen oder Untermietzimmern⁶³ leben, ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass es auf den Straßen der *Stadt* verhältnismäßig viele Menschen gibt, die sich randständig in diesem Milieu aufhalten und in freilich unterschiedlichem Maße Gefahr laufen, selbst wohnungslos zu werden.

Und trotzdem wäre es nicht richtig, die Stadt nur als den Ort der Chancenlosigkeit auf einen Neubeginn zu betrachten. So ist die Stadt such gleichzeitig der

⁶³ Gemeint sind hier „Neuzugänge“, also Männer, die erstmalig die Teestube aufsuchen und dort Hilfe in Anspruch nehmen.

Ort, der es ermöglicht im Freien zu übernachten in Bahnhöfen, Toiletten oder ähnlichen. So erleichtert er das Betteln und bietet zudem Arbeiten auf niedrigem Niveau. Auf dem nicht-öffentlichen Arbeitsmarkt gibt es Verdienstmöglichkeiten, die ein Überleben ermöglichen.

8.3 Arbeit

Ähnlich verhält es sich mit der Institution *Arbeit* in Bezug auf den Einstieg in die Wohnungslosigkeit auch. Die *Stadt* ist nicht nur der Ort an den es später Wohnungslose hinzieht, wo dann auch das Leben als Wohnungsloser möglich ist. Sie ist auch der Ort, an dem die Wohnungslosen nützlich sind. So gibt es in der *Stadt* z. B. Arbeitsmärkte, an denen Arbeit angeboten wird, die für Menschen mit Wohnung oder gar noch mit Familie viel zu niedrig entlohnt wird. Es handelt sich um Jobs, die nur tageweise angeboten werden, oft ohne Sozialversicherung:

„Also da gibt's die Börse, heißt des. Die is bei der Großmarkthalle. Und da kannst Du hingehen früh ... und des sind meist irgendwelche Tagesjobs, gibt's auch meist manchmal Möbeln-, Möbeln oder so was, so Aushilfssachen. Die melden dann an, der Arbeitgeber da: Brauchen für morgen, für morgen brauch ma zwei Mann mehr. Und dann kannst Du da hingehen, äh, fragen, ob Du des machen kannst und so was. Die da rufen des dann aus, sozusagen, des kommt drauf an, des ergibt sich manchmal, einen Tag, da kannst sogar eine Woche (...) meinetwegen verdienst bloß 12 Mark die Stunde oder so was, aber sag mal, lieber die 12 Mark die Stunde, erstens bezahl ich kei Miete, kei Haus und kein Strom, alles drum und dran halt, nä. Und des sind die 12 Mark, mit die komme ich aus locker. Wenn ich da, wenn ich da drei Tage arbeite, komm ich mit dem Geld, komm ich locker ne Woche aus“. (Dennis P.)

Kann das Annehmen solcher Jobs, wie oben gezeigt werden konnte, einerseits zu Wohnungslosigkeit führen, so können paradoxerweise, wie hier deutlich wird, es sich gerade Wohnungslose ‚leisten‘, solche Tätigkeiten anzunehmen: Für Arbeitskräfte, die nicht nur alleinstehend sind – also kein ‚Familieneinkommen‘ erzielen müssen –, sondern auch noch ‚auf-der-Straße-stehend‘ – also auch keine sonstigen fixen Kosten haben –, liefert ein Job auf niedrigstem

Niveau deutlich mehr, als an laufenden Kosten für den Lebensunterhalt anfällt. Dieser Sachverhalt macht es einerseits nötig zu erkennen, dass sie einen Abstieg in einer prekären Lebenssituation beschleunigen bzw. zumindest unterstützen und andererseits gleichzeitig möglich, sich mit der Tatsache abzufinden, dass die Jobs der ‚Börse‘ eben keine längerfristige Sicherheit bieten.

Zur Arbeit der Wohnungslosen gehören aber nicht nur solche Formen von – meist prekärer – Erwerbsarbeit.⁶⁴ Dazu gehören auch allerlei Formen von Schwarzarbeit (die natürlich vor allem für jene Wohnungslosen attraktiv sind, die Alimente bezahlen müssen), Blutspenden, die Mitwirkung bei medizinischen Experimenten oder ‚Tätigkeiten in der Marktforschung‘, also das Testen von Produkten und das Ausfüllen der entsprechenden Protokolle. Abgesehen davon, dass auch Betteln oder das Suchen nach leeren Pfandflaschen *Arbeit* ist (und von den Wohnungslosen auch so gesehen wird), sind die Wohnungslosen also keineswegs vom Arbeitsmarkt völlig abgeschnitten. Das Problem ist vielmehr, dass sie einerseits aufgrund der Wohnungslosigkeit in der Lage sind, die skizzierten Niedriglohtätigkeiten anzunehmen, dass aber diese Tätigkeiten einen Einstieg in die Wohnungslosigkeit beschleunigen und zudem einen Ausstieg aus der Wohnungslosigkeit nicht zulassen.

Gerade in der oben beschriebenen Phase des „Hineinschlitterns“ können diese prekären Beschäftigungsverhältnisse geradezu in die Wohnungslosigkeit führen oder perpetuieren diese sogar, wenn scheinbare Ausstiege aus der Wohnungslosigkeit sich eben nur als scheinbar herausstellen.⁶⁵ Nicht selten sind ‚marginale‘ Beschäftigungsverhältnisse mit einer Wohnmöglichkeit verbunden. Man findet hier quasi-feudale Arbeitsbeziehungen, bei denen Arbeit, Wohnung, ja manchmal sogar Familienanschluss miteinander verquickt sind. Die Folge ist aber, dass mit dem Arbeitsverhältnis auch das Wohnverhältnis beendet wird. Die hiervon Betroffenen stellen in unseren Daten die einzigen Fälle

⁶⁴ Die hier überwiegend zugrundegelegte Perspektive läßt nicht gut erkennen, dass Wohnungslose nicht selten, gerade über halbwegs reguläre Beschäftigungsverhältnisse, für kürzere oder längere Zeit die Wohnungslosigkeit verlassen (auf eine spezielle Konstellation gehe ich in dieser Arbeit nicht ein). Ja, es kann angenommen werden, dass nicht wenige Männer nach kürzeren oder längeren Wohnungslosigkeitsphasen wieder in ein ‚normales‘ Leben zurückkehren. Die hier beschriebenen ‚Arbeits-Verhältnisse‘ beziehen sich also allesamt auf das Leben *kurz vor* oder *in* der Wohnungslosigkeit.

⁶⁵ Hier beziehe ich mich auf eine spätere Phase im Lebensverlauf von Wohnungslosen, die in dieser Arbeit nicht näher untersucht wurden.

dar, in denen als Auslöser von Wohnungslosigkeit tatsächlich die (hier durch das Ende des Arbeitsverhältnisses ‚mit gesetzte‘) Kündigung der Wohnung fungiert.

Die Institution *Arbeit* steht in einem engen Verhältnis zu der Institution *Stadt* und kann als Vermittelnde Kategorie zwischen Individuum und Gesellschaft für den Einstieg in die Wohnungslosigkeit ausgemacht werden.

So kann also zusammenfassend festgestellt werden, dass die Kategorien *Familie*, *Stadt* und *Arbeit* – obwohl sie scheinbar nicht auf der gleichen Ebene liegen – alle als bedeutsame und vermittelnde Kategorien sowohl auf individueller, wie auch auf gesellschaftlicher Ebene analysiert werden. Um die Ursachen für den Einstieg in die Wohnungslosigkeit ergründen zu können, ist also sowohl der Blick auf die individuelle Seite der handelnden Personen – mit all ihren persönlichen, psychischen und gesundheitlichen Bedingungen und Möglichkeiten – nötig, wie auch der Blick auf die gesellschaftliche Seiten mit all ihren Grenzen, Regeln, Strukturen und Voraussetzungen.

9 Schlussbemerkung

In meiner Arbeit ging es vorrangig darum, die Genese von Wohnungslosigkeit zu untersuchen. Ich konnte zeigen, welche Rolle die Vermittelnden Institutionen *Familie*, *Stadt* und *Arbeit* bei der Beantwortung der Frage spielen, warum jemand wohnungslos wird und ein Leben auf der Straße führt.

Es konnte gezeigt werden, dass es notwendig ist, die Entstehung von Wohnungslosigkeit in einen weiteren Rahmen zu stellen und aufzuzeigen, dass Wohnungslosigkeit nur zu verstehen ist vor dem Hintergrund der Ambivalenz gesellschaftlicher Institutionen.

Meine Analysen erheben nicht den Anspruch, sämtliche individuellen und kollektiven Einflüsse auf die Entstehung von Wohnungslosigkeit erfasst zu haben. So soll etwa mein Hinweis, dass Wohnungslose in vielen Fällen *nicht* dem sozialpädagogischen Blick entsprechen, keineswegs die Überflüssigkeit sozialpädagogischer Interventionen suggerieren. Abgesehen davon, dass häufig diese Hilfen benötigt werden, um aus der Wohnungslosigkeit heraus zu gelangen, gibt es durchaus eine nicht unbedeutende Gruppe von Wohnungslosen, die von Kindheit oder Jugend an den Außenseiter-Status aufweisen, der den gesellschaftlichen Stereotypen von Wohnungslosenkarrerien entspricht. Doch war es Ziel dieser Arbeit, den Blick gerade auf jene gesellschaftlichen Konstellationen zu lenken, die über individuelle Pathologien hinausreichen. Dementsprechend ist es auch nur sinnvoll in einem Ausblick zu sozialpolitischen Maßnahmen Stellung zu nehmen, die eher auf der ‚Makro-Ebene‘ angesiedelt sind.

Es ist natürlich an dieser Stelle wichtig zu sagen, dass ich für eine Wohnungsbaupolitik, für eine Wohnungsförderungspolitik, für einen sozialen Wohnungsbau eintrete, der es mehr Menschen ermöglichen, zu bezahlbarem Wohnraum zu kommen. Aber ich habe anhand meiner Untersuchungen auch den Eindruck gewonnen, dass soziale Ungleichheiten in der Wohnungsversorgung nicht der einzige und vielleicht nicht einmal der wichtigste Faktor in der Erzeugung von Wohnungslosigkeit sind.

Wenn ich den ‚makrotheoretischen‘ Ertrag meiner Analysen auf den Punkt bringen will, so ist dieser vielleicht in der Ambivalenz moderner Institutionen

zu sehen. Institutionen sind ja in der soziologischen Literatur immer unter dem Gesichtspunkt diskutiert worden, dass sie Individuen Halt geben. Das ist in gewisser Weise nach wie vor richtig; gesellschaftlich etablierte Bilder von der *Familie*, von der *Stadt*, vom *Arbeitsmarkt* sind jene Orientierungsmuster, an denen sich auch die Wohnungslosen ausrichten. Was in der soziologischen Diskussion aber häufig übersehen wird, ist die Ambivalenz, oder besser gesagt die Polyvalenz, von Institutionen. Es gibt nicht *die Familie*, nicht *den Arbeitsmarkt*, nicht *die Stadt* als einheitlichen, von allen gleichermaßen geteilten Lebensraum, als für alle Individuen in gleicher Weise zugängliche und verlässliche Strukturen. Sie setzen sich zusammen aus vielen miteinander verbundenen Teilinstitutionen, die mit entsprechenden Bildern gekoppelt sind. All das passt teilweise zusammen, steht jedoch auch teilweise in Widerspruch zueinander, ist somit ein ständig changierendes Gebilde.

In Zeiten steigender Mieten, zunehmender Verknappung von günstigem Wohnraum und steigender Nachfrage nach diesem und gleichzeitig stetig steigender Arbeitslosenzahlen, zunehmender Firmenpleiten sowie steigenden Privatkonkursen, findet nicht nur auf dem Wohnungsmarkt sondern natürlich auch am untersten Ende des Arbeitsmarktes ein deutlicher Verdrängungswettbewerb statt. Dies führt zwangsläufig zu einer Verschärfung der Situation für die von Wohnungslosigkeit betroffenen und umso mehr für die Wohnungslosen.

Wenn die Wohnungspolitik möglicherweise nicht sehr viel *gegen Wohnungslosigkeit* tun kann, so könnte Sozialpolitik oder auch Arbeitsmarktpolitik doch sehr viel mehr *für die Wohnungslosen* oder noch besser *zur Vermeidung von Wohnungslosigkeit* tun. Eine solche Sozialpolitik würde auf Erleichterung einer menschenwürdigen Existenz abzielen, auf weniger bürokratische Hürden bei der Gewährung von Sozialhilfe⁶⁶ oder beim Zugang zu menschenwürdigen Übernachtungs- oder gar Wohnmöglichkeiten.⁶⁷ Aber auch einer solchen Sozi-

⁶⁶ Wohnungslose erhalten oft nur sehr geringe Beträge ausbezahlt. Einerseits kommt dies ihrer Situation entgegen, da es ohne Konto und ohne abschließbare Wohnung nicht leicht ist, Geld sicher zu verwahren. Auf der anderen Seite steht hinter der ‚Politik der kleinen Gelder‘ auch oft die Vermutung, die Wohnungslosen würden das Geld ja doch nur vertrinken. Damit sind sie wohl die einzige in ‚Freiheit‘ lebende gesellschaftliche Gruppe, deren Alkoholkonsum direkt über die ihr zur Verfügung gestellten finanziellen Mittel zu regulieren versucht wird.

⁶⁷ Neben den Besuchern von Jugendherbergen und von Berghütten sowie den Benutzern von Liegewagen und Schiffskabinen dürften Wohnungslose die einzige gesellschaftliche Gruppe sein, der man das Zusammenwohnen oder Übernachten mit mehreren Personen, mit denen man weder verwandt noch befreundet ist, in einem Raum zumutet – und dies als Regel, nicht nur als

alpolitik stehen gravierende Hindernisse entgegen. Da ist zunächst einmal der Grundsatz der ‚less eligibility‘, nach dem ein Leben ohne kontinuierliche Erwerbsarbeit (oder wenigstens das glaubwürdige Streben danach) und ohne Reproduktionsarbeit mit deutlichen Einschränkungen in der Lebensführung verbunden sein muss. Vor allem aber wollen die Kommunen sich keine ‚Großzügigkeit‘ gegenüber Wohnungslosen erlauben, und dies nicht nur deshalb, weil Wohnungslose Risse in das glatte Antlitz der modernen *Stadt* bringen, sondern aus ganz handfesten fiskalischen Gründen: Die Gemeinden sind es ja, die die *Kosten* für diese Politik zu tragen hätten.

Übersehen wird hierbei, dass eine verstärkte präventive Politik entscheidend zur Vermeidung von Wohnungslosigkeit beitragen kann. In der gängigen Hilfepraxis in München wurde dies bereits erkannt und so hat die Teestube unweigerlich ihr Hilfeangebot auf die „Szene“ ausgeweitet, d. h. es werden auch Männer betreut, die noch in einer eigenen Wohnung oder zur Untermiete wohnen, jedoch sich im Umfeld der Wohnungslosenszene aufhalten.

Es gäbe also für sozialpolitische Reformen auch auf dem Gebiet der von Wohnungslosigkeit betroffenen ein weites Betätigungsfeld. Hier bleibt abzuwarten in welche Richtung sich die neueren politischen Entwicklungen mit den so genannten Hartz IV-Gesetzen für die Betroffenen meiner Untersuchung auswirken.

kurzfristigen, vorübergehenden Zustand. Nicht umsonst berichten sehr viele Wohnungslose von dem Wunsch nach den „eigenen vier Wänden“.

Literatur

- ADERHOLD, D. (1970): Nichtseßhaftigkeit. Eine Gesamtdarstellung des Problems der Nichtseßhaften in der modernen Gesellschaft nach Erscheinungsformen, statistischer Struktur und Ursachen, Dissertation, Köln
- ALBRECHT, G. (1977): Nichtseßhaftigkeit – das Phänomen und die Anforderungen an die Hilfe. In: Gefährdetenhilfe, Sonderheft 1, S. 7-22
- ALBRECHT, G. (1978): Phänomenologie und Theorie der Nichtseßhaftigkeit. Konsequenzen für die Nichtseßhaftenhilfe. In: Kriminologisches Journal 10, S. 21-37
- ALBRECHT, G. (1979): Die Nichtseßhaftigkeit: Das Problem der Theoriebildung – Theoretischer Bezugsrahmen. In: BAG-Nichtseßhaftenhilfe (ed.) Grundlagenstudie, Bielefeld-Bethel, S. 1-76
- ALBRECHT, G., SPECHT, TH., GOERGEN, G. & GROßKOPF, H. (1990): Lebensläufe. Von der Armut zur Nichtseßhaftigkeit oder wie man Nichtseßhafte macht – Armutsrisiko und Stigmakarrieren, Band 1, Bielefeld
- ANGELE, G. (1989): Obdachlosigkeit – Herausforderung an Pädagogik, Soziologie und Politik. Mit einer empirischen Erhebung zur Obdachlosigkeit in Kleinstädten der Bundesrepublik Deutschland, Weinheim
- ASHWORTH, K., WALKER, R. & TRINDLER, P. (1995): Benefit Dynamics in Britain: Routes On and Off Income Support, Loughborough
- BARLÖSIUS, E. & LUDWIG-MAYERHOFER, W. (Hrsg.) (2001): Die Armut der Gesellschaft, Opladen

- BENDER, B. (1999): Zwischen individueller und struktureller Erklärung von Wohnungslosigkeit. Das Konzept der Erlernten Hilflosigkeit und seine Bedeutung für die Soziale Arbeit. In: wohnungslos, 1, S. 27-32
- BERGER, P. A. (1994): Individualisierung und Armut. In: M. M. Zwick (Hrsg.), Einmal arm, immer arm? Neue Befunde zur Armut in Deutschland, Frankfurt/New York, S. 21-46
- BLAU, J. (1992): The Visible Poor. Homelessness in the United States, New York/Oxford
- BLOSSFELD, H.-P. (1989): Kohortendifferenzierung und Karriereprozeß. Eine Längsschnittstudie über die Veränderung der Bildungs- und Berufschancen im Lebenslauf, Frankfurt a. M./New York
- BUNDESMINISTERIUM FÜR RAUMORDNUNG; BAUWESEN UND STÄDTEBAU UND BMBau (Hrsg.) (1994): Wohnungsnotfälle. Sicherung der Wohnungsversorgung für wirtschaftlich oder sozial benachteiligte Haushalte, Bonn
- BUSCH-GEERTSEMA, V. (1987): Wohnungslosigkeit als ‚Charakterschwäche‘. Zur wissenschaftlichen Verarbeitung eines sozialen Problems. In: Autorengruppe: Wie Armut entsteht und Armutsverhalten hergestellt wird. Denkschrift und Materialien zum UNO-Jahr für Menschen in Wohnungsnot, Bremen, S. 11-52
- CORBIN, J., STRAUSS, A. (1990): Grounded Theory Research: Procedures, Canons and Evaluative Criteria. In: Zeitschrift für Soziologie, 19, S. 418-427
- DANCKWERTS, D. (1982): Qualifikationselemente sozialer Arbeit mit Obdachlosen. In: Müller, S., Otto, H.-U., Peter, H. & Sünker, H. (Hg.): Handlungskompetenz in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik I, Bielefeld, S.151-163

- DANGSCHAT, J. S. (1995): „Stadt“ als Ort und Ursache von Armut und sozialer Ausgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B31-32, S. 50-62
- DEAR, M. J. & WOLCH, J. R. (1987): Landscapes of despair. From deinstitutionalization to homelessness, Princeton, NJ
- DÖRING, D., HANESCH, W. & HUSTER, E.-U. (1990): Armut im Wohlstand, Frankfurt a. M.
- EICHENER, V. & HEINZE, R. G. (1994): Grenzen der sozialen Wohnungspolitik. In: Riedmüller, B. & Olk, T. (Hrsg.): Grenzen des Sozialversicherungsstaates, Leviathan, Sonderheft 14, Opladen, S. 277-310
- ENGELS, F. (1962): Zur Wohnungsfrage. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 18, Berlin
- EVERS, J. (1988): Zehn Jahre ambulante Hilfen für alleinstehende Wohnungslose. Rückblick - Tendenzen - Perspektiven. In: Gefährdetenhilfe, 1, Bielefeld, S. 4-8
- FICHTER, M., QUADFLIEG, N., KONIARCZYK, M., GREIFENHAGEN, A., WÖLZ, J., KOEGEL, P. & WITTCHEN, H.U. (1999): Psychische Erkrankung bei obdachlosen Männern und Frauen in München. In: Psychiatrische Praxis, 26, S. 76-84
- FICHTER, M. et al. (2000): Prävalenz körperlicher und seelischer Erkrankungen: Daten einer repräsentativen Stichprobe obdachloser Männer. In: Deutsches Ärzteblatt, 17, A-1148-1154
- FLICK, U. (1995): Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: Flick, U., von Kardorff, E., Keupp, H., von Rosenstiel, L. & Wolff, S. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München, S. 147-173

- FUCHS-HEINRITZ, W., LAUTMANN, R. et al. (1994): Lexikon zur Soziologie, Opladen
- GARCIA, C. (1982): Beobachtungen und Untersuchungen eines Psychiaters bei nichtseßhaften Männern im Alltag einer Einrichtung. In: Gößling, J. (Hg.): Arm, allein und krank. Akute und chronische Erkrankungen bei nichtseßhaften Männern, Freiburg
- GEIßLER, R. (2006): Die Sozialstruktur Deutschlands, Opladen
- GERHARDT, U. (1986): Patientenkarrieren – Eine medizinsoziologische Studie, Frankfurt a. M.
- GERSTENBERGER, F. (1987): Alleinstehende Wohnungslose – eine Definition. In: Autorengruppe: Wie Armut entsteht und Armutsverhalten hergestellt wird. Denkschrift und Materialien zum UNO-Jahr für Menschen in Wohnungsnot, Bremen, S. 167-183
- GIESBRECHT, A. (1987): Wohnungslos – arbeitslos – mittellos, Opladen
- GIRTLER, R. (1980): Vagabunden in der Großstadt – Teilnehmende Beobachtung in der Lebenswelt der Sandler Wiens, Stuttgart
- GIRTLER, R. (1992): Methoden der qualitativen Sozialforschung – Anleitung zur Feldarbeit, Wien, Köln, Weimar, Böhlau
- GLASER, B. & STRAUSS, A. (1967): The discovery of grounded theory, Chicago
- GOFFMAN, E. (1972): Asyle – Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt a. M.

- GROENEMEYER, A. (1990): Drogenkarriere und Sozialpolitik – Entwicklungsbedingungen der Drogenabhängigkeit und Möglichkeiten der Intervention durch stationäre Behandlung, Pfaffenweiler
- HANESCH, W. et al. (1994): Armut in Deutschland – Der Armutsbericht des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbands, Reinbek bei Hamburg
- HAUSER, R. & NEUMANN, U. (1992): Armut in Bundesrepublik Deutschland. Die sozialwissenschaftliche Thematisierung nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Leibfreid, S. & Voges, W. (Hrsg.): Armut im Wohlfahrtsstaat, Sonderheft 32 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen, S. 237-271
- HELMES, D. (1981): Ortswechsel als Lebensform. Theoretische und empirische Beiträge zur psychosozialen Situation nichtseßhafter Menschen, Tübingen
- HESS, H. (1978): Das Karriere-Modell und die Karriere von Modellen. In: Hess, H., Störzer, H. U. & Streng, F. (Hrsg.): Sexualität und soziale Kontrolle, Heidelberg, S. 1-30
- HESS, H. & MECHLER, A. (1973): Ghetto ohne Mauern. Ein Bericht aus der Unterschicht, Frankfurt a. M.
- HOERNING, E. (1995): Institution und Biographie – die Ordnung des Lebens. In: E. Hoerning & M. Corsten (Hrsg.): Institution und Biographie – die Ordnung des Lebens. Pfaffenweiler
- HOLTMANNSPÖTTER, H. (1982): Plädoyer zur Trennung von dem Begriff „Nichtsesshafte“. In: Gefährdetenhilfe. 4, 24, S. 1-2
- HONER, A. (1993): Lebensweltliche Ethnographie, ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen, Wiesbaden

- HONER, A. (1994): Das explorative Interview – Zur Rekonstruktion der Relevanzen von Expertinnen und anderen Leuten: Schweizer Zeitschrift für Soziologie/Revue suisse sociologique, 20 (3), S. 623-640
- HRADIL, S. (1983): Die Ungleichheit der „Sozialen Lage“. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten, Göttingen, S. 101-118
- INSTITUT WOHNEN UND UMWELT (Hrsg.) (1994): Wohnungsnotfälle in Hessen. Problemumfang und Erfahrungen mit Konzepten zur dauerhaften Wohnungsversorgung, Darmstadt
- JACOBS, H. (1995): Armut. Zum Verhältnis von gesellschaftlicher Konstituierung und wissenschaftlicher Verwendung eines Begriffs. In: Soziale Welt, 46, S. 403-420
- JACOBS, H. (2000): Armut. In: Allmendinger, J. & Ludwig-Mayerhofer, W. (Hrsg.): Soziologie des Sozialstaats, Weinheim/München, S. 237-268
- JANTZEN, W. (1979): Grundriß einer allgemeinen Psychologie und Psychotherapie, Köln
- JENCKS, C. (1994): The Homeless, Cambridge, MA
- JOHN, W. (1988): ...ohne festen Wohnsitz... Ursache und Geschichte der Nichtseßhaftigkeit und die Möglichkeiten der Hilfe, Bielefeld
- JOHN, W. (1989): Neue Forschungsergebnisse zur Verursachung von „Nichtseßhaftigkeit“ und zur Neugestaltung der Hilfen (Teil 2). In: Gefährdetenhilfe, 31, S. 5-6
- KHELLA, K. (1974): Theorie und Praxis der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Teil 1, Einführung, Hamburg

- KNAUER, M. (1990): Karrieren nach unten. Die Obdachlosen und die Gemeinden. In: Ude, Ch. (Hrsg.): Wege aus der Wohnungsnot, München, Zürich, S. 185-195
- KOHLI, M. (1978): ‚Offenes‘ und ‚geschlossenes‘ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse. In: Soziale Welt, 9, S. 1-25
- KOHLI, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, S. 1-29
- KÖNEN, R. (1988): Wohnungsnot und Obdachlosigkeit im Sozialstaat, Frankfurt a. M./New York
- KÖNEN, R. (1990): Wohnungsnot und Obdachlosigkeit im Sozialstaat, Frankfurt a. M.
- KÖNIG, Chr. (1998): Machbarkeitsstudie zur statistischen Erfassung von Wohnungslosigkeit. Erhebungen nach § 7 BstatG. Projektbericht, herausgegeben vom Statistischen Bundesamt, Wiesbaden
- KRÄMER, W. (2000): Armut in der Bundesrepublik. Zur Theorie und Praxis eines überforderten Begriffs, Frankfurt/New York
- KUCKARTZ, U. (1995): WINMAX professionell – Computergestützte Textanalyse. Handbuch zu MAX für WINDOWS professionelle Version 96. Berlin
- KÜHRT, P. (1982): Das Armutssyndrom – Die Entstehung und Verfestigung von Sozialhilfebedürftigkeit in der Bundesrepublik, Weinheim
- LANDESHAUPTSTADT MÜNCHEN SOZIALREFERAT (2000): Soziale Leistungen in Zahlen 1999, München

- LEIBFRIED, S. & LEISERING, L., et al (1995). *Zeit der Armut*, Frankfurt a. M.
- LEIMKÜHLER, A. M. (1988): *Netzwerkprozesse und Bewältigungsstrategien*, Regensburg
- LIPSET, S. M. & BENDIX, R. (1967): *Social Mobility in Industrial Society*, Berkeley, Los Angeles
- LOFLAND, L. H. (1973): *A World of Strangers. Order and Action in Urban Public Space*, New York
- LUCKENBILL, D. F. & BEST, J. (1981): *Careers in Deviance and Respectability: The Analogy's Limitations*. In: *Social Problems*, 29, S. 197-206
- LUCKENBILL, D. F. & BEST, J. (1994): *Organizing Deviance*, Englewood Cliffs, NJ
- LUDWIG, M. (1994): *Armutskarrieren zwischen sozialem Abstieg und Aufstieg – Eine soziologische Studie über Lebensverläufe und soziales Handeln von Sozialhilfeempfängern*, Dissertation, Bremen
- LUDWIG, M. (1996): *Armutskarrieren: Zwischen Abstieg und Aufstieg im Sozialstaat*, Opladen
- LUDWIG-MAYERHOFER, W. & GREIL, W. (1993). *Soziales Netzwerk/Soziale Unterstützung: Zum Verhältnis persönlicher und sozialer Ressourcen*. In: *Laireiter, A. (Hrsg.): Psychologische Aspekte der Netzwerkforschung*, Bern, S. 78-87
- LUDWIG-MAYERHOFER, W. (1999): *Handlungsbeschränkungen und Handlungsspielräume in der Armut. Theoretische und empirische Perspektiven*. In: *Honegger, C., Hradil, S. & Traxler, F. (Hrsg.): Grenzenlose Gesellschaft? Teil 2*, Frankfurt, New York, S. 67-82

- LUDWIG-MAYERHOFER, W., MÜLLER, M. & VON PAULGERG-MUSCHIOL, L. (1999): Exklusion? Das Beispiel Wohnungslosigkeit. In: Schwengel, H. (Hrsg.): Grenzenlose Gesellschaft? Band II/1: Sektionen, Forschungskomitees, Arbeitsgruppen, Pfaffenweiler, S. 508-510
- LUDWIG-MAYERHOFER, W. (2000): Einleitung - Soziale Ungleichheit, Kriminalität, Kriminalisierung heute. In: Ludwig-Mayerhofer, W. (Hrsg.): Soziale Ungleichheit, Kriminalität und Kriminalisierung, Opladen, S. 9-20
- LUDWIG-MAYERHOFER, W., MÜLLER, M. & VON PAULGERG-MUSCHIOL, L. (2000): Rechtliche Sozialkontrolle von Wohnungslosen. In: Rottleuthner, H. (Hrsg.): Armer Rechtsstaat, Baden-Baden, S. 227-243
- LUDWIG-MAYERHOFER, W. & BARLÖSIUS, E. (2001): Die Armut der Gesellschaft. In: Barlösius, E. & Ludwig-Mayerhofer, W. (Hrsg.): Die Armut der Gesellschaft, Opladen, S. 11-67
- LUDWIG-MAYERHOFER, W., MÜLLER, M. & VON PAULGERG-MUSCHIOL, L. (2001): „...das extremste Phänomen der Armut“. Von der Armut, ohne Wohnung zu leben. In: Barlösius, E. & Ludwig-Mayerhofer, W. (Hrsg.): Die Armut der Gesellschaft, Opladen, S. 263-291
- MAELICKE, B. & SIMMEDINGER, R. (Hrsg.) (1984): Wirkungsweise und Wirksamkeit von zentralen Beratungsstellen für Personen mit besonderen sozialen Schwierigkeiten, Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Bd. 145, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz
- MAYER, K. U. & MÜLLER, W. (1989): Lebensverläufe im Wohlfahrtsstaat. In: Weymann, A. (Hrsg.): Handlungsspielräume, Stuttgart, S. 41-60
- MAYER, K. U. (1991): Lebensverläufe und sozialer Wandel, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 31, Opladen

- MEUSER, M. & NAGEL, U. (1991): ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. In: Garz, D. & Kraimer, K. (Hrsg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*, Opladen, S. 441-471
- MICHELI, G. (1996): Downdrift: Provoking Agents and Symptom-formation Factors in the Process of Impoverishment. In: Mingione, E. (Hrsg.): *Urban Poverty and the Underclass*, Cambridge, MA, S. 41-63
- MINISTERIUM FÜR ARBEIT; GESUNDHEIT UND SOZIALORDNUNG BADEN-WÜRTTEMBERG (Hrsg.) (1982): *Hilfen für Gefährdete und Nichtseßhafte in Baden-Württemberg*, Stuttgart
- MÜLLER, M. & VON PAULGERG-MUSCHIOL, L. (2001): Wohnungslosigkeit und Straffälligkeit – erklärt die Situation alles? In: Althoff, M., Cremer-Schäfer, H., Löschper, G., Reinke, H. & Smaus, G. (Hrsg.): *Integration und Ausschließung. Kriminalpolitik und Kriminalität in Zeiten gesellschaftlicher Transformation*, Baden-Baden, S. 160-182
- MÜNSTERBERG, E. (1895): Die Fürsorge für Obdachlose in den Städten. Referat. In: *Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit*, Leipzig, S. 19ff. Zitiert in: Hannes Kiebel, „nichtseßhaft“ - ein Begriff wird in Kürze 100 Jahre alt. In: *Gefährdetenhilfe*, 35, S. 24-26
- MUTZ, G., LUDWIG-MAYERHOFER, W., KOENEN, E. J., EDER, K. & BONß, W. (1995): *Diskontinuierliche Erwerbsverläufe. Analysen zur postindustriellen Arbeitslosigkeit*, Opladen
- PAULGERG-MUSCHIOL, L. von & MÜLLER, M. (2000): Wohnungslose Männer im Kriminalisierungsprozess. In: Ludwig-Mayerhofer, W. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheit, Kriminalität und Kriminalisierung*, Opladen, S. 175-199

- PEARLIN, L. & SCHOOLER, C. (1978): The structure of coping. In: Journal of health and social behaviour, 1, S. 2-21
- RIEMANN, Gerhard, (1979): Zur empirischen Erfassung von Alltagswissen: Ein Beispiel aus der Obdachlosenforschung. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, S. 127-139
- ROHRMANN, E. (1990): Wie alleinstehend sind die „alleinstehenden Wohnungslosen“? – Kritische Anmerkungen zu einem Begriff. In: Gefährdetenhilfe, 2, S. 39-41
- ROHRMANN, E. (1987): Ohne Arbeit - ohne Wohnung. Wie Arme zu Nichtsesshaften werden, Heidelberg
- ROMAUS, R., DRANAZ, S. & VOGEL, P. (1995): Obdachlose auf der Straße, Umfang und Struktur alleinstehender Wohnungsloser, die in München ‚Platte machen‘, München
- ROSSI, P. (1989): Without Shelter. Homelessness in the 1980s, New York
- RUHSTRAT, E.-U., BURWITZ, H., DERIVAUX, J. C. & OLDINGS, B. (1991a): Ohne Arbeit keine Wohnung, ohne Wohnung keine Arbeit, Bielefeld
- RUHSTRAT, E.-U. & DERIVAUX, J. C. (1991b): Alleinstehende Wohnungslose in Niedersachsen. Erste Ergebnisse einer Studie zur Entstehung und zum Verlauf von Wohnungslosigkeit. In: Gefährdetenhilfe, 33, S. 37-47
- SASSEN, S. (1996): Metropolen des Weltmarktes. Die neue Rolle der Global Cities, Frankfurt a. M.
- SAUTTER, H. & SCHULER-WALLNER, G. (1995): Wohnungsnot und Obdachlosigkeit: Handlungsmöglichkeiten auf nationaler und kommunaler

- Ebene. In: Hanesch, W. (Hrsg.): Sozialpolitische Strategien gegen Armut, Opladen, S. 326-353
- SCHAUFFELBERGER, H.-J. (1979): Randschichtfamilien. Eine empirische Analyse der sozioökonomischen und psychosozialen Lage von unterprivilegierten Familien, Dissertation, Göttingen
- SCHMID, C. (1990): Die Randgruppe der Stadtstreicher. Im Teufelskreis der Nichtseßhaftigkeit, Wien, Köln
- SCHNEIDER, St. (1990): Wohnungslose sind gesellschaftliche Subjekte. Gesellschaftliche Bedingungen und individuelle Tätigkeiten am Beispiel der Besucher der Wärmestube Warmer Otto in Berlin – Moabit, Diplomarbeit, Berlin
- SCHNEIDER, St. (1997): Wohnungslosigkeit und Subjektentwicklung. Biografien, Lebenslagen und Perspektiven Wohnungsloser in Berlin. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. Mit Fotos von Karin Powser. Berlin, Dissertation, Berlin
- SCHÜTZE, F. (1976): Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. In: Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie, 10, S. 7-41
- SCHÜTZE, F. (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Bielefeld (unv. Ms.)
- SCHWINDT, W. (1982): Ärztliche Untersuchung an nichtseßhaften Menschen. In: Gößling, J. (Hg.): Arm, allein und krank. Akute und chronische Erkrankungen bei nichtseßhaften Männern, Freiburg, S. 2-3
- SENGENBERGER, W. (Hrsg.) (1978): Der gespaltene Arbeitsmarkt: Probleme der Arbeitsmarktsegmentation, Frankfurt/New York

- SNOW, D. A., BAKER, S. G. & ANDERSON, L. (1989): Criminality and Homeless Men: An Empirical Assessment. In: *Social Problems*, 36, S. 532-549
- SNOW, D. A. & ANDERSON, L. (1993): *Down on their Luck – A Study of Homeless Street People*, Berkley
- SOEFFNER, H.-G. (1979): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart
- SOZIALREFERAT Sozialplanung der Stadt München (1989): *Alleinstehende wohnungslose Männer in München – Ergebnisse einer Strukturuntersuchung*, München
- SPECHT, Th. (1985): *Die Situation der alleinstehenden Wohnungslosen in Hessen. Eine Bestandsaufnahme des Systems sozialer Dienste und seiner Klienten. Studie der BAG Nichtsesshaftenhilfe im Auftrag der LandesAG der Gefährdeten- und Nichtsesshaftenhilfe in Hessen und des Hessischen Sozialministers*, Frankfurt am Main
- SPECHT, Th. (1990): *Spaltung im Wohnungsmarkt – Die unsichtbare Armut des Wohnens*. In: Döring, D., Hanesch, W. & Huster, E.-U. (Hrsg.): *Armut im Wohlstand*, Frankfurt a. M., S. 227-243
- SPECHT-KITTLER, Th. (1992): *Obdachlosigkeit in der Bundesrepublik Deutschland*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung das Parlament*, B 49, Bonn, S. 31-41
- SPECHT-KITTLER, Th.: *Statistikberichte zur Wohnungslosigkeit Alleinstehender: 1990/91, 1992/93, 1993/94, 1995, 1996*, herausgegeben von der BAG Wohnungslosenhilfe e.V. Institut für Therapieforschung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Caritasverband

- STEINMEIER, F. (1992): Bürger ohne Obdach. Zwischen Pflicht zur Unterkunft und Recht auf Wohnraum, Bielefeld
- STIMPEL, R. (1990): Der verbaute Markt. Villenglück und Wohnungsnot, Frankfurt a. M.
- STRAUSS, A. & CORBIN, J. (1996): Grundlagen Qualitativer Sozialforschung, Weinheim
- STRAUSS, A. (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung – Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung, München
- TEESTUBE „komm“ Streetwork (Hrsg.) (1995): Jahresbericht 1994, München
- TIMMER, D. A., EITZEN, D. S. & TALLEY, K. D. (1994): Paths to Homelessness. Extreme Poverty and the Urban Housing Crisis, Boulder
- TREUBERG, E. von (1990): Mythos Nichtseßhaftigkeit – Zur Geschichte des wissenschaftlichen, staatlichen und privatwohltätigen Umgangs mit einem diskriminierten Phänomen, Bielefeld
- VASKOVICS, L. A., BUBA, H. P., WATZINGER, D., WEINS, W. (1980): Soziale Eingliederung von Randgruppen durch Wohnungsmaßnahmen. In: Schriftenreihe „Städtebauliche Forschung“ des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Bd. 03.081, Bonn
- VASCOVICS, L. A. (1982): Umweltbedingungen familialer Sozialisation. Beiträge zur sozialökologischen Sozialisationsforschung, Stuttgart
- VEITH, G. & SCHWINDT, W. (1983): Medizinischer Beitrag zur Rehabilitation Nichtseßhafter. In: Gefährdetenhilfe, 4, S. 5-8
- WAGNER, D. (1993): Checkerboard Square. Culture and Resistance in a Homeless Community, Boulder, CO

- WAGNER, D. (1997): Reinterpreting the "Undeserving Poor": From Pathology to Resistance. In: Huth, M. & Wright, T. (eds.): International Critical Perspectives on Homelessness, Westport, Conn., S. 55-67
- WALDMANN, H. (1993): Teestube „komm“. Streetwork der Inneren Mission München e.V., Die Entwicklung und Auswertung des Dokumentations-systems der Wohnungslosigkeit Alleinstehender. In: Gefährdetenhilfe, 35, S. 85-88
- WEBER, R. (1984): Lebensbedingungen und Alltag der Stadtstreicher in der Bundesrepublik, Bielefeld
- WEINS, W (1983): Problemfamilien im Gemeindekontext: eine theoretische und empirische Analyse, Stuttgart
- WICKERT, J et al. (1976a): Wie man Penner wird und bleibt. In: Psychologie heute, 6, S. 36-38
- WICKERT, J et al. (1976b): Zur Persönlichkeit des Nichtseßhaften. Forschungsbericht, Bd. 3, Tübingen
- WIEDEMANN, P. (1995): Gegenstandsnahe Theoriebildung. In: Flick, U., von Kardorff, E., Keupp, H., von Rosenstiel, L. & Wolff, St. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München, S. 440-445
- WOLCH, J. R. & DEAR M. J. (1993): Malign Neglect. Homelessness in an American City, San Francisco
- WRIGHT, J. D. (1989): Address Unknown. The Homeless in America, New York
- ZIMMERMANN, G. E. (1993): Armut: Konzepte, Definitionen und Operationalisierungsansätze in der BRD. Wider ein Ende der Grundsatzdiskussion. In: Soziale Probleme, 4, S. 192-228

ZWICK, M. M. (Hrsg.) (1994): Einmal arm, immer arm? Neue Befunde zur Armut in Deutschland, Frankfurt, New York

Anhang

Tabelle der Untersuchungsgruppe

Int. Nr.	Name	Int. Datum	Int. Ort	Alter	Auswertung	Wohnsituation	Gefängnis		
							ja/nein	vor WL	wäh. WL
01	Franz B.	Winter 96	Teestube	40	ja	Wohnheim	ja	ja	ja
02	Harald S.	Winter 96	Teestube	49	ja	Platte	ja		ja
03	Dennis P.	Winter 96	Teestube	21	ja	Platte	nein		
04	Klaus H.	Winter 96	Institutsbüro	26	ja	Platte	ja		ja
05	Erich B.	Winter 96	Institutsbüro	ca. 59	ja	Platte	ja		ja
06	Peter M.	Winter 96	Institutsbüro	54	ja	Wohnung	ja	ja	
07	Fritz T.	Frühj. 97	Wohnheim Gabelsbergerstr.	64	ja	Wohnheim	ja	ja	ja
08	Micha I.	Frühj. 97	Teestube	48	ja	Wohnheim	ja	ja	
09		Frühj. 97	Teestube	ca. 50	nein	Platte	k.A.	k.A. ⁶⁸	k.A.
10	Hubert M.	Frühj. 97	Streetworkbüro Schwabing	79	ja	Platte	ja	ja	nein
11	Paul F.	Frühj. 97	Wohnheim Gabelsbergerstr.	63	ja	Wohnheim	ja		ja
12	Lothar G.	Frühj. 95	Teestube	ca.33	ja	Platte	ja		ja
13	Joachim K.	Sommer 97	Streetworkbüro München-Mitte	42	ja	Wohnheim	nein		
14	Ingo L.	Sommer 97	Streetworkbüro München-Mitte	59	ja	Platte	ja		ja

⁶⁸ k.A.: bei diesen Interviews können aufgrund diverser Unstimmigkeiten oder Verständnisschwierigkeiten keine Angaben zu den genauen Zeitpunkten der Gefängnisaufenthalte gemacht werden.

15	Herbert K.	Sommer 97	Streetwork- büro Mün- chen-Mitte	ca. 57	ja	Platte	nein		
16		Sommer 97	Streetwork- büro Mün- chen-Mitte	57	nein	Platte	k.A.	k.A.	k.A.
17	Egon S.	Sommer 97	Streetwork- büro Mün- chen-Mitte	56	ja	Wohnung	nein		
18	Albert P.	Frühj. 95	Teestube	40	ja	Platte	ja	ja	ja
19	Ralf K.	Frühj. 95	Teestube	40	ja	Wohnung	ja	ja	ja
20	Gustav S.	Frühj. 95	Teestube	51	ja	Platte	ja	ja	ja
21	Heinz T.	Frühj. 95	Teestube	54	ja	Wohnheim	ja	ja	ja
22	Johann P.	Frühj. 95	Teestube	42	ja	Platte	ja	ja	ja
23	Rudolf F.	Frühj. 95	Streetwork- büro Schwabing	51	ja	Unter- kunftsheim	ja	ja	ja
24	Horst S.	Frühj. 95	Teestube	42	ja	Platte	ja	ja	
25	Ulrich K.	Frühj. 98	Unter- kunftsheim Pilgers- heimerstr.	26	ja	Unter- kunftsheim	nein		
26	Volker L.	Frühj. 98	Unter- kunftsheim Pilgers- heimerstr.	ca.53	ja	Unter- kunftsheim	nein		
27	Wilhelm M.	Sommer 98	Büro der betreuten WGs	56	ja	betreute WG	ja	ja	
28	Bert K.	Sommer 98	Büro der betreuten WGs	ca. 41	ja	betreute WG	ja	ja	ja
29	Armin G.	7.7.98	Büro der betreuten WGs	48	ja	betreute WG	nein		
30	Uwe Sch.	Frühj. 95	Streetwork- büro Schwabing	37	ja	Platte	ja	nein	ja

Tabelle 8: Die Untersuchungsgruppe der wohnungslosen Männer

Institutionen der Wohnungslosenhilfe⁶⁹

Teestube Komm Streetwork

Träger: LH München und Innere Mission

Leiter: Herr Spath

Aufbau der Dienststelle:

- Streetwork München-Nord Trautenwolfstraße 9
- Streetwork München Mitte Herzog-Spital-Straße
- betreute WGs Dreihmühlenstraße

Klientenbestand 1994: 720 Personen

Hauptaufgabe:

Wohnungslosen Männern und Frauen Hilfen zur Überwindung ihrer besonderen sozialen Schwierigkeiten erschließen, vorrangiges Bestreben besteht darin, dass die alleinstehende Wohnungslosen aus eigener Kraft am Leben in der Gesellschaft teilnehmen können.

Aufgabenfeld:

Straßensozialarbeit, Sprechzeiten im Büro, Betrieb der Teestube in der Zenettistraße, Hilfe zum Wohnen: betreute Wohngemeinschaften als Übergangslösung bis zum Bezug einer Sozialwohnung (begrenzter Aufenthalt: 1 bis 1 1/2 Jahre)

Angebote:

Beratung, Informationen, Hilfe bei der Durchsetzung von Rechtsansprüchen, Begleitung zu Ämtern und Behörden, Unterstützung bei Vermittlung einer Sozialwohnung, Postadresse, Vermittlung an Facheinrichtungen

Sozialer Beratungsdienst und Übernachtungsheim Pilgersheimerstr.

Träger: Kath. Männerfürsorgeverein

Leiter: Herr Baier

153 Schlafplätze in 4-Bett-Zimmern

Aufnahmebedingungen: Aufnahmegespräch

⁶⁹ Stand der Informationen zu den einzelnen Institutionen: 1999.

Aufnahme: männliche, volljährige, bundesdeutsche Staatsbürger

Angebote: Beratung und Betreuung, Schlafplatzvermittlung, Arztpraxis im Haus, Arztmobil, Essensangebot, Kleiderkammer, Sozialhilfeauszahlung, Schuldnerberatung, Vermittlung in Wohnungen (80 Plätze in mehreren WGs)

Wohnheime/Eingliederungsheime

Adolf-Matthes-Haus (Mittenheim 38, Oberschleißheim)

Träger: Katholischer Männerfürsorgeverein

Aufnahme: keine Wohnung, keine Arbeit, Alkoholprobleme, ab 18 Jahren
13 Einzelzimmer, 21 Doppelzimmer

Angebote: Therapie und Sozialarbeit, Wohnen in Gruppen, Arbeitstraining, Prämienzahlung für geleistete Mitarbeit, monatliches Taschengeld, Sport, Anregungen zur Freizeitgestaltung, Gesprächstherapie, Schuldnerberatung

Anton-Henneka-Haus (Gelbersdorf 3, 8051 Gammelsdorf)

Aufnahme: insb. Nichtsesshafte und Straftentlassene aller Altersgruppen

Angebote: Orientierungsphase, Arbeitstherapie, eigener „trockener Wohnbereich“

Ziel: Angebot eines sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverhältnisses auf Zeit

Hans-Scherer-Haus

Träger: katholischer Männerfürsorgeverein

Hilfeangebot: stationäre Einrichtung, Arbeitsangebote (Prämienarbeit), Beschäftigungsangebote, Behandlung von Suchtmittelabhängigkeit, Wohngemeinschaften, medizinische Versorgung, Sport, Freizeit

Aufnahmebedingungen: Aufnahmegespräch, Bereitschaft zur Abstinenz
60 Plätze (20 Einzel-, 20 Doppelzimmer)

Haus St. Benno

Träger: katholischer Männerfürsorgeverein

Leiter: Herr Münster

Hilfeangebot: stationäre Einrichtung, Behandlung von Suchtmittelabhängigkeit, dauerhaftes Wohnen, Behandlung nach Pflegestufen I, II, III

Zielgruppe: Männer (Frauen möglich)

Aufnahmebedingungen: Kostenzusage, ab 55 Jahren bzw. Pflege- und/oder Behandlungsnotwendigkeit, Aufnahme für „nasse“ Alkoholiker möglich
50 Einzelzimmer

Haus an der Franziskanerstr.

Träger: Kath. Männerfürsorgeverein

Aufnahme: alte und pflegebedürftige Personen

Angebote: Beschäftigungstherapie, Hilfestellung bei Rentenanträgen etc., Wohnmöglichkeit auf Dauer

Haus an der Gabelsbergerstr.

Träger: Kath. Männerfürsorgeverein

Leiter: Herr Reifferscheid

insgesamt 90 Plätze, Außenwohngruppen (Baldham, Brunhamstraße, Ebenhausen)

Aufnahme: ältere, alleinstehende, pflegebedürftige Wohnungslose ab 55 Jahren, bei denen dauerhaftes Wohnen die adäquate Hilfemaßnahme darstellt, Aufnahmekriterien nach BSHG definiert und Einzelfallentscheidung, keine schweren Pflegefälle.

Finanzierung: Tagessatz, Kostenübernahme kann bei den entsprechenden Kostenträgern erwirkt werden.

Angebot an Leistungen: Sicherstellung des Wohnplatzes auf Dauer, pflegerische Maßnahmen, Schuldnerberatung, Suchtberatung, Anleitung zur Arbeit (Prämiengeld), Hilfestellung bei Rentenanträgen etc., kein Alkoholverbot

Haus an der Pistorinistraße

Träger: Kath. Männerfürsorgeverein

Leiterin: Frau Zacharias

Aufnahme: Arbeitsfähigkeit, bei Einzug muss polizeiliche Anmeldung + TBC-Test vorgenommen werden.

20 Einzelzimmer, 54 Doppelzimmer, Wohngemeinschaft (5 Plätze)

Angebote: betreute WG für trockene Alkoholiker (1 und 2-Bett-Zimmer), Einlass jederzeit möglich, im Haus Sozialdienst und Suchtberatung, Aufenthalt ist auf drei Jahre beschränkt (in der WG auf ein Jahr), sozialversicherungspflichtiges Arbeitsverhältnis (2 Plätze)

Haus an der Kyreinstraße

Träger: Kath. Männerfürsorgeverein

Leiter: Herr Baierlacher

Hilfeangebot: stationäre Einrichtung, dauerhaftes Wohnen, niederschwelliges Angebot, Geldverwaltung

Aufnahmebedingungen: Einweisung durch den sozialen Beratungsdienst
40 Plätze in Doppelzimmer, 26 Einzelzimmer

Haus an der Chiemgaustraße

Träger: Katholischer Männerfürsorgeverein

Leiter: Herr Jürgensonn

Hilfeangebot: stationäre Einrichtung, dauerhaftes Wohnen, Suchtberatung, Vermittlung in Therapie

Aufnahmebedingungen: Kostenzusage, Aufnahme nur über den sozialen Beratungsdienst, in Absprache mit dem Sozial/Wohnungsamt
96 Plätze (Einzelzimmer, Doppelzimmer, Zimmer für Paare)

Wohnheim an der Mozartstraße

Träger: Internationaler Bund für Sozialarbeit (IB) (→ ideell und kooperativ mit Deutschem Roten Kreuz verbunden, parteipolitisch und konfessionell unabhängig)

Aufnahmebedingungen: Kostenzusage, Aufnahmegespräch, keine Pflegefälle und Drogenabhängige

Angebote: Reintegrationsbereich und Dauer-Wohnbereich

30 Zwei-Bett-Appartements, 28 Drei-Bett-Appartements, Wohngruppe mit 3 Einzelzimmern und 1 Doppelzimmer → ca. 100 Reintegrationsplätze, ca. 50 Dauerwohnplätze

Bodelschwingh-Haus

Träger: Innere Mission München (--> diakonischen Auftrag der evangelischen Kirche erfüllen)

Aufnahme: deutsche Staatsangehörige im Alter von 18-40, wobei 18-25-jährige bevorzugt aufgenommen werden, alle Bewerber müssen Bedingungen des § 41 KJHG bzw. § 72 BSHG erfüllen (Strafentlassene und Gefährdete), nicht aufgenommen werden Alkohol- und Drogenabhängige sowie psychisch Kranke → Aufenthalt sollte 24 Monate nicht überschreiten, Angebote: keine Ausgangsbeschränkung, Wohngruppen, Einzel- und Gruppengespräche, Hilfe im Umgang mit Behörden und Gläubigern, Unterstützung bei Arbeitssuche, Unterstützung beim Erlernen einer realistischen Haushalts- und Wirtschaftsführung

28 Plätze

Wohnprojekt Gravelottestraße

stationäre Einrichtung, Externes Wohnangebot (betreutes Einzelwohnen)

Träger: AWO-Kreisverband München - Stadt e.V. und Projekte für Jugend und Sozialarbeit e.V.

Aufnahmebedingungen: zwei Jahre Ortsansässigkeit in München, psychisch krank, wohnungslos

19 Einzelzimmer, 20 Doppelzimmer

William-Booth-Heim (Pestalozzistraße 36)

Träger: Heilsarmee

Leiter: Kapitän Günter

Kurzzeitübernachtungsangebot (26 Notbetten), Tagesaufenthalt, Betreute Wohngemeinschaften, Arbeitsangebote, Beschäftigungsangebote, Beheimatung/dauerhaftes Wohnen (56 Heimbetten)

Aufnahmebedingungen: Kostenzusage, Aufnahmegespräch, Alkohol-, Drogen- und Gewaltverbot

Initiative für Menschen ohne Obdach e.V. Haus Ottilien (Königinstraße 77)

Träger: Initiative für Menschen ohne Obdach e.V.

Leiterin: Schwester Ortrud Fürst

Zielgruppe: Männer, Frauen, Paare

Aufnahmebedingungen: Absicht, die verfügbaren Kräfte für positive Lebenswende einzubringen, bei Alkoholabhängigkeit innerhalb eines Vierteljahres positive Entscheidung, etwas gegen Abhängigkeit zu unternehmen
34 Einzelzimmer

Angebote: Kleiderkammer, Gemeinschaftsküchenverpflegung oder eigenes Kochen in Teeküche, Waschmaschinen

Herzogsägmühle (Peiting)

Träger: Innere Mission München

Hilfeangebot: stationäre Einrichtung, Berufsqualifizierende Maßnahmen, Arbeitsangebote, Beschäftigungsangebote, Behandlung von Suchtmittelabhängigkeit, dauerhaftes Wohnen, externes Wohnangebot, juristischer Beratungsdienst, Schuldnerberatung, Sport- und Freizeitangebote, Bildungswerk, Nachsorge

Aufnahmebedingungen: rund um die Uhr Kontakt und Notübernachtung ohne vorherige Absprache möglich
Wohnungen, Appartements, Häuser in Schongau, Herzogsägmühle, Peiting für 260 Frauen, Männer und Paare

Suchtkrankenhilfe

Träger: Kath. Männerfürsorgeverein

Fachkrankenhäuser: Annabrunn, Hirtenstein, Weihermühle

Münchner Zentralstelle für Straftlassenenhilfe (MZS)

Träger: Arbeitsamt München, JVA München, Kath. Männerfürsorgeverein, Sozialreferat

Leiter: Herr Lutzenberger

Geschäftsführung: Kath. Männerfürsorgeverein

Zuständigkeitsbereich: zuständig für Gefangene der JVAs München, Bernau, Landsberg, nicht zuständig für Frauen, Jugendliche, „Nichtseßhafte“ sowie Probanden der Bewährungshilfe und Führungsaufsicht, bei diesem Personenkreis erfolgt Weitervermittlung

Tätigkeitsbereiche: Beratung in der Haft (Besuch auf Antragschein) und nach Haftentlassung

→ Beratung in allen Fragen der Entlassung, Unterstützung bei Unterkunfts- und Arbeitssuche, Vermittlung von betreuten Wohnplätzen, Kontaktaufnahme zu Angehörigen, Beratung und Unterstützung bei finanziellen Problemen, Beratung bei Alkoholproblemen, in der MZS befindet sich eine Außenstelle des Arbeitsamtes (→ Beratung), Möglichkeit des betreuten Wohnens für begrenzten Zeitraum, ausschließlich Einzelzimmer (3 WGs mit 18 Plätzen)

Verzeichnis der Tabellen und Abbildungen

<i>Tabelle 1: Schätzung der Zahl der Wohnungslosen (in Tausend) Quelle: BAG Wohnungslosenhilfe e.V., Februar 2006</i>	11
<i>Tabelle 2: Altersverteilung Männer (Sozialreferat, 1989 und Romaus 1995)</i>	17
<i>Tabelle 3: Familienstand (Sozialreferat, 1989 und Romaus 1995)</i>	18
<i>Tabelle 4: Schulbildung (Sozialreferat, 1989)</i>	19
<i>Tabelle 5: Gegenwärtige Einkommensquellen (Sozialreferat, 1989)</i>	20
<i>Tabelle 6: Die Berufsstruktur zu verschiedenen Zeitpunkten (Sozialreferat, 1989)</i>	21
<i>Grafik 1: Arten der Arbeitsverhältnisse zu verschiedenen Zeitpunkten (Sozialreferat, 1989)</i>	22
<i>Tabelle 7: Die Berufsgruppenzugehörigkeit der Sozialhilfebezieher zu verschiedenen Zeitpunkten (Romaus, 1995)</i>	23
<i>Grafik 2: Basisdaten zur „Obdachlosen-Karriere“; Dauer des Lebens auf der Straße, Dauer des Sozialhilfebezugs in Jahren (Romaus, 1995)</i>	24
<i>Grafik 3: Basisdaten zur „Obdachlosen-Karriere“; Dauer der Ansässigkeit in München (Romaus, 1995)</i>	25
<i>Grafik 4: Zusammenhang zwischen Ansässigkeit in München und Sozialhilfebezug bzw. dem Leben auf der Straße</i>	26
<i>Tabelle 8: Auslösende Momente, Gründe für den Beginn der Wohnungslosenkariere (Sozialreferat, 1989)</i>	28
<i>Grafik 5: Hineinschlittern als ein zentrales Phänomen des Beginns der Wohnungslosigkeit</i>	141
<i>Grafik 6: Flucht als ein zentrales Phänomen des Beginns der Wohnungslosigkeit</i>	155
<i>Tabelle 9: Die Untersuchungsgruppe der wohnungslosen Männer</i>	189